Königin Margot.

Von

Alexandre Dumas.

Aus dem Französischen

von

August Zoller.

Fünftes bis achtes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1845.

I.

Sire, Ihr werdet König sein.

„Sire," sprach René zu Heinrich, „ich komme, um mit Euch über eine Sache zu sprechen, die mich seit geraumer Zeit beschäftigt."

„Ueber Parfumerien?" versetzte Heinrich lächelnd.

„Nun wohl, ja, Sire . . . über Parfumerien, Sire . . ." antwortete René mit einem sonderbaren Zeichen der Einstimmung.

„Sprecht, ich höre, es ist dies ein Gegenstand, für den ich mich stets ungemein interessirt habe."

René schaute Heinrich an und versuchte es trotz seiner Worte in diesem undurchdringlichen Geiste zu lesen; als er aber sah, daß es völlig vergeblich war, fuhr er fort:

„Einer meiner Freunde, Sire, kommt von Florenz an; dieser Freund beschäftigt sich viel mit Astrologie."

„Ja," unterbrach ihn Heinrich, „ich weiß, das ist eine Leidenschaft der Florentiner."

„Er hat in Gesellschaft der ersten Gelehrten der Welt die Heroskope der vornehmsten Herren Europas gezogen."

„Oh, oh!" rief Heinrich.

„Und da das Haus Bourbon an der Spitze der höchsten Häuser steht, insofern es von dem Grafen von Clermont, dem fünften Sohne des heiligen Ludwig, abstammt, so kann sich Euere Majestät wohl denken, daß das ihrige nicht vergessen worden ist."

Heinrich hörte noch aufmerksamer.

„Und Ihr erinnert Euch dieses Heroskops?" fragte der König von Navarra mit einem Lächeln, das er gleichgültig zu machen suchte.

„Oh!" versetzte René den Kopf schüttelnd, „Euer Heroskop gehört nicht zu denjenigen, welche man vergißt."

„In der That!" rief Heinrich mit einer ironischen Geberde.

„Ja, Sire, Eure Majestät ist nach den Ausdrücken des Heroskops zu dem glänzendsten Geschicke berufen."

Das Auge des jungen Fürsten schoß einen unwillkührlichen Blitz, der beinahe eben so schnell wieder in einer Wolke der Gleichgültigkeit erlosch.

„Alle diese italienischen Orakel sind Schmeichler" sprach Heinrich, „und wer sagt Schmeichler, sagt auch Lügner. Gibt es nicht solche Orakel, welche mir prophezeiten, ich würde Heere befehligen?"

Und er brach in ein Gelächter aus. Aber ein minder mit sich selbst beschäftigter Beobachter, als es René in diesem Augenblicke war, hätte die Anstrengung dieses Lachens gesehen und erkannt.

„Sire," sagte René kalt, „das Heroskop kündigt noch etwas Besseres an, als dies."

„Kündigt es etwa an, daß ich an der Spitze von einem dieser Heere Schlachten gewinnen werde?"

„Noch etwas Besseres, Sire."

„Sprecht," sagte Heinrich, „am Ende werde ich noch ein Eroberer seyn?"

„Sire, Ihr werdet König seyn."

„Ei, Ventre-saint-gris!" rief Heinrich, ein heftiges Schlagen seines Herzens zurückdrängend, „bin ich es denn noch nicht?"

„Sire, mein Freund weiß, was er verspricht: Ihr werdet nicht nur König seyn, sondern auch regieren.“

„Ah!“ versetzte Heinrich mit seinem spöttischen Tone, „dann braucht Euer Freund zehntausend Goldthaler, nicht wahr, René? denn eine solche Prophezeiung ist in gegenwärtigen Zeitläuften für den Ehrgeiz sehr willkommen. Hört, René, da ich nicht reich bin, so gebe ich Eurem Freunde fünf sogleich und fünf weitere, wenn sich die Prophezeiung verwirklicht hat.“

„Sire,“ sprach Frau von Sauve, „vergeßt nicht, daß Ihr Euch bereits gegen Dariole verpflichtet habt, und überlastet Euch nicht mit Versprechungen.“

„Madame,“ versetzte Heinrich, „ist der Augenblick gekommen, so wird man mich hoffentlich als König behandeln, und jeder wird sehr zufrieden seyn, wenn ich die Hälfte von dem halte, was ich versprochen habe.“

„Sire,“ sprach René, „ich fahre fort.“

„Oh, das ist noch nicht Alles!“ rief Heinrich, „wenn ich Kaiser bin, gebe ich das Doppelte.“

„Sire, mein Freund kommt also von Florenz mit diesem Horoskop zurück, findet, dasselbe erneuernd, stets dieselben Resultate und vertraut mir ein Geheimniß an.“

„Ein Geheimniß, das Seine Majestät interessirt?“ fragte Charlotte lebhaft.

„Ich glaube,“ erwiederte der Florentiner.

„Er sucht seine Worte,“ dachte Heinrich, ohne René zu unterstützen; „es scheint, die Sache ist schwer zu sagen.“

„Dann sprecht,“ versetzte die Baronin von Sauve; „um was handelt es sich?“

„Es handelt sich,“ antwortete der Florentiner, alle seine Worte eines nach dem andern abwägend, „es handelt sich um die verschiedenen Vergiftungsgerüchte, welche seit einiger Zeit am Hofe im Umlaufe gewesen sind.“

Eine leichte Ausdehnung der Nasenflügel des Königs von Navarra war die einzige Andeutung seiner wachsen-

den Aufmerksamkeit bei dieser raschen Wendung, welche das Gespräch nahm.

„Und Euer Freund, der Florentiner?“ fragte Heinrich, „hat er genauere Kunde über diese Vergiftung?

„Ja, Sire.“

„Wie könnt Ihr mir ein Geheimniß anvertrauen, das nicht das Eurige ist, René, besonders ein Geheimniß von so großer Wichtigkeit?“ sagte Heinrich in dem natürlichsten Tone, den er anzunehmen vermochte.

„Dieser Freund hat Euere Majestät um einen Rath zu bitten?“

„Mich?“

„Was ist dabei zu staunen, Sire? Erinnert Euch des alten Soldaten von Actium, der, als er einen Prozeß hatte, Augustus um Rath fragte.“

„Augustus war ein Advokat, René, und ich bin es nicht.“

„Sire, als mein Freund mir sein Geheimniß anvertraute, gehörte Euere Majestät noch zu der calvinistischen Partei, deren erstes Haupt Ihr waret, während man Herrn von Condé als das zweite betrachtete.“

„Nun, und hernach?“ sagte Heinrich.

„Dieser Freund hoffte, Ihr würdet Euren allmächtigen Einfluß auf den Herrn Prinzen von Condé anwenden und ihn bitten, ihm nicht feindlich zu seyn.“

„Erklärt mir das, René, wenn ich es verstehen soll,“ sprach Heinrich ohne die geringste Veränderung in seinen Zügen oder in seiner Stimme kundzugeben.

„Sire, Eure Majestät wird es beim ersten Worte verstehen. Dieser Freund weiß alle Einzelnheiten des an Monseigneur dem Prinzen von Condé verübten Vergiftungsversuches.“

„Ah, man hat den Prinzen von Condé zu vergiften versucht?“ sagte Heinrich mit einem vortrefflich gespielten Erstaunen; „wirklich, und wann dies?“

René schaute den König fest an, und erwiederte nur die Worte:

„Vor acht Tagen, Majestät."

„Irgend ein Feind?" fragte der König.

„Ja," antwortete René, „ein Feind, den Eure Majestät kennt, und der Eure Majestät kennt."

„In der That," sprach Heinrich, „ich glaube davon gehört zu haben, aber ich kenne die einzelnen Umstände nicht, die mir Euer Freund enthüllen will, wie er sagt."

„Nun wohl, es wurde dem Prinzen von Condé ein wohlriechender Apfel überreicht; zum Glücke befand sich aber sein Arzt bei ihm, als man ihn brachte. Er nahm ihn aus den Händen des Boten und roch daran, um den Geruch und die Wirkung desselben zu versuchen. Zwei Tage nachher waren eine brandige Geschwulst des Gesichtes, ein Austreten des Blutes, eine scharfe Wunde, welche die Haut und das Fleisch verzehrte, der Lohn seiner Ergebenheit oder das Resultat seiner Unklugheit."

„Leider habe ich," antwortete Heinrich, „bereits Halbkatholik, allen Einfluß auf Herrn von Condé verloren. Euer Freund hätte also Unrecht, wollte er sich an mich wenden."

„Nicht allein bei dem Prinzen von Condé könnte Euere Majestät durch ihren Einfluß meinem Freunde nützlich seyn, sondern auch bei dem Prinzen von Porcian, bei dem Bruder desjenigen, welcher vergiftet worden ist."

„Ei, ei!" rief Charlotte, „wißt Ihr, René, daß Eure Geschichten sehr nach dem Furchtsamen riechen? Ihr bittet sehr zu ungelegener Zeit. Es ist spät; Eure Rede hat den Charakter eines Leichenpredigers. In der That, Eure Parfumerien sind mehr werth."

Und Charlotte streckte abermals die Hand nach der Opiatkapsel aus.

„Madame," sagte René, „ehe Ihr es versucht, wie Ihr thun wollt, vernehmt, was für grausame Wirkungen die Boshaften daraus ziehen können."

„Ihr seyd offenbar heute Abend ein Leichenredner, René," sprach die Baronin.

Heinrich runzelte die Stirne, aber er begriff, daß

René zu einem Ziele gelangen wollte, das ihm noch nicht ganz klar war, und beschloß, diese Unterredung, welche so schmerzliche Erinnerungen in ihm erregte, bis zum Ende zu führen.

„Ihr kennt auch die Einzelnheiten der Vergiftung des Prinzen von Porcian?“ fragte er.

„Ja,“ sprach René. „Man wußte, daß er jede Nacht eine Lampe in der Nähe seines Bettes brennen ließ: man vergiftete das Oel und er wurde durch den Geruch getödtet.“

Heinrich zog krampfhaft seine durch die Wuth feuchten Finger zusammen.

„Derjenige also,“ murmelte er, „welchen Ihr Euern Freund nennt, weiß nicht nur die einzelnen Umstände dieser Vergiftung, sondern er kennt auch den Urheber derselben?“

„Ja, und deßhalb wollte er wissen, ob Ihr auf den Prinzen von Porcian so viel Einfluß hättet, daß Ihr dem Mörder Verzeihung für die Vergiftung seines Bruders verschaffen könntet?“

„Leider,“ erwiederte Heinrich, „habe ich, da ich noch halb Hugenott bin, auf den Herrn Prinzen von Porcian keinen Einfluß. Er hätte also Unrecht, wenn er sich an mich wenden würde.“

„Aber was denkt Ihr von der Stimmung des Prinzen von Condé und des Herrn von Porcian?“

„Wie sollte ich ihre Stimmung kennen, René? Gott hat mir, so viel ich weiß, nicht das Vorrecht gegeben, in den Herzen zu lesen.“

„Eure Majestät kann sich selbst befragen,“ sprach der Florentiner ruhig. „Gibt es nicht in dem Leben Eurer Majestät ein so düsteres Ereigniß, daß es als Probe für die Milde dienen kann, so schmerzlich auch ein Probierstein für die Großmuth seyn mag?“

Diese Worte wurden mit einem Tone ausgesprochen, der selbst Charlotte beben machte. Es war eine so unmittelbare, so empfindliche Anspielung, daß die junge

Frau sich abwandte, um ihre Röthe zu verbergen und dem Blicke von Heinrich nicht zu begegnen.

Heinrich machte eine unermeßliche Anstrengung gegen sich selbst, er entwaffnete seine Stirne, die sich während der Worte des Florentiners mit Drohungen beladen hatte, verwandelte den edlen königlichen Schmerz, der ihm das Herz zusammenpreßte, in ein unbestimmtes Bedenken und erwiederte:

„In meinem Leben ein düsteres Ereigniß . . . nein, René, nein. Ich erinnere mich aus meiner Jugend nur der Tollheit und Sorglosigkeit, vermischt mit den mehr oder minder gewaltsamen Nothwendigkeiten, welche Allen die Bedürfnisse der Natur und die Prüfungen Gottes auferlegen."

René zwang sich ebenfalls, wandte seine Aufmerksamkeit bald Heinrich, bald Charlotte zu, als wollte er den Einen aufregen und die Andere zurückhalten; denn Charlotte setzte sich wirklich wieder vor ihre Toilette, um das peinliche Gefühl zu verbergen, das ihr dieses Gespräch verursachte, und streckte abermals die Hand nach der Opiatkapsel aus.

„Aber, Sire, wenn Ihr der Bruder des Prinzen von Porcian oder der Sohn des Prinzen von Condé wäret, und man Euren Bruder vergiftet, oder Euern Vater ermordet hätte. . .?"

Charlotte stieß einen leichten Schrei aus, und näherte abermals das Opiat ihren Lippen. René sah die Bewegung, aber diesmal hielt er sie weder mit dem Worte, noch mit der Geberde zurück, sondern er rief nur:

„Im Namen des Himmels, antwortet Sire: wenn Ihr an ihrer Stelle wäret, was würdet Ihr thun?"

Heinrich sammelte sich, trocknete mit zitternder Hand seine Stirne, auf der einige Tropfen kalten Schweißes perlten, richtete sich in seiner ganzen Höhe auf und antwortete mitten unter dem Stillschweigen, das sogar den Athem von René und Charlotte hemmte:

„Wenn ich mich an ihrer Stelle befände, und ich wüßte gewiß, daß ich König wäre, d. h., daß ich Gott auf Erden verträte, so würde ich es machen, wie Gott, ich würde vergeben.“

„Madame,“ rief René, das Opiat Frau von Sauve aus den Händen reißend, „Madame, gebt mir diese Kapsel zurück. Ich sehe, mein Gehülfe täuschte sich, als er sie Euch überbrachte; morgen schicke ich Euch eine andere.“

II.

Ein Neubekehrter.

Am andern Tage sollte Parforce=Jagd im Walde von Saint=Germain seyn.

Heinrich hatte Befehl gegeben, ihm um acht Uhr Morgens ein kleines Bearner Pferd, das er Frau von Sauve zu geben beabsichtigte, vorher aber selbst versuchen wollte, gesattelt und gezäumt bereit zu halten. Um drei Viertel auf acht Uhr war das Pferd gerichtet; auf den Schlag acht Uhr kam Heinrich herab.

Stolz und feurig, trotz seines kleinen Wuchses, sträubte das Pferd seine Mähnen und tänzelte im Hofe. Es war kalt gewesen und ein leichtes Glatteis bedeckte den Boden.

Heinrich wollte den Hof durchschreiten, um auf die Seite der Ställe zu gehen, wo ihn das Pferd und der Reitknecht erwarteten, als er an einem Schweizer Soldaten vorüberkommend, der an der Thüre Schildwache stand, wahrnahm, daß dieser Soldat das Gewehr mit den Worten vor ihm präsentirte:

„Gott erhalte Seine Majestät den König von Navarra!“

Bei diesem Wunsche und besonders bei dem Tone der Stimme, die ihn aussprach, bebte der Bearner.

Er wandte sich um und machte einen Schritt rückwärts.

„Von Mouy,“ murmelte er.

„Ja, Sire, von Mouy.“

„Was macht Ihr hier?“

„Ich suche Euch.“

„Was wollt Ihr von mir?“

„Ich muß Eure Majestät sprechen.“

„Unglücklicher,“ sagte der König, sich ihm nähernd, „weißt Du nicht, daß Du Deinen Kopf wagst?“

„Ich weiß es.“

„Nun?“

„Nun, hier bin ich.“

Heinrich erbleichte leicht, denn er begriff, daß er die Gefahr theilte, welche der glühende junge Mann lief. Er schaute deßhalb unruhig um sich her und wich zum zweiten Male, nicht minder rasch als das erste Mal, zurück.

Sogleich sein Wesen und seine Haltung verändernd, nahm Heinrich die Muskete aus den Händen von Mouy, der, wie gesagt, Schildwache stand, und sprach, während er sich die Miene gab, als untersuchte er das Gewehr:

„Mouy, es geschieht gewiß nicht ohne wichtigen Grund, daß Ihr hierher kommt und Euch in den Rachen des Wolfes werft.“

„Nein, Sire, seit acht Tagen lauere ich auf Euch. Gestern erst erfuhr ich, daß Eure Majestät heute Morgen dieses Pferd probiren würde, und nahm den Posten an der Pforte des Louvre.“

„Aber wie in dieser Tracht?“

„Der Kapitän der Compagnie ist Protestant und einer meiner Freunde.“

„Hier ist Eure Muskete, stellt Euch wieder an Euren Posten. Man beobachtet uns. Bei meiner Rückkehr werde ich es versuchen, ein Wort mit Euch zu re-

den. Spreche ich aber nicht mit Euch, so haltet mich nicht zurück. Gott befohlen."

Von Mouy begann wieder seinen abgemessenen Marsch und Heinrich ging auf das Pferd zu.

„Was ist das für ein hübsches kleines Pferd?" fragte der Herzog von Alençon von seinem Fenster aus.

„Ein Pferd, das ich diesen Morgen probiren sollte," antwortete Heinrich.

„Das ist aber kein Herrenpferd?"

„Nein, es war auch für eine schöne Dame bestimmt."

„Nehmt Euch in Acht, Heinrich, Ihr seyd indiscret; denn wir werden die schöne Dame auf der Jagd sehen, und wenn ich nicht weiß, wessen Ritter Ihr seyd, so weiß ich doch wenigstens, wem Ihr als Stallmeister angehört."

„Mein Gott, Ihr werdet es nicht erfahren," sagte Heinrich mit seiner scheinbaren Gutmüthigkeit, „denn die schöne Dame wird nicht ausreiten können, da sie diesen Morgen sehr unpäßlich ist." Und er schwang sich in den Sattel.

„Ah, bah!" sprach Alençon lachend, „die arme Frau von Sauve!"

„Franz, Franz! Ihr seyd indiscret!"

„Was fehlt ihr denn, der schönen Charlotte?" versetzte der Herzog von Alençon.

„Ich weiß es nicht," erwiederte Heinrich, indem er sein Pferd in kurzen Galopp setzte und einen Manegekreis beschreiben ließ; „ich weiß es nicht, der Kopf ist ihr schwer, wie mir Dariole gesagt hat, eine Art von Erstarrung durch den ganzen Körper, eine allgemeine Schwäche."

„Wird Euch das hindern, uns Gesellschaft zu leisten?" sagte der Herzog.

„Mich, warum?" versetzte Heinrich. „Ihr wißt, daß ich ein leidenschaftlicher Jäger bin und daß mich nichts bewegen könnte, bei der Jagd zu fehlen."

„Diese werdet Ihr doch verfehlen, Heinrich," sagt

der Herzog, nachdem er sich umgewendet und einen Augenblick mit einer Person gesprochen hatte, welche für die Augen von Heinrich unsichtbar geblieben war, weil sie von dem Hintergrunde des Zimmers aus sprach, „denn Seine Majestät läßt mir so eben sagen, die Jagd könne nicht statt finden."

„Bah!" versetzte Heinrich mit einer ärgerlichen Miene. „Warum dieß?"

„Sehr wichtige Briefe von Herrn von Nevers, wie es scheint. Es findet eine Berathung zwischen dem König, der Königin Mutter und meinem Bruder, dem Herzog von Anjou, statt."

„Ah, ah!" sagte Heinrich zu sich selbst; „sollten Nachrichten aus Polen eingetroffen seyn?"

Dann fuhr er laut fort:

„In diesem Falle ist es unnöthig, daß ich mich länger auf dem Glatteise gefährde. Auf Wiedersehen, mein Bruder."

Hierauf hielt er sein Pferd vor Mouy an und sagte zu diesem:

„Mein Freund, rufe einen von Deinen Kameraden, daß er den Wachtdienst für Dich vollends versieht. Hilf dem Reitknechte dieses Pferd abgürten, nimm den Sattel auf den Kopf und trage ihn zu dem Goldschmiede der Geschirrkammer. Es ist eine Stickerei daran zu machen, die er für heute zu vollenden nicht mehr Zeit hatte. Du kommst dann in meine Wohnung, um mir Antwort zu sagen."

Von Mouy beeilte sich zu gehorchen, denn der Herzog von Alençon war vom Fenster verschwunden und hatte offenbar irgend einen Verdacht geschöpft.

Er hatte wirklich kaum das Pförtchen hinter sich, als der Herzog von Alençon erschien. Ein wirklicher Schweizer war an dem Platze von Mouy.

Der Herzog schaute mit großer Aufmerksamkeit die Schildwache an, wandte sich sodann nach Heinrich um und sagte zu diesem:

„Ihr habt so eben nicht mit diesem Menschen gesprochen, nicht wahr, mein Bruder?"

„Der Andere ist ein Bursche aus meinem Hause, den ich zu den Schweizern brachte; ich habe ihm einen Auftrag gegeben, den er in diesem Augenblicke besorgt."

„Ah!" rief der Herzog, als ob ihm die Antwort genügte.

„Und wie geht es Margarethe?"

„Ich will sie fragen, mein Bruder."

„Habt Ihr sie seit gestern nicht gesehen?"

„Nein. Ich fand mich gestern Nacht gegen eilf Uhr bei ihr ein, aber Gillonne sagte mir, sie wäre müde und schliefe."

„Ihr werdet sie nicht in ihren Gemächern finden; sie ist ausgegangen."

„Ja," sagte Heinrich, „das ist möglich, sie sollte sich in das Annonciade-Kloster begeben."

Es ließ sich das Gespräch nicht weiter treiben; Heinrich schien entschlossen, nur zu antworten.

Die zwei Schwäger verließen sich also, der Herzog von Alençon, um Neuigkeiten zu erfahren, wie er sagte, der König von Navarra, um in seine Wohnung zurückzukehren.

Einen Augenblick, nachdem die zwei Schwäger sich getrennt hatten, klopfte man an die Thüre des Schlafzimmers von Heinrich.

„Wer ist da?" fragte er.

„Sire," antwortete eine Stimme, in der Heinrich die von Mouy erkannte, „die Antwort des Goldschmieds der Sattelkammer."

Heinrich ließ, sichtbar bewegt, den jungen Mann eintreten und schloß die Thüre hinter ihm.

„Ihr seyd es, von Mouy?" sprach Heinrich, „ich dachte, Ihr würdet überlegen."

„Sire," antwortete von Mouy, „ich überlege seit drei Monaten; das ist genug, nun ist es Zeit zu handeln."

Heinrich machte eine Bewegung der Unruhe.

„Fürchtet Euch nicht, Sire, wir sind allein, und ich beeile mich, denn die Augenblicke sind kostbar. Euere Majestät kann uns durch ein einziges Wort zurückgeben, was die Sache der Religion durch die Ereignisse des Jahres verloren hat. Wir wollen klar, kurz, offenherzig seyn."

„Ich höre, mein braver Mouy," antwortete Heinrich, als er sah, daß es unmöglich war, die Erklärung zu vereiteln.

„Ist es wahr, daß Eure Majestät die protestantische Religion abgeschworen hat?"

„Es ist wahr," sprach Heinrich.

„Ja, aber mit den Lippen oder mit dem Herzen?"

„Man ist immer dankbar gegen Gott, wenn Er uns das Leben rettet," erwiederte Heinrich, die Frage umdrehend, wie es bei solchen Fällen seine Gewohnheit war, „und Gott hat mich bei dieser grausamen Gefahr sichtbar geschont."

„Sire," versetzte von Mouy, „gestehen wir Eines."

„Was?"

„Daß Eure Abschwörung keine Sache der Ueberzeugung, sondern der Berechnung ist. Ihr habt abgeschworen, damit Euch der König das Leben lasse, und nicht, weil es Gott Euch erhalten hat."

„Was auch die Ursache meiner Bekehrung seyn mag, von Mouy, ich bin darum nicht minder Katholik."

„Ja, aber werdet Ihr es bleiben? Werdet Ihr bei der ersten Gelegenheit, die sich bietet, Eure Existenz- und Gewissens-Freiheit wieder zu erlangen, diese nicht ergreifen? Wohl, diese Gelegenheit bietet sich: La Rochelle ist im Aufruhr begriffen, Roussillon und Bearn warten nur auf ein Wort, um zu handeln; in der Guyenne schreit Alles nach Krieg. Sagt mir nur, daß Ihr ein gezwungener Katholik seyd, und ich stehe für die Zukunft."

„Man nöthigt einen Edelmann von meiner Geburt

nicht, mein lieber von Mouy. Was ich gethan habe, habe ich aus freien Stücken gethan."

„Aber, Sire," sagte der junge Mann, das Herz gepreßt über diesen Widerstand, den er nicht erwartete, „Ihr bedenkt nicht, daß Ihr durch Eure Handlungsweise uns verlaßt, verrathet."

Heinrich blieb unempfindlich.

„Ja," fuhr Mouy fort, „ja, Ihr verrathet uns, Sire, denn mehre von uns sind auf Gefahr ihres Lebens gekommen, um Eure Ehre und Eure Freiheit zu retten. Wir haben Alles vorbereitet, um Euch einen Thron zu geben, Sire, versteht Ihr wohl? Nicht allein die Freiheit, sondern die Macht, einen Thron nach Euerem Wohlgefallen; denn in zwei Monaten könnt Ihr wählen zwischen Navarra und Frankreich."

„Von Mouy," sagte Heinrich, seinen Blick verschleiernd, der unwillkührlich bei diesem Vorschlag einen Blitz geschleudert hatte, „von Mouy, ich bin unverletzt, ich bin Katholik, ich bin der Gemahl von Margarethe, ich bin der Bruder des Königs Karl, ich bin der Schwiegersohn meiner guten Mutter Catharine. Von Mouy, indem ich diese verschiedenen Stellungen annahm, berechnete ich nicht nur die Chancen, sondern auch die Verpflichtungen."

„Aber, Sire," versetzte von Mouy, „woran soll man glauben? Man sagt mir, Euere Ehe sey noch nicht vollzogen, man sagt mir, Ihr seid frei im Grunde des Herzens, man sagt mir, der Haß von Catharine. . . ."

„Lüge, Lüge," unterbrach ihn der Bearner. „Ja, man hat Euch unverschämt getäuscht, mein Freund. Diese Margarethe ist wohl meine Frau; Catharine ist wohl meine Mutter; der König Karl IX. endlich ist wohl der Herr und Meister meines Lebens und meines Herzens."

Von Mouy bebte; ein beinahe verächtliches Lächeln zog über seine Lippen hin.

„Also Sire," sprach er, indem er entmuthigt seine

Arme sinken ließ und mit dem Blicke diese Seele voll Finsterniß zu ergründen suchte, „das ist die Antwort, die ich meinen Brüdern zu bringen habe? Ich werde ihnen sagen, der König von Navarra reiche seine Hand und gebe sein Herz denen, welche uns erwürgt haben, ich werde ihnen sagen, er sey der Schmeichler der Königin Mutter und der Freund von Maurevel geworden."

„Mein lieber von Mouy," versetzte Heinrich, „der König verläßt den Rath, und ich muß mich bei ihm nach den Gründen erkundigen, welche ihn veranlaßt haben, eine so wichtige Sache, wie eine Jagdpartie, zu verschieben. Gott befohlen, mein Freund, ahmt mich nach, kehrt zum König zurück und hört die Messe."

Und Heinrich führte oder stieß vielmehr den jungen Mann zurück, dessen Erstaunen der Wuth Platz zu machen anfing.

Kaum hatte er die Thüre geschlossen, als er, außer Stands, der Gierde zu widerstehen, an irgend Etwas, in Ermangelung von irgend Jemand sich zu rächen, seinen Hut zwischen den Händen zerknitterte, auf den Boden warf und ihn mit den Füßen stampfend, wie ein Stier den Mantel des Matadors, ausrief:

„Beim Tode! das ist ein elender Fürst, und ich habe große Lust, mich hier tödten zu lassen, um ihn mit meinem Blute für immer zu beflecken."

„Stille! Herr von Mouy," sagte eine Stimme, welche aus einer halb geöffneten Thüre hervorkam, „stille! denn es könnte Euch ein Anderer, als ich, hören."

Von Mouy wandte sich rasch um und erblickte den Herzog von Alençon, der in einem Mantel eingehüllt, seinen bleichen Kopf in den Corridor ausstreckte, um sich zu versichern, ob von Mouy und er allein wären.

„Der Herr Herzog von Alençon," rief von Mouy, „ich bin verloren."

„Im Gegentheil," murmelte der Prinz, „Ihr habt vielleicht sogar das gefunden, was Ihr sucht; zum Be-

weise sage ich Euch, daß Ihr Euch nicht hier tödten lassen sollt, wie Ihr es beabsichtigt. Glaubt mir, Euer Blut kann zu etwas Besserem angewendet werden, als um die Schwelle des Königs von Navarra roth zu färben."

Bei diesen Worten öffnete der Herzog ganz weit die Thüre des Zimmers, das zuvor nur ein wenig geöffnet gewesen war.

„Dieses Zimmer ist das von zweien meiner Edelleute," sprach der Herzog, „Niemand wird uns hier aufjagen, wir können also nach unserm Gefallen sprechen. Kommt, mein Herr."

„Hier bin ich," antwortete der Verschwörer sehr erstaunt.

Und er trat in das Zimmer, dessen Thüre der Herzog von Alençon nicht minder lebhaft hinter sich schloß, als es der König von Navarra gethan hatte.

Von Mouy war wüthend, in Verzweiflung, fluchend eingetreten, aber allmählig machte der kalte, feste Blick des jungen Herzogs Franz auf den hugenottischen Kapitän den Eindruck des Zauberspiegels, der den Rausch vertreibt.

„Monseigneur," sagte er, „wenn ich richtig verstanden habe, will Euere Hoheit mit mir sprchen."

„Ja, Herr von Mouy," antwortete Franz. „Trotz Euerer Verkleidung hatte ich Euch zu erkennen geglaubt, und als Ihr vor meinem Bruder Heinrich das Gewehr präsentirtet, erkannte ich Euch vollends ganz. Nun, von Mouy, Ihr seyd also mit dem König von Navarra nicht zufrieden?"

„Monseigneur!"

„Auf! sprecht ohne Scheu mit mir. Ich gehöre, vielleicht ohne daß Ihr es vermuthet, zu Eueren Freunden."

„Ihr, Monseigneur?"

„Ja, ich. Sprecht also."

„Ich weiß nicht, was ich Euerer Hoheit sagen soll, Monseigneur. Die Dinge, über welche ich mit dem Könige von Navarra zu sprechen hatte, berühren Inte-

ressen, welche Euere Hoheit nicht begreifen dürfte. Ueberdieß," fügte von Mouy mit einer Miene, der er eine gewisse Gleichgültigkeit zu verleihen suchte, bei, „überdieß handelte es sich um Bagatellen."

„Um Bagatellen?" rief der Herzog.

„Ja, Monseigneur."

„Um Bagatellen, für welche Ihr, in den Louvre zurückkehrend, wo Euer Kopf, wie Ihr wißt, sein Gewicht in Gold werth ist, Euer Leben wagtet? Denn glaubt mir, es ist nicht unbekannt, daß Ihr mit dem König von Navarra und dem Prinzen von Condé eines der vornehmsten Häupter der Hugenotten seyd."

„Wenn Ihr das glaubt, so handelt gegen mich, wie es sich für den Bruder von König Karl und dem Sohn von der Königin Catharine geziemt."

„Warum soll ich so handeln, während ich gegen Euch äußerte, ich gehöre zu Eueren Freunden? Sagt mir also die Wahrheit."

„Monseigneur," erwiederte von Mouy, „ich schwöre Euch...."

„Schwört nicht, mein Herr, die reformirte Religion verbietet die Eide, und besonders die falschen."

Von Mouy runzelte die Stirne.

„Ich sage Euch, daß ich Alles weiß," sprach der Herzog."

Von Mouy schwieg fortwährend.

„Zweifelt Ihr daran," versetzte der Prinz mit freundlicher Zudringlichkeit. „Nun, mein lieber von Mouy, ich muß Euch überzeugen, Ihr sollt selbst urtheilen, ob ich mich täusche. Habt Ihr meinem Schwager Heinrich nicht so eben dort" — der Herzog streckte die Hand nach dem Zimmer des Bearners aus — „Euere Hülfe und die der Eurigen angetragen, um ihn wieder in sein Königreich-Navarra einzusetzen?"

Von Mouy schaute den Herzog mit verwirrter Miene an.

„Ein Antrag, den er mit Schrecken zurückgewiesen hat?“

Von Mouy blieb ganz erstaunt.

„Habt Ihr nicht Eure alte Freundschaft, die Erinnerung an die gemeinschaftliche Religion angerufen? Habt Ihr sodann nicht den König von Navarra mit einer Hoffnung so glänzend zu ködern gesucht, daß er davon geblendet war mit der Hoffnung auf die Krone von Frankreich? Nein! sagt, bin ich unterrichtet? Ist es das, was Ihr dem Bearner angetragen habt?“

„Monseigneur,“ rief von Mouy, „es ist es so sehr, daß ich mich in diesem Augenblicke frage, ob ich nicht Eurer Hoheit sagen soll, sie habe gelogen, um auf diese Art einen Kampf auf Leben und Tod hervorzurufen und durch den Tod von Einem von uns Beiden das Erlöschen dieses furchtbaren Geheimnisses zu sichern.“

„Sachte, mein braver von Mouy, sachte,“ sprach der Herzog, ohne das Gesicht zu verändern, ohne sich im Geringsten bei dieser furchtbaren Drohung zu bewegen; „das Geheimniß wird eher unter uns erlöschen, wenn wir Beide leben, als wenn Einer von uns stirbt. Hört mich und quält nicht länger den Griff Eures Degens. Zum dritten Male sage ich Euch, daß Ihr bei einem Freunde seyd. Antwortet mir also, wie einem Freunde. Hat der König von Navarra nicht Alles ausgeschlagen, was ihm von Euch angeboten worden ist?“

„Ja Monseigneur, und ich gestehe es, weil dieses Geständniß nur mich gefährden kann.“

„Habt Ihr nicht, als Ihr sein Zimmer verließet und Euren Hut mit den Füßen tratet, ausgerufen, er wäre ein feiger Fürst und nicht würdig, Euer Führer zu bleiben?“

„Das ist wahr, Monseigneur, ich habe es gesagt.“

„Ah, es ist wahr. Ihr gesteht es also?“

„Ja.“

„Und es ist immer noch Eure Ansicht?“

„Mehr als je, Monseigneur.“

„Nun wohl, ich, Herr von Mouy, ich, der dritte Sohn von Heinrich II., ich, ein Sohn von Frankreich, bin ich ein hinreichend guter Edelmann, um Euren Soldaten zu befehligen? Sprecht. Und haltet Ihr mich für rechtschaffen genug, daß Ihr auf mich bauen zu können glaubt?"

„Ihr, Monseigneur, Ihr, das Haupt der Hugenotten."

„Warum nicht? Es ist die Zeit der Verwandlungen, wie Ihr wißt. Heinrich hat sich zum Katholiken gemacht, ich kann wohl Protestant werden.

„Allerdings, Monseigneur; ich erwarte auch, daß Ihr mir erklärt. . . ."

„Nichts einfacher und ich will Euch mit zwei Worten die Politik aller Welt auseinandersetzen. Mein Bruder Karl tödtet die Hugenotten, um ungebundener zu regieren. Mein Bruder Anjou läßt sie tödten, weil er meinem Bruder Karl auf dem Throne folgen soll, und weil mein Bruder Karl, wie Ihr wißt, häufig krank ist. Ich aber . . . und das ist etwas ganz Anderes . . . ich werde nie in Frankreich regieren, wenigstens in Betracht, daß ich zwei ältere Brüder vor mir habe; ich, den der Haß meiner Mutter und meiner Brüder noch mehr, als das Gesetz der Natur vom Throne entfernt; ich, der ich auf keine Familienliebe, auf keinen Ruhm, auf kein Königreich Anspruch zu machen habe, ich, der ich jedoch ein Herz so edel, als das meiner Brüder im Busen trage, ich, mein lieber Mouy, will mir mit meinem Schwerte in diesem Frankreich, das sie mit Blut bedecken, ein Königreich zu schneiden suchen. Das ist mein Wille, Mouy. Ich will König von Navarra werden, nicht durch die Geburt, sondern durch die Wahl. Und bemerkt wohl, daß Ihr mir hiegegen keine Einwendung zu machen habt, denn ich bin kein Thronräuber, da mein Schwager Eure Anerbietungen ausschlägt und sich in Schlafsucht begrabend laut anerkannt, daß dieses Königreich Navarra nur eine Fiction ist. Mit Heinrich von Bearn habt

Ihr nichts, mit mir habt Ihr ein Schwert und einen Namen, Franz von Alençon, Sohn von Frankreich, Schutzwache aller seiner Gefährten oder aller seiner Genossen, wie Ihr sie nennen wollt. Nun, was sagt Ihr zu diesem Anerbieten, Herr von Mouy?"

„Ich sage, daß es mich blendet, Monseigneur."

„Mouy, Mouy, wir werden viele Hindernisse zu überwinden haben. Zeigt Euch daher nicht von Anfang an so anspruchsvoll und schwierig gegen einen Königssohn, und zwar gegen einen Königssohn, der Euch entgegenkommt."

„Monseigneur, die Sache wäre bereits abgemacht, wenn ich allein meine Ansichten zu behaupten hätte, aber wir haben einen Rath und so glänzend auch das Anerbieten ist, vielleicht gerade, weil es so ist, werden die Parteiführer doch nicht unbedingt beistimmen."

„Das ist etwas Anderes und die Antwort ist die eines ehrlichen Herzens und eines klugen Geistes. Aus der Art und Weise, wie ich zu Werke gegangen bin, von Mouy, mußtet Ihr meine Redlichkeit erkennen. Behandelt mich also Eurerseits als einen Mann, den man achtet und nicht als einen Prinzen, dem man schmeichelt. Von Mouy, habe ich Hoffnung?"

„Auf mein Wort, Monseigneur, und da Eure Hoheit wünscht, daß ich meine Meinung ausspreche, so sage ich, daß Eure Hoheit jede Hoffnung hat, seit von dem König von Navarra mein Anerbieten ausgeschlagen worden ist. Aber ich wiederhole, Monseigneur, daß eine Berathung mit meinen Führern für mich unerläßlich ist."

„Thut es also, mein Herr;" erwiederte der Herzog. „Wann die Antwort?"

Von Mouy schaute den Prinzen stillschweigend an. Dann, als ob er einen Entschluß gefaßt hätte, antwortete er:

„Monseigneur, gebt mir Eure Hand, soll ich sicher seyn, daß ich nicht verrathen werde, so muß ein Sohn von Frankreich meine Hand berühren."

Der Herzog streckte nicht nur seine Rechte gegen Mouy aus, sondern er nahm auch die Hand von Mouy und drückte sie.

„Nun, Monseigneur, bin ich ruhig," sagte der junge Hugenot. „Würden wir verrathen, so könnte ich behaupten, Ihr hättet keinen Theil daran. Sonst, Monseigneur, und so wenig Ihr bei einem solchen Verrathe betheiligt seyn dürftet, wäret Ihr entehrt."

„Warum sagt Ihr mir das, von Mouy, ehe Ihr mir sagt, Ihr würdet die Antwort Euren Häuptern überbringen?"

„Monseigneur, indem Ihr mich fragt, wann die Antwort? fragt Ihr mich zugleich, wo sind die Häupter? und wenn ich Euch sage: diesen Abend erfahrt Ihr zugleich, daß sie sich in Paris verborgen halten."

Während von Mouy diese Worte sprach, heftete er mit einer Geberde des Mißtrauens sein durchdringendes Auge auf den unsichern, schwankenden Blick des jungen Mannes.

„Geht, Herr von Mouy," versetzte der Herzog, „Ihr habt immer noch Zweifel. Aber ich kann nicht mit dem ersten Schlage ein volles Zutrauen von Euch fordern. Ihr werdet mich später besser kennen lernen. Es wird uns eine Gemeinschaft der Interessen verbinden, die Euch jeden Verdacht benimmt. Ihr sagt also diesen Abend, Herr von Mouy?"

„Ja, Monseigneur, denn die Zeit drängt. Diesen Abend also. Aber wo, wenn es Euch beliebt?"

„Im Louvre, hier in diesem Zimmer, seyd Ihr damit einverstanden?"

„Dieses Zimmer ist bewohnt?" entgegnete von Mouy mit dem Blicke die zwei Betten bezeichnend, welche einander gegenüberstanden.

„Von zweien meiner Edelleute, ja."

„Monseigneur, es scheint mir für mich unklug in den Louvre zurückzukehren."

„Warum dies?"

„Weil, wenn Ihr mich erkannt habt, Andere eben so gute Augen als Euere Hoheit haben, und mich auch erkennen können. Ich kehre jedoch in den Louvre zurück, wenn Ihr mir bewilligt, was ich mir von Euch erbitten werde.“

„Was?“

„Einen Schutzbrief.“

„Von Mouy,“ antwortete der Herzog, „ein Schutzbrief von mir, den man bei Euch findet, richtet mich zu Grunde und rettet Euch nicht. Nur unter der Bedingung vermag ich etwas für Euch, daß wir in den Augen Aller einander völlig fremd sind. Die geringste Verbindung von meiner Seite mit Euch, würde mich, falls man sie meiner Mutter oder meinen Brüdern bewiese, das Leben kosten. Ihr seyd also beschützt durch mein eigenes Interesse, von dem Augenblicke an, wo ich mich mit den Anderen überwerfe. Frei in meiner Thätigkeits-Sphäre, stark, wenn ich unbekannt bin, so lange ich undurchdringlich bleibe, beschütze ich Euch Alle, vergeßt das nicht. Ruft Eueren Muth zum letzten Male zu Hülfe; versucht auf mein Wort, was Ihr auf das Wort meines Schwagers versuchtet. Kommt diesen Abend in den Louvre.“

„Aber wie soll ich dahin kommen? Ich kann mich in dieser Tracht nicht in die Zimmer wagen. Sie war höchstens gut für die Corridors und Höfe. Meine eigene ist noch viel gefährlicher, weil Jedermann mich hier kennt und sie mich keineswegs hier verbirgt.“

Der Herzog schaute umher und seine Augen fielen auf die Staatsgarderobe von La Mole, welche gerade auf dem Bette ausgebreitet lag, das heißt auf einen prachtvollen mit Gold gestickten kirschrothen Mantel, einen Hut, mit einer weißen Feder geschmückt und mit einer Schnur von Gold- und Silberperlen umgeben, und ein Wams von perlgrauem Atlas.

„Seht Ihr diesen Mantel, diese Federn und dieses Wamms?“ sprach der Herzog; „sie gehören Herrn de La

Mole, einem meiner Edelleute, einem Stutzer vom besten Tone. Dieser Anzug hat Furore bei Hofe gemacht und man erkennt Herrn de La Mole auf hundert Schritte, wenn er ihn trägt. Ich will Euch die Adresse des Schneiders geben, der ihm denselben gemacht hat; bezahlt Ihr ihm das Doppelte von dem, was er werth ist, so habt Ihr heute Abend einen ähnlichen. Ihr werdet wohl den Namen von Herrn de La Mole behalten?"

Der Herzog von Alençon hatte kaum diese Worte gesprochen, als man einen Tritt, der sich im Corridor näherte, und einen Schlüssel hörte, der im Schlosse gedreht wurde.

„Wer ist da?" rief der Herzog, nach der Thüre eilend und den Riegel vorstoßend.

„Bei Gott," antwortete eine Stimme von Außen, „ich finde die Frage sonderbar. Wer ist da? das frage ich Euch. Das ist doch lustig, daß man mir ein: Wer da? zuruft, wenn ich in mein Zimmer zurückkehren will."

„Seyd Ihr es de La Mole?"

„Allerdings bin ich es. Aber wer seyd Ihr denn?"

Während La Mole sein Erstaunen darüber ausdrückte, daß er sein Zimmer bewohnt fand, und zu entdecken suchte, wer der neue Gast war, drehte sich der Herzog, die eine Hand an dem Riegel, die andere an dem Schlosse, rasch um und fragte von Mouy:

„Kennt Ihr Herrn de La Mole?"

„Nein, Monseigneur."

„Und er, kennt er Euch?"

„Ich weiß es nicht."

„Dann steht Alles gut; gebt Euch den Anschein, als schautet Ihr zum Fenster hinaus."

Von Mouy gehorchte, ohne zu antworten, denn La Mole fing an ungeduldig zu werden und trommelte mit beiden Fäusten an die Thüre.

Der Herzog warf einen letzten Blick auf Mouy und öffnete, als er sah, daß er den Rücken gedreht hatte.

„Monseigneur der Herzog!“ rief La Mole und wich erstaunt zurück. „Oh! verzeiht! verzeiht, Monseigneur.“

„Es ist nichts, mein Herr, ich bedurfte Eures Zimmers, um Jemand zu empfangen.“

„Ganz nach Belieben, Monseigneur; aber erlaubt mir, ich bitte Euch, meinen Mantel und meinen Hut von dem Bette zu nehmen, denn ich habe beides diese Nacht auf dem Quai de la Grève verloren.“

„In der That, mein Herr,“ erwiederte der Prinz lächelnd, indem er La Mole selbst die verlangten Gegenstände reichte, „Ihr seyd schlimm zugerichtet und müßt es mit sehr hartnäckigen Dieben zu thun gehabt haben.“

Der junge Mann verbeugte sich und ging weg, um im Vorzimmer die Kleider zu wechseln, ohne sich im Geringsten um das zu bekümmern, was der Herzog in seinem Zimmer that; denn es war gebräuchlich im Louvre, daß die Wohnungen der Edelleute für die Prinzen, denen sie zugehörten, zugleich für alle möglichen Aufnahmen dienten.

Von Mouy näherte sich dem Herzog und Beide horchten, um den Augenblick zu erfahren, wo La Mole fertig wäre und ausgehen würde. Als er aber die Kleider gewechselt hatte, entzog er sie selbst der Verlegenheit, denn er fragte, sich der Thüre nähernd:

„Um Vergebung, Monseigneur, hat Eure Hoheit nicht auf ihrem Wege dem Grafen von Coconnas begegnet?“

„Nein, mein Herr Graf, und er hatte doch diesen Morgen Dienst.“

„Dann wird man ihn mir ermordet haben,“ sprach sprach La Mole zu sich selbst, während er sich entfernte.

Der Herzog hörte das Geräusch der Tritte, welche nach und nach schwächer wurden, dann öffnete er die Thüre, zog Mouy zu sich und sagte zu ihm:

„Seht, wie er geht, und versucht diese unvergleichliche Tournure nachzuahmen.“

„Ich werde mein Bestes thun,“ erwiederte von

Mouy. „Leider bin ich kein Damenknecht, sondern ein Soldat.“

„Jedenfalls erwarte ich Euch vor Mitternacht in diesem Corridor. Ist das Zimmer meiner Edelleute frei, so empfange ich Euch in demselben. Ist dies nicht der Fall, so werden wir ein anderes finden.“

„Gut, Monseigneur.“

„Also diesen Abend, vor Mitternacht?“

„Diesen Abend, vor Mitternacht.“

„Oh, von Mouy wiegt den rechten Arm besonders stark, wenn Ihr geht; das ist eine Eigenthümlichkeit von Herrn de La Mole.“

III.

Die Rue Tizon und die Rue Cloche-Percée.

La Mole lief eiligst durch den Louvre weg und durchjagte Paris, um den armen Coconnas zu entdecken.

Es war seine erste Sorge, sich in die Rue de l'Arbre Sec zu begeben und bei Meister La Hurière einzutreten, denn La Mole erinnerte sich oft, den Piemontesen eine gewisse lateinische Devise aussprechen gehört zu haben, welche zu beweisen suchte, daß Amor, Bacchus und Ceres Götter erster Nothwendigkeit sind, und er hatte die Hoffnung, Coconnas werde, um den römischen Spruch zu befolgen, sich in dem schönen Gestirn nach einer Nacht eingestellt haben, welche für seinen Freund nicht minder stürmisch gewesen seyn mußte, als sie es für ihn selbst gewesen war.

La Mole fand nichts bei La Hurière als die Erinnerung an die übernommene Verbindlichkeit und ein Frühstück, das mit ebenso viel Freundlichkeit angeboten

wurde, als es unser Edelmann trotz seiner Unruhe mit großem Appetit annahm.

Sobald in Ermanglung des Geistes wenigstens der Magen beruhigt war, setzte sich La Mole wieder in Lauf und ging an der Seine hinauf, wie jener Mann, der seine ertrunkene Frau suchte. Als er auf den Quai de la Grève kam, erkannte er die Stelle, wo er drei bis vier Stunden vorher ohne Zweifel angehalten worden war, und er fand auf dem Schlachtfelde ein kleines Stück von der Feder seines Hutes. Das Gefühl des Besitzes ist bei dem Menschen angeboren. La Mole besaß zehn Federn, von denen immer eine schöner war, als die andere. Nichts desto weniger blieb er stehen, um diese oder vielmehr die einzigen Trümmer, welche sie überlebt hatte, aufzuheben, und er betrachtete dieselben mit einer mitleidigen Miene, als schwere Tritte in seiner Nähe erschollen und grobe Stimmen ihn auf die Seite gehen hießen. La Mole schaute empor und erblickte eine Sänfte, zwei Pagen voraus und von einem Stallmeister begleitet.

La Mole glaubte die Sänfte zu erkennen und ging lebhaft auf die Seite.

Der junge Edelmann hatte sich nicht getäuscht.

„Herr de La Mole?" sagte eine Stimme voll Weichheit, welche aus der Sänfte hervorkam, während eine Hand, weiß und zart wie Atlas, die Vorhänge zurückschob.

„Ja, Madame, ich selbst," antwortete La Mole sich verbeugend.

„Herr de La Mole, eine Feder in der Hand," fuhr die Dame in der Sänfte fort, „seyd Ihr denn verliebt, mein Herr, und findet Ihr etwa hier die verlorenen Spuren?"

„Ja, Madame," antwortete La Mole, „ich bin verliebt, und zwar sehr stark. Aber für den Augenblick sind es meine eigenen Spuren, die ich wieder finde, obgleich ich diese nicht gerade suche. Erlaubt mir aber Eure Majestät, mich nach ihrer Gesundheit zu erkundigen?"

„Vortrefflich, mein Herr. Ich habe mich, wie

mir scheint, nie besser befunden. Es kommt wahrscheinlich davon her, daß ich die Nacht in der Einsamkeit zugebracht habe."

„Ah, in der Einsamkeit," sprach La Mole, Margarethe auf eine seltsame Weise anschauend.

„Ja wohl, was ist dabei zu staunen?"

„Darf man, ohne unbescheiden zu seyn, fragen, in welchem Kloster?"

„Allerdings, mein Herr, ich mache kein Geheimniß daraus. Im Kloster der Annunciaden. Aber Ihr, was macht Ihr hier, mit diesem ganz verblüfften Gesichte?"

„Madame, ich suche meinen verschwundenen Freund, und während ich ihn suchte, fand ich diese Feder wieder."

„Welche von ihm herrührte? In der That, Ihr macht mir bange für ihn; der Platz ist schlimm."

„Eure Majestät mag sich beruhigen, die Feder kommt von mir her, ich habe sie heute Morgen gegen halb sechs Uhr auf diesem Platze verloren, während ich mich aus den Händen von vier Banditen losmachte, die mich mit aller Gewalt ermorden wollten, wenigstens wie ich glaube."

Margarethe drängte eine lebhafte Bewegung des Schreckens zurück.

„Oh, erzählt mir das," sagte sie.

„Die Sache ist ganz einfach, Madame ... Es war also, wie ich Euer Majestät zu bemerken die Ehre hatte, ungefähr halb sechs Uhr Morgens."

„Und um halb sechs Uhr Morgens," unterbrach ihn Margarethe, „waret Ihr schon ausgegangen?"

„Eure Majestät wird mich entschuldigen," sprach La Mole; „ich war noch nicht zurückgekehrt."

„Ah, Herr de La Mole, um fünf Uhr Morgens nach Hause kehren," versetzte die Königin mit einem Lächeln, das für alle Andern boshaft gewesen wäre, von La Mole aber abgeschmackter Weise anbetungswürdig gefunden wurde, „so spät nach Hause kehren, Ihr habt diese Strafe verdient."

„Ich beklage mich auch nicht, Madame," erwiederte La Mole, sich ehrfurchtsvoll verbeugend, „und wenn ich erdolcht worden wäre, so würde ich mich noch hundertmal glücklicher schätzen, als ich es zu seyn verdiene. Nun kurz, ich kehrte spät oder frühzeitig zurück, wie Eure Majestät will, als vier Manteldiebe aus der Rue de La Mortellerie hervorbrachen und mich mit unmäßig langen Krautmessern verfolgten. Das ist grotesk, nicht wahr, Madame, aber es ist einmal so. Ich mußte fliehen, denn ich hatte meinen Degen in dem Hause vergessen, wo ich die Nacht zubrachte."

„Oh, ich begreife," sagte Margarethe mit einem bewunderungswürdig naiven Lächeln, „und Ihr kehrt zurück, um Euern Degen zu suchen?"

La Mole schaute Margarethe an, als ob sich ein Zweifel in seinem Innern regte. „Madame, ich würde in der That dahin zurückkehren, und zwar sehr gerne in Betracht, daß mein Degen eine vortreffliche Klinge ist, aber ich weiß nicht, wo das Haus ist."

„Wie, mein Herr," versetzte Margarethe, „Ihr wißt nicht, wo das Haus ist, in welchem Ihr die Nacht zugebracht habt?"

„Nein, Madame, Satan soll mir das Leben rauben, wenn ich auch nur eine Vermuthung habe."

„Das ist ganz sonderbar. Eure Geschichte ist ja ein wahrer Roman."

„Wie Ihr sagt, ein wahrer Roman, Madame."

„Erzählt sie mir."

„Es ist ein wenig lange."

„Gleichviel, ich habe Zeit."

„Und besonders sehr unglaublich."

„Macht fort, ich bin im höchsten Grade gläubig."

„Euer Majestät befiehlt?"

„Ja doch, wenn es seyn muß."

„Ich gehorche. Gestern speisten wir bei Meister La Hurière zu Nacht."

„Vor Allem," fragte Margarethe mit einem äußerst natürlichen Tone, „wer ist dieser Meister La Hurière?"

„Meister La Hurière, Madame," sagte La Mole, Margarethe zum zweiten Male mit der zweifelhaften Miene anschauend, die man schon einmal bei ihm hatte wahrnehmen können, „Meister La Hurière ist der Herr des Gasthauses zum Schönen Gestirne in der Rue de l'Arbre Sec."

„Gut, ich sehe es von hier aus. Ihr speistet also bei Meister La Hurière mit Eurem Freunde Coconnas zu Nacht?'

„Ja, Madame, mit meinem Freunde Coconnas, als ein Mann eintrat, und jedem von uns ein Billet übergab."

„Aehnlich?" fragte Margarethe.

„Vollkommen ähnlich."

„Und es enthielt?"

„Nur folgende Zeile:"

„Ihr werdet in der Rue Saint-Antoine, der Rue de Jouy gegenüber, erwartet."

„Und keine Unterschrift?" fragte Margarethe.

„Nein, aber drei Worte, drei reizende Worte, welche dreimal dasselbe, d. h. ein dreifaches Glück versprachen."

„Und wie hießen diese drei Worte?"

„Eros, Cupido, Amor!"

„Das sind in der That drei süße Namen. Haben sie gehalten, was sie versprochen?"

„Oh, mehr, Madame, hundertmal mehr!" rief La Mole mit voller Begeisterung.

„Fahrt fort. Ich bin neugierig zu erfahren, was Euch in der Rue Saint-Antoine, der Rue de Jouy gegenüber, erwartete."

„Zwei Duennen, jede mit einem Taschentuch in der Hand. Wir sollten uns die Augen verbinden lassen. Eure Majestät erräth, daß wir keine Schwierigkeiten

machten, sondern muthig unsere Köpfe darboten. Meine Führerin ließ mich links drehen, die Führerin meines Freundes ließ ihn rechts drehen, und wir trennten uns."

„Und dann?" fuhr Margarethe fort, welche entschlossen schien, ihre Forschung bis zum Ende zu führen.

„Ich weiß nicht," versetzte La Mole, „wohin mein Freund geführt wurde; vielleicht in die Hölle. Was aber mich betrifft, so weiß ich, daß meine Führerin mich an einen Ort geleitete, welchen ich für das Paradies halte."

„Und woraus Ihr ohne Zweifel in Folge Eurer zu großen Neugierde vertrieben wurdet?"

„Ganz richtig, Madame, Ihr habt die Gabe der Devination. Ich erwartete den Tag mit Ungeduld, um zu sehen, wo ich wäre, als um halb fünf Uhr dieselbe Duenna zurückkehrte, mir die Augen abermals verband, mich versprechen ließ, keinen Versuch zu machen, die Binde abzunehmen, mich sodann hinausführte, und nachdem sie mich hundert Schritte begleitet hatte, mir einen Eid abforderte, daß ich die Binde erst abnehmen werde, wenn ich fünfzig gezählt hätte. Ich zählte bis auf fünfzig und befand mich in der Rue Saint-Antoine, der Rue der Jouy gegenüber.

„Als ich nun hier ein Stück von meiner Feder fand," fuhr La Mole fort, „so bebte mein Herz vor Freude; ich hob sie auf und gelobte mir, sie als ein Andenken an diese glückliche Nacht aufzubewahren. Mitten aber in meinem Glücke quält mich ein Umstand, nämlich der, daß ich nicht weiß, was vielleicht aus meinem Gefährten geworden ist."

„Er ist also nicht in den Louvre zurückgekehrt?"

„Ach nein, Madame. Ich suchte ihn überall, wo er seyn konnte, im goldenen Gestirne, beim Ballspiele und an vielen andern ehrenwerthen Orten; aber kein Annibal, und eben so wenig ein Coconnas."

Während La Mole diese Worte mit Begleitung einer kläglichen Geberde sprach, öffnete er die Arme

und schob seinen Mantel zurück, unter welchem man an verschiedenen Orten sein Wamms gähnen sah, das wie eben so viele elegante Schlitze das Futter durch die Risse zeigte.

„Man hat Euch gehörig gesiebt," sprach Margarethe.

„Gesiebt! das ist das Wort," sprach La Mole, dem es gar nicht unangenehm war, sich ein Verdienst aus der Gefahr zu machen, die er ausgestanden hatte. „Seht, Madame, seht!"

„Warum habt Ihr nicht im Louvre Euer Wamms gewechselt, da Ihr dahin zurückgekehrt seyd?" fragte die Königin.

„Ach," sagte La Mole, „es war Jemand in meinem Zimmer."

„Wie, es war Jemand in Eurem Zimmer?" sprach Margarethe, deren Augen das lebhafteste Erstaunen ausdrückten. „Und wer war denn in Eurem Zimmer?"

„Seine Hoheit."

„Stille!" unterbrach ihn Margarethe.

Der junge Mann gehorchte.

„Qui ad lecticam meam stant?" fragte sie de La Mole.

„Duo pueri et unus eques."

„Optime, barbari," sagte sie; „dic Moles, quem inveneris in cubiculo tuo."

„Franciscum ducem."

„Agentem?"

„Nescio quid."

„Quocum?"

„Cum ignoto." *)

---

*) Wer ist am Schlage?
Zwei Pagen und ein Stallmeister:
Gut, das sind Barbaren. Sagt mir, La Mole, wen habt Ihr in Eurem Zimmer getroffen?

„Das ist sonderbar," sprach Margarethe, „Ihr habt also Coconnas nicht wieder finden können," fuhr sie fort, offenbar ohne an das zu denken, was sie sagte.

„Madame, ich sterbe auch vor Unruhe hierüber, wie ich Eurer Majestät zu sagen die Ehre gehabt habe."

„Gut," versetzte Margarethe lächelnd, „ich will Euch nicht länger Eurer Forschung entziehen; aber mir kommt es vor, ohne daß ich weiß warum: er wird sich selbst wieder finden. Gleichviel, geht immerhin."

Und die Königin legte einen Finger auf den Mund. Da nun die schöne Margarethe La Mole kein Geheimniß anvertraut, kein Geständniß gemacht hatte, so begriff der junge Mann, daß diese reizende Geberde, insofern sie nicht ihm Stillschweigen anzuempfehlen beabsichtigen konnte, eine andere Bedeutung haben mußte.

Der Zug setzte sich wieder in Marsch und La Mole ging, um seine Nachforschungen zu verfolgen, an der Seine hinauf bis zu der Rue du Long-Pont, die ihn nach der Rue Saint-Antoine führte. Vor der Rue du Jouy blieb er stehen.

Hier hatten ihm und Coconnas am Tage vorher die zwei Duennen die Augen verbunden. Er hatte sich rechts gewendet und dann zwanzig Schritte gezählt. Er fing dasselbe Manoeuvre wieder an und stand vor einem Hause oder vielmehr vor einer Mauer, hinter der sich ein Haus erhob. Mitten in dieser Mauer war eine Thüre mit Schirmdach und mit starken Nägeln beschlagen.

Dieses Haus lag in der Rue Cloche-Percée, einer schmalen, kleinen Straße, welche in der Rue Saint-Antoine anfing und nach der Rue du Roi de Sicile ausmündete.

Den Herzog Franz.
Was that er?
Ich weiß nicht.
Mit wem?
Mit einem Unbekannten.

„Sangbleu!" sprach La Mole, „hier ist es, darauf wollte ich schwören. Als ich bei meinem Abgange die Hand ausstreckte, fühlte ich die Nägel an der Thüre, dann stieg ich zwei Stufen hinab. Der Mensch, welcher mit dem Rufe zu Hülfe floh und in der Rue du Roi de Sicile getödtet wurde, kam gerade vorüber, als ich den Fuß auf die erste setzte. Wir wollen doch sehen."

La Mole ging an die Thüre und klopfte.

Die Thüre öffnete sich und eine Art von Portier mit einem Schnurrbart trat auf die Schwelle.

„Was ist das?" fragte der Portier. *)

„Ah, ah!" murmelte La Mole, „es scheint, wir sind in der Schweiz. Mein Freund," fuhr er mit seiner freundlichsten Miene fort, „ich wünschte meinen Degen zu haben, den ich in diesem Hause gelassen habe, wo ich die Nacht zubrachte."

„Ich verstehe nicht," antwortete der Portier.

„Meinen Degen," versetzte La Mole.

„Ich verstehe nicht," wiederholte der Portier.

....„Den ich hier gelassen habe, ... meinen Degen wünschte ich zu haben."

„Ich verstehe nicht."

„Ich habe ihn in diesem Hause gelassen, wo ich die Nacht zubrachte."

„Geht zum Teufel!"

Und er warf ihm die Thüre vor der Nase zu.

„Gottes Blut!" sprach La Mole, „wenn ich den Degen hätte, den ich zurückfordere, würde ich ihn diesem Burschen mit dem größten Vergnügen durch den Leib rennen. Aber ich habe ihn nicht, und muß es mir für ein andermal vorbehalten."

Wonach La Mole seinen Weg bis zu der Rue du Roi de Sicile fortsetzte, sich rechts wandte, etwa fünfzig

---

*) Dumas läßt diesen Menschen Deutsch sprechen.

Schritte machte, dann abermals rechts ging und sich in der Rue Tizon befand, welche mit der Rue Cloche-Percée parallel läuft und dieser in allen Stücken ähnlich ist. Mehr noch: kaum hatte er dreißig Schritte gemacht, als er die kleine Thüre mit den großen Nägeln und dem Schirmdache, die zwei Stufen und die Mauer wieder fand. Es war, als hätte sich die Rue Cloche-Percée umgedreht, um ihn vorübergehen zu sehen.

La Mole bedachte nun, daß er möglicher Weise seine Rechte für seine Linke genommen, und klopfte an diese Thüre, um hier dieselbe Forderung zu stellen, die er bereits an der andern gemacht hatte. Aber diesmal mochte er immerhin klopfen, man öffnete nicht.

La Mole machte wiederholt denselben Gang, den er zuvor gemacht hatte, wodurch sich der ganz natürliche Gedanke bei ihm feststellte, das Haus habe zwei Eingänge, den einen nach der Rue Cloche-Percée, den andern nach der Rue Tizon.

Aber diese Betrachtung, so logisch sie auch war, gab ihm seinen Degen nicht zurück und belehrte ihn auch nicht, wo sich sein Freund befand.

Er hatte einen Augenblick den Gedanken, einen andern Degen zu kaufen und dem elenden Portier, der hartnäckiger Weise nur deutsch sprach, den Bauch aufzuschlitzen. Aber er bedachte, wenn dieser Portier Margarethe gehörte, und Margarethe ihn somit gewählt hätte, so müßte sie ihre Gründe dazu gehabt haben, und es wäre ihr vielleicht unangenehm, desselben beraubt zu werden. La Mole aber wollte um keinen Preis der Welt etwas Margarethen Unangenehmes thun. Aus Furcht, er könnte der Versuchung nachgeben, schlug er also um zwei Uhr Nachmittags wieder den Weg nach dem Louvre ein.

Da sein Zimmer diesmal nicht besetzt war, so konnte er eintreten. Die Sache war dringlich in Beziehung auf

sein Wamms, das, wie ihm die Königin bemerkte, beträchtlichen Schaden gelitten hatte.

Er ging also unaufhaltsam auf sein Bett zu, um das zerrissene Wamms durch das schöne perlgraue zu ersetzen. Aber zu seinem großen Erstaunen war das Erste, was er neben seinem perlgrauen Wamm'e fand, der berühmte Degen, den er in der Rue Cloche-Percée gelassen hatte.

La Mole nahm ihn, drehte ihn um und um; er war es.

„Ah, ah!" rief er, „sollte ein Zauber dahinter stecken!" Dann mit einem Seufzer: „Oh, könnte sich der arme Coconnas wieder finden, wie mein Degen."

Zwei bis drei Stunden, nachdem La Mole seine Runde um das kleine Doppelhaus aufgegeben hatte, öffnete sich die Thüre der Rue Tizon. Es war ungefähr sechs Uhr Abends und folglich völlig Nacht.

Eine Frau, in einen Pelz besetzten langen Mantel gehüllt, begleitet von einer Zofe, trat aus der Thüre, welche ihr eine Duenna von ungefähr vierzig Jahren offen hielt, schlüpfte rasch bis in die Rue du Roi de Sicile, klopfte an einer kleinen Thüre des Hotel d'Argenson, die sich vor ihr öffnete, ging durch das große Thor desselben Hotel, das nach der Vieille-Rue-du-Temple führte, wieder hinaus, erreichte eine Schlupfpforte des Hotel Guise, öffnete sie mit einem Schlüssel, den sie in ihrer Tasche hatte, und verschwand.

Eine halbe Stunde nachher trat ein junger Mann mit verbundenen Augen aus derselben Thüre desselben kleinen Hauses, geleitet von einer Frau, die ihn an die Ecke der Rue Geoffroy-Lasnier und de la Mortellerie führte. Hier forderte sie ihn auf, bis zu fünfzig zu zählen und dann seine Binde abzunehmen.

Der junge Mann befolgte gewissenhaft die Vorschrift und nahm bei der bestimmten Zahl die Binde ab, die ihm die Augen bedeckte.

„Mordi!" rief er, rings um sich herschauend, „ich will mich hängen lassen, wenn ich weiß, wo ich

bin! — Sechs Uhr!" sprach er, als er die Glocke von Notre-Dame schlagen hörte. „Und dieser arme La Mole! was ist wohl aus ihm geworden? Laufen wir in den Louvre, vielleicht weiß man dort etwas von ihm."

Nach diesen Worten ging Coconnas in größter Eile durch die Rue de la Mortellerie hinab und erreichte die Pforten des Louvre in kürzerer Zeit, als ein gewöhnliches Pferd dazu gebraucht hätte. Er warf auf seinem Wege die bewegliche Reihe braver Bürger nieder, welche friedlich um die Buden der Place Baudoyer spazierten, und trat in den Palast.

Hier befragte er Portier und Schildwache. Der Portier glaubte, er habe Herrn de la Mole am Morgen zurückkehren sehen, erinnerte sich aber nicht, daß er wieder hinausgegangen war. Die Schildwache war erst seit anderthalb Stunden da und wußte nichts.

Rasch stieg er in das Zimmer hinauf und öffnete eiligst die Thüre, aber er fand hier nichts als das zerrissene Wamms von La Mole, was seine Unruhe noch vermehrte.

Dann dachte er an La Hurière und lief zu dem würdigen Gastgeber zum Schönen Gestirn. La Hurière hatte La Mole gesehen. La Mole hatte bei La Hurière gefrühstückt. Coconnas war daher völlig beruhigt, und da er großen Hunger hatte, so forderte er für sich ein Abendbrod.

Coconnas war in der gehörigen Stimmung, um gut zu Nacht zu speisen. Er hatte einen beruhigten Geist und einen leeren Magen. Er speiste also so gut, daß das Mahl bis acht Uhr dauerte. Nunmehr gestärkt durch zwei Flaschen Anjouwein, den er sehr liebte und mit einem Wohlbehagen getrunken hatte, das sich durch Blinzeln seiner Augen und durch ein wiederholtes Schnalzen der Zunge kundgab, setzte er seine Nachforschung nach La Mole fort, wobei er seine neuen Gänge durch die verschiedenen Gruppen mit Fußtritten und Faustschlägen nach Maßgabe der Zunahme der freundschaftlichen Gesinnung

begleitete, die ihm die angenehme Empfindung eingeflößt hatte, welche stets auf ein gutes Mahl folgt.

Dies dauerte eine Stunde. Eine Stunde lang durchlief Coconnas alle Straßen in der Nähe des Quai de la Grêve, den Port au Charbon, die Rue Saint-Antoine und die Rues Tizon und Cloche-Percée, wohin seiner Meinung nach sein Freund zurückgekehrt seyn konnte. Endlich begriff er, daß es einen Ort gab, durch welchen er kommen mußte, die Pforte des Louvre. Und er beschloß, unter dieser Pforte seine Rückkehr abzuwarten.

Er war nur hundert Schritte vom Louvre und hob gerade eine Frau auf ihre Beine, deren Mann er auf der Place Sainte-Germain-l'Auxerrois niedergeworfen hatte, als er am Horizont vor sich bei der zweifelhaften Helle eines großen in der Nähe der Zugbrücke des Louvre errichteten Leuchtthurms den kirschrothen Mantel und die Feder seines Freundes erblickte, der bereits einem Schatten ähnlich, der Schildwache ihren Gruß zurückgebend, unter den Pforten verschwand.

Der berühmte kirschrothe Mantel hatte so großes Glück in der Welt gemacht, daß man sich nicht täuschen konnte.

„Mordi!" rief Coconnas, „er ist es! He he! La Mole! La Mole, mein Freund! Pest! ich habe doch eine gute Stimme! Wie kommt es, das er mich nicht gehört hat? Aber zum Glücke sind meine Beine so gut als meine Stimme, und ich will ihn einholen."

In dieser Hoffnung fing Ccoonnas an, aus Leibeskräften zu laufen, und gelangte in einem Augenblick in den Louvre; aber wie sehr er sich auch beeilte, so verschwand doch in demselben Moment der rothe Mantel, der ebenfalls große Eile zu haben schien, unter dem Vestibule.

„Oho! La Mole," rief Coconnas, abermals zum stärksten Laufe ansetzend, „warte doch auf mich! Ich bin es, Coconnas! Was Teufels hast Du denn so sehr zu eilen? Fliehst Du etwa?"

Der rothe Mantel stieg in der That, als ob er Flügel hätte, in einem wahren Sturme bis in den zweiten Stock hinauf.

„Ah, Du willst nicht auf mich warten!“ rief Coconnas, „ah, Du grollst mir, Du bist böse? Mordi! so geh zum Teufel! Ich kann nicht mehr!“

Es war unten an der Treppe, von wo aus Coconnas diese Rede dem Flüchtling zuschleuderte. Er leistete zwar darauf Verzicht, ihm mit den Beinen zu folgen, folgte ihm aber nichtsdestoweniger mit den Augen über die Schnecken der Treppe, wo der Mann mit dem Mantel nun auf der Höhe der Gemächer von Margarethe angelangt war. Plötzlich kam eine Frau aus diesen Gemächern hervor und nahm denjenigen, welchen Coconnas verfolgte, beim Arme.

„Oho!“ murmelte Coconnas, „das sieht mir ganz aus, wie die Königin Margarethe; dann ist es etwas Anderes. Er wurde erwartet, und ich begreife, daß er mir nicht geantwortet hat.“

Und er legte sich an das Geländer und richtete seinen Blick durch die Oeffnung der Treppe. Dann sah er nach ein paar Worten, die mit leiser Stimme gewechselt wurden, den kirschrothen Mantel der Königin in ihre Wohnung folgen.

„Gut, gut,“ sprach Coconnas, „es ist so, ich täusche mich nicht; es gibt Augenblicke, wo uns die Gegenwart unseres besten Freundes belästigt. Und dieser gute La Mole hat einen solchen Augenblick.“

Und Coconnas stieg sachte die Treppe hinauf, setzte sich auf eine Sammetbank, welche auf einem Vorplatze stand, und sagte zu sich selbst:

„Statt ihm nachzulaufen, werde ich auf ihn warten. Aber,“ fügte er bei, „wenn ich bedenke, er ist bei der Königin von Navarra, und ich könnte somit lange warten. Es ist kalt, bei Gott! ich will gehen, denn ich warte eben so gut in meinem Zimmer. Am

Ende muß er doch zurückkehren, und wenn der Teufel im Spiele wäre!"

Kaum vollendete er diese Worte und fing an den Entschluß auszuführen, der das Resultat desselben war, als ein behender, leichter Tritt über seinem Kopfe erscholl, und zwar begleitet von einem seinem Freunde so vertrauten Gesange, daß Coconnas sogleich den Hals nach der Seite ausstreckte, woher das Geräusch des Trittes und des Gesanges kam. Es war wirklich La Mole, der den obern Stock herabstieg, wo sein Zimmer lag, und Coconnas wahrnehmend, vier und vier die Stufen herabzuspringen anfing, welche ihn noch von seinem Freunde trennten, und als diese Operation beendigt war, sich ihm um den Hals warf.

„Oh! Mordi! du bist es," sprach Coconnas. „Wo Teufels, bist du denn heraus gekommen?"

„Ei, bei Gott! durch die Rue Cloche-Percée."

„Nein, ich meine nicht aus jenem Hause."

„Woher sonst?

„Aus dem Gemache der Königin."

„Der Königin?"

„Ja, der Königin von Navarra."

„Ich bin nicht zu ihr hinein gegangen."

„Geh doch!"

„Mein lieber Annibal," sagte La Mole, „Du sprichst ungereimtes Zeug. Ich komme von meinem Zimmer, wo ich seit zwei Stunden auf Dich warte."

„Du kommst aus Deinem Zimmer?"

„Ja."

„Du bist es also nicht gewesen, den ich auf dem Platze des Louvre verfolgte?"

„Wann dies?"

„In diesem Augenblick."

„Nein!"

„Du bist es nicht gewesen, der vor zehn Minuten unter der Pforte verschwand?"

„Nein!"

„Du bist nicht diese Treppe hinauf gelaufen, als ob Du von einer Legion von Teufeln verfolgt würdest?"

„Nein."

„Mordi!" rief Coconnas, „der Wein des Schönen Gestirns ist nicht so schlecht, daß er mir in diesem Grade den Kopf verdreht haben könnte. Ich sage Dir, daß ich so eben Deinen kirschrothen Mantel und Deine weiße Feder unter der Pforte des Louvre erblickte, daß ich den einen und die andere bis unten an diese Treppe verfolgt habe, und daß Dein Mantel, Dein Federhut und sogar Dein Arm, der sich wie ein Schwengel bewegt, hier von einer Dame erwartet wurden, die ich für die Königin von Navarra halte, welche das Ganze durch diese Thüre zog, die, wenn ich mich nicht sehr täusche, die Thüre der schönen Margarethe ist."

„Mordi!" sprach La Mole erbleichend, „sollte hier ein Verrath obwalten?"

„Immerhin!" versetzte Coconnas, „schwöre, so lange Du willst, aber sage mir nicht mehr, daß ich mich täuschte!"

La Mole zögerte einen Augenblick, den Kopf zwischen seine Hände pressend und zwischen der Achtung und der Eifersucht schwankend. Aber die Eifersucht trug den Sieg davon. Er stürzte nach der Thüre und fing an, an diese mit vollen Kräften zu klopfen, was einen in Betracht der Majestät des Ortes durchaus nicht anständigen Lärmen verursachte.

„Wir werden machen, daß man uns verhaftet," sprach Coconnas, „aber gleichviel, die Sache ist äußerst lustig. Sage mir, La Mole, sollte es vielleicht Geister im Louvre geben?"

„Ich weiß es nicht," erwiederte der junge Mann, so bleich wie die Feder, die seine Stirne beschattete. „Aber ich habe mir immer zu sehen gewünscht, und da sich die Gelegenheit bietet, so werde ich mein Möglichstes thun, mich diesem gegenüber zu stellen."

„Ich widersetze mich nicht," sprach Coconnas. „Nur

klopfe ein wenig minder stark, wenn Du sie nicht zornig machen willst."

La Mole, obgleich ganz außer sich, begriff die Richtigkeit dieser Bemerkung, und fuhr fort zu klopfen, aber mehr leise.

IV.

Der kirschrothe Mantel.

Coconnas hatte sich nicht getäuscht. Die Dame, welche den Cavalier in dem rothen Mantel aufhielt, war wirklich die Königin von Navarra. Was den Cavalier in dem kirschrothen Mantel betrifft, so hat unser Leser hoffentlich bereits errathen, daß es kein Anderer war, als der brave von Mouy.

Als der junge Mann die Königin von Navarra erkannte, begriff er, daß eine Verwechselung stattfand, aber er wagte es nicht, zu sprechen, aus Furcht, ein Schrei der Königin könnte ihn verrathen. Er zog es vor, sich bis in ihre Gemächer führen zu lassen, entschlossen, wenn er einmal darin wäre, zu seiner schönen Führerin zu sagen:

„Stillschweigen um Stillschweigen, Madame!"

Margarethe drückte wirklich in dem Halbdunkel demjenigen, welchen sie für La Mole hielt, sanft den Arm und sagte, sich an sein Ohr neigend, in lateinischer Sprache zu ihm;

„Ich bin allein, tretet ein, mein Theurer!"

Von Mouy ließ sich, ohne zu antworten, führen; aber kaum befand er sich in dem besser erleuchteten Vorzimmer, als Margarethe erkannte, daß es nicht La Mole war.

Der kleine Schrei, den der kluge Hugenott befürchtet hatte, entschlüpfte in diesem Augenblicke Margarethe.

„Herr von Mouy!" rief sie, einen Schritt zurückweichend.

„Ich selbst, Madame, und ich bitte Eure Majestät, mich meinen Weg frei fortsetzen zu lassen, ohne Jemand ein Wort von meiner Gegenwart im Louvre zu sagen."

„Oh, Herr von Mouy!" murmelte Margarethe, „ich hatte mich also getäuscht!"

„Ja," sprach von Mouy, „ich begreife; Eure Majestät wird mich für den König von Navarra gehalten haben. Es ist derselbe Wuchs, dieselbe weiße Feder, und wie Viele sagen, die mir ohne Zweifel schmeicheln wollen, dieselbe Tournure."

Margarethe schaute von Mouy fest an.

„Versteht ihr Lateinisch, Herr von Mouy?" sagte sie.

„Ich verstand es einst," antwortete der junge Mann, „habe es aber vergessen."

„Herr von Mouy, Ihr könnt von meiner Verschwiegenheit überzeugt seyn," fuhr sie fort, „da ich jedoch die Person zu kennen glaube, die Ihr im Louvre sucht, so biete ich Euch meine Dienste an, um Euch sicher zu ihr zu geleiten."

„Entschuldigt mich, Madame," sprach von Mouy, „ich glaube, daß Ihr Euch täuscht, und daß Ihr im Gegentheil durchaus nichts wißt. . ."

„Wie!" rief Margarethe, „sucht Ihr nicht den König von Navarra?"

„Ach, Madame, leider muß ich Euch vor Allem bitten, meine Anwesenheit im Louvre Seiner Majestät Eurem Gemahl zu verbergen."

„Hört, Herr von Mouy," sprach Margarethe erstaunt, „ich habe Euch bis jetzt für eines der entschiedensten Häupter der Hugenotten, für einen der treusten Parteigänger des Königs meines Gemahls gehalten; ich täuschte mich also?"

„Nein, Madame, noch diesen Morgen war ich Alles, was Ihr da sagt."

„Und warum habt Ihr Euch seit diesen Morgen geändert?"

„Madame," sprach von Mouy sich verbeugend, „wollt

mir die Antwort erlassen und habt die Gnade, meine Huldigung zu genehmigen."

Und in ehrfurchtsvoller, aber entschiedener Haltung machte von Mouy einige Schritte nach der Thüre, durch welche er eingetreten war.

Margarethe hielt ihn zurück.

„Mein Herr," sagte sie, „wenn ich Euch um eine Erklärung bitten würde. Mein Wort ist gut, wie es mir scheint."

„Madame, ich muß schweigen, und daß ich hiezu verpflichtet bin, beweist genugsam, daß ich Eurer Majestät noch nicht geantwortet habe."

„Jedoch, mein Herr. . . ."

„Eure Majestät kann mich zu Grunde richten, aber nicht verlangen, daß ich meine neuen Freunde verrathe."

„Doch die alten... haben sie nicht auch einige Rechte auf Euch?"

„Diejenigen, welche treu geblieben sind, ja; diejenigen, welche nicht nur uns, sondern sich selbst verlassen haben, nein!"

Margarethe war nachdenkend und unruhig und wollte ohne Zweifel eben eine neue Frage stellen, als Gillonne plötzlich in das Zimmer stürzte und ausrief:

„Der König von Navarra!"

„Von woher kommt er?"

„Durch den geheimen Gang."

„Laßt diesen Herrn durch eine andere Thüre hinaus."

„Unmöglich, Madame, hört Ihr?"

„Man klopft."

„Ja, an der Thüre, durch welche ich diesen Herrn hinausführen soll."

„Wer klopft?"

„Ich weiß es nicht."

„Seht nach und kommt zurück."

„Madame," sprach von Mouy, „darf ich es wagen, Eurer Majestät zu bemerken, daß ich, wenn der König

von Navarra mich zu dieser Stunde und in dieser Nacht im Louvre sieht, verloren bin?“

Margarethe nahm von Mouy beim Arme, führte ihn nach dem berühmten Cabinet und sprach:

„Tretet hier ein, mein Herr. Ihr seyd hier so gut verborgen und so gut beschützt, als in Eurem eigenen Hause, denn ich verpfände Euch dafür mein Wort.“

Von Mouy stürzte rasch in das Cabinet, und kaum war die Thüre hinter ihm geschlossen, als Heinrich erschien.

Diesmal hatte Margarethe keine Unruhe zu verbergen, und die Liebe lag hundert Meilen von ihren Gedanken.

Heinrich trat mit dem ängstlichen Mißtrauen ein, durch das er auch in dem am wenigsten gefährlichen Augenblicke selbst die geringfügigsten Dinge wahrnahm. Um so mehr war Heinrich unter den Umständen, in denen er sich befand, ein tiefer Beobachter.

Sogleich bemerkte er die Wolke, welche die Stirne von Margarethe verdüsterte.

„Ihr waret beschäftigt, Madame,“ sagte er.

„Ja, Sire, ich träumte.“

„Ihr hattet Recht, Madame, die Träumerei steht Euch gut. Ich träumte auch; aber im Gegensatze gegen Euch, die Ihr die Einsamkeit sucht, kam ich ausdrücklich herab, um Euch meine Träume mitzutheilen.“

Margarethe hieß den König durch ein Zeichen willkommen und deutete auf ein Fauteuil, während sie sich selbst auf einen Stuhl von geschnitztem Ebenholz so fein und stark wie Stahl setzte.

Es herrschte einen Augenblick Stillschweigen unter den Gatten. Heinrich unterbrach dasselbe zuerst und sagte:

„Ich erinnere mich, Madame, daß meine Träume in Beziehung auf die Zukunft mit den Eurigen das gemein haben, daß wir als Gatten getrennt dennoch Beide unser Glück zu vereinigen wünschten.“

„Das ist wahr, Sire!“

„Ich glaube auch begriffen zu haben, daß ich bei allen Plänen, die ich nach einem gemeinschaftlichen Grundrisse entwerfen dürfte, in Euch nicht nur eine treue, sondern auch eine thätige Verbündete finden würde.“

„Ja, Sire, und ich verlange nur Eines: daß Ihr, indem Ihr so schnell als möglich zum Werke schreitet, mir Gelegenheit geben möget, ebenfalls bald anzufangen.“

„Ich bin glücklich, Euch in dieser Stimmung zu finden, Madame, und ich glaube, daß Ihr nicht einen Augenblick befürchtet habt, ich könnte den Plan aus dem Blicke verlieren, dessen Ausführung an demselben Tage von mir beschlossen worden ist, wo ich durch Eure muthige Vermittelung der Rettung meines Lebens beinahe sicher war.“

„Mein Herr, ich halte Euere Sorglosigkeit für eine Maske und baue nicht allein auf die Weissagungen der Astrologen, sondern auch auf Eueren erhabenen Geist.“

„Was würdet Ihr aber dazu sagen, wenn Einer käme, um unsere Pläne zu durchkreuzen, mit der Drohung uns, Euch und mich, auf eine mittelmäßige Lage zu beschränken?“

„Ich würde sagen, ich sey bereit mit Euch, im Schatten oder offen, gegen diesen Einen, wer es auch seyn möchte, zu kämpfen.“

„Madame,“ fuhr Heinrich fort, „nicht wahr, Ihr habt zu jeder Stunde Eintritt bei dem Herzoge von Alençon? Ihr besitzt sein Vertrauen, und er hegt eine lebhafte Freundschaft für Euch. Darf ich es wagen, Euch zu bitten, nachzusehen, ob er nicht in diesem Augenblick mit irgend Jemand in geheimer Unterredung begriffen ist?“

Margarethe bebte.

„Mit wem, mein Herr?“ fragte sie.

„Mit Herrn von Mouy.“

„Warum dieß?“ sprach Margarethe, die Bewegung in ihrem Innern zurückdrängend.

„Weil, wenn es sich so verhält.... dann gute Nacht allen unseren Plänen, wenigstens allen den meinigen.“

„Sire, sprecht leise,“ sagte Margarethe, machte ein Zeichen zugleich mit den Augen und den Lippen und deutete mit dem Finger auf das Cabinet.

„Oh! oh;“ versetzte Heinrich, „abermals irgend Einer. In der That, dieses Cabinet ist so oft bewohnt, daß es Euer Zimmer unbewohnbar macht.“

Margarethe lächelte.

„Es ist doch wenigstens immer noch Herr de La Mole?“ fragte Heinrich.

„Nein, Sire, Herr von Mouy.“

„Er!“ rief Heinrich mit einem Erstaunen, in das sich Freude einmischte. „Er ist also nicht bei dem Herzog von Alençon? Ah! laßt ihn kommen, damit ich mit ihm sprechen kann.“

Margarethe lief nach dem Cabinet, öffnete es, nahm von Mouy bei der Hand und führte ihn geraden Wegs vor den König von Navarra.

„Ah! Madame,“ sprach der Hugenott, mit einem mehr traurigen als bittern Tone des Vorwurfs, „Ihr verrathet mich, trotz Eueres Versprechens, das ist schlimm. Was würdet Ihr sagen, wenn ich mich rächte, indem ich...“

„Ihr werdet Euch nicht rächen, von Mouy,“ unterbrach ihn Heinrich und drückte dem jungen Manne die Hand, „oder Ihr werdet mich wenigstens zuvor anhören. Madame,“ fuhr er sich an die Königin wendend fort, „macht, daß uns Niemand hört.“

Heinrich hatte kaum so gesprochen, als Gillonne ganz bestürzt eintrat und Margarethen ein paar Worte zuflüsterte, bei denen diese vom Stuhle aufsprang. Während sie mit Gillonne nach dem Vorzimmer lief, untersuchte Heinrich, ohne sich um die Ursache zu bekümmern, welche sie hinausrief, das Bett, den Raum hinter dem-

selben, die Vorhänge, und befühlte mit den Fingern die Wände. Herr von Mouy aber versicherte sich, aufgebracht über alle diese weitläufigen Vorsichtsmaßregeln, ob sein Degen nicht an der Scheide festhielt.

Als Margarethe das Schlafzimmer verließ, eilte sie in das Vorzimmer und befand sich La Mole gegenüber, welcher, trotz der inständigen Bitten von Gillonne, mit aller Gewalt zu Margarethe dringen wollte.

Coconnas stand hinter ihm, bereit ihn vorwärts zu stoßen oder seinen Rückzug zu unterstützen.

„Ah! Ihr seyd es, Herr de La Mole; aber was habt Ihr denn, warum zittert Ihr, warum seyd Ihr so bleich?“

„Madame,“ sprach Gillonne, „Herr de La Mole hat dergestalt an die Thüre geklopft, daß ich, unerachtet der Befehle Eurer Majestät, zu öffnen genöthigt war.“

„Oh! oh! was soll das bedeuten,“ sprach die Königin mit strengem Tone, „ist es wahr, was man mir da sagt, Herr de La Mole?“

„Madame, ich wollte Euere Majestät davon in Kenntniß setzen, daß ein Fremder, ein Unbekannter, vielleicht ein Dieb sich mit meinem Mantel und meinem Hute bei Euch eingeschlichen hat.“

„Ihr seyd ein Narr, mein Herr,“ erwiederte Margarethe, „denn ich sehe Eueren Mantel auf Eueren Schultern, und ich glaube, Gott soll mir vergeben, ich sehe auch Euern Hut auf Euerem Kopfe, während Ihr mit einer Königin sprecht.“

„Verzeihung, Madame, Verzeihung!“ rief La Mole, rasch den Hut abnehmend. „Gott sey mein Zeuge, es ist nicht Mangel an Achtung.“

„Nein es ist das Vertrauen, nicht wahr?“ sprach die Königin.

„Was wollt Ihr?“ rief La Mole, „wenn ein Mann bei Euerer Majestät ist, wenn er sich, meine

Tracht und vielleicht auch meinen Namen annehmend, einschleicht, wer weiß?"..

„Ein Mann!" sprach Margarethe, dem armen Verliebten sanft die Hand drückend, „ein Mann!... Ihr seyd bescheiden, Herr de La Mole, nähert Eueren Kopf der Oeffnung des Vorhanges und Ihr werdet zwei Männer sehen."

Margarethe öffnete wirklich ein wenig den Thürvorhang von goldgesticktem Sammet, und La Mole erkannte Heinrich, der mit einem Manne in rothem Mantel sprach; neugierig, als ob es sich um seine eigene Person gehandelt hätte, schaute Coconnas auch und sah und erkannte von Mouy; Beide blieben voll Erstaunen.

„Nun, da Ihr, wenigstens wie ich hoffe, beruhigt seyd;" sprach Margarethe, „stellt Euch an die Thüre meiner Wohnung, und laßt Niemand eintreten... bei Euerem Leben, mein lieber La Mole. Nähert sich Jemand auch nur dem Treppenplatze, so gebt Nachricht."

Schwach und gehorsam wie ein Kind, ging La Mole hinaus, schaute Coconnas an, der ihn ebenfalls anschaute, und Beide waren außen, ohne sich von ihrer Verwunderung erholt zu haben.

„Von Mouy!" rief Coconnas.

„Heinrich!" murmelte La Mole.

„Von Mouy, mit Deinem kirschrothen Mantel, Deiner weißen Feder und Deinem Arm als Schwengel."

„Doch höre," versetzte La Mole, „da es sich nicht um Liebe handelt, so handelt es sich um ein Complott."

„Ah! Mordi!" sprach Coconnas brummend, „wir stecken also in der Politik. Zum Glück sehe ich in Allem dem nicht Frau von Nevers."

Als Margarethe zurückkehrte, setzte sie sich neben die in der Unterredung begriffenen zwei Männer. Ihre Abwesenheit hatte nur eine Minute gedauert und die Zeit war gut von ihr benützt worden: Gillonne in dem geheimen Gange aufgestellt, die zwei Edelleute als

Schildwachen an dem Haupteingange verliehen ihr vollkommene Sicherheit.

„Madame," sprach Heinrich, „glaubt Ihr, es wäre durch irgend ein Mittel möglich, uns zu hören oder zu behorchen?"

„Mein Herr," sprach Margarethe, „dieses Zimmer ist ausgepolstert und ein doppeltes Täfelwerk bürgt mir für die Dämpfung."

„Ich verlasse mich auf Euch," versetzte Heinrich lächelnd.

Dann sich gegen von Mouy umwendend, sprach der König mit leiser Stimme und als ob, trotz der Versicherung von Margarethe, seine Befürchtungen noch nicht ganz beseitigt wären:

„Sprecht, in welcher Absicht kommt Ihr hierher?"

„Hierher?" sagte von Mouy.

„Ja, hierher, in dieses Zimmer."

„Er kam in keiner Absicht," versetzte Margarethe, ich habe ihn hierher gezogen."

„Ihr wußtet also? ..."

„Ich habe Alles errathen."

„Ihr seht wohl, von Mouy, daß man errathen kann."

„Herr von Mouy", fuhr Margarethe fort, „war diesen Morgen bei dem Herzog Franz in dem Zimmer von zweien seiner Edelleute ..."

„Ihr seht wohl, Herr von Mouy", wiederholte Heinrich, „daß man Alles weiß."

„Das ist wahr," sprach von Mouy.

„Ich wußte gewiß," sagte Heinrich, „daß sich der Herzog von Alençon Euerer bemächtigt hatte."

„Das ist Euer Fehler, Sire, warum habt Ihr so hartnäckig ausgeschlagen, was ich anbot?"

„Ihr habt Euch geweigert!" rief Margarethe. „Diese Weigerung, von der ich ein Vorgefühl hatte, ist also wirklich geschehen?"

„Madame," sprach Heinrich, „und Du, mein braver Mouy, in der That, Ihr macht mich lachen mit Eueren

Ausrufungen. Wie! es tritt ein Mensch ein, spricht mir von Thron, von Empörung, von Umsturz, mir, Heinrich, einem Prinzen, der geduldet wird, vorausgesetzt, daß er die Stirne niedrig trägt, einem Hugenotten, den man unter der Bedingung schont, daß er den Katholiken spielt, und ich soll einwilligen, wenn man mir die Anträge in einem Zimmer macht, das weder ausgepolstert, noch mit doppeltem Täfelwerk versehen ist! Ventre-saint-gris! Ihr seyd Kinder oder verrückt."

„Aber, Sire, konnte Euere Majestät mir nicht einige Hoffnung, wenn nicht durch Worte, doch wenigstens durch eine Geberde, durch ein Zeichen lassen?"

„Was hat Euch mein Schwager gesagt, von Mouy?"

„Oh! Sire, das ist nicht mein Geheimniß."

„Ei! mein Gott," versetzte Heinrich, gewisser Maßen ungeduldig, daß er es mit einem Menschen zu thun hatte, der seine Worte so schlecht begriff; „ich frage nicht, welche Vorschläge er Euch gemacht hat, ich frage nur, ob er horchte, ob er gehört hat?"

„Er horchte, Sire, und er hat gehört."

„Er horchte und hat gehört? Ihr sagt es selbst, von Mouy! Armer Verschwörer, hätte ich ein Wort gesprochen, so wäret Ihr verloren gewesen. Denn, wenn ich es auch nicht wußte, so vermuthete ich doch, daß er da war, und wenn nicht er, so irgend ein Anderer, Karl IX., der Herzog von Anjou, die Königin Mutter; Ihr kennt die Wände des Louvre nicht, von Mouy; für sie ist das Sprichwort gemacht worden: die Wände haben Ohren, und ich, der ich diese Wände kenne, hätte sprechen sollen? Mein lieber von Mouy, Ihr erzeigt dem Verstande des Königs von Navarra wenig Ehre, und ich wundere mich, daß Ihr, da Ihr ihn in Euerem Geiste nicht höher stellt, gekommen seyd, um ihm eine Krone anzubieten."

„Aber, Sire," versetzte von Mouy abermals, „konntet Ihr mir, während Ihr diese Krone ausschluget, nicht

wenigstens ein Zeichen machen? ich hätte nicht Alles für verzweifelt, für verloren gehalten.“

„Ei, Ventre=saint=gris, wenn er horchte, konnte er nicht eben so gut auch sehen, und ist man durch ein Zeichen nicht eben so verloren, wie durch ein Wort? Hört, von Mouy,“ fuhr der König, um sich her schauend, fort, „zu dieser Stunde, so nahe bei Euch, daß unsere Worte den Kreis von unsern drei Stühlen nicht überschreiten, befürchte ich noch gehört zu werden, wenn ich Dir sage: von Mouy wiederhole mir Deine Vorschläge!“

„Aber, Sire;“ rief von Mouy in Verzweiflung, „nun habe ich Verbindlichkeiten gegen den Herzog von Alençon eingegangen.“

Margarethe schlug voll Aerger ihre zwei schönen Hände an einander.

„Es ist also zu spät?“ sagte sie.

„Im Gegentheil,“ murmelte Heinrich, „begreift doch, daß der Schutz Gottes hierin sichtbar ist. Bleibe mit ihm in Verbindung, von Mouy, denn dieser Franz ist das Heil von uns Allen. Glaubst Du denn, der König von Navarra könnte alle Eure Köpfe verbürgen? Im Gegentheil, Unglücklicher, ich mache, daß man Euch Alle bis auf den Letzten, und zwar bei dem geringsten Verdachte tödtet. Aber ein Sohn von Frankreich, das ist etwas Anderes! Nimm Beweise, von Mouy, fordere Garantien! Aber bei Deiner Einfalt hast Du wohl Verbindlichkeiten mit dem Herzen eingegangen und ein Wort hat Dir genügt.“

„Oh! Sire, glaubt mir“, rief von Mouy, „die Verzweiflung darüber, daß Ihr uns verließet, hat mich dem Herzog in die Arme geworfen, dabei auch die Furcht verrathen zu werden, denn er besaß unser Geheimniß.“

„Besitze das seinige ebenfalls, von Mouy, das hängt von Dir ab. Was wünscht er? König von Navarra zu werden. Versprich ihm die Krone. Was will er? Den Hof verlassen! Liefere ihm die Mittel zur Flucht. Arbeite für ihn, von Mouy, als ob Du für mich

arbeiten würdest; lenke den Schild, daß er die Streiche parire, die man nach uns führt. Muß man fliehen, so werden wir zu Zwei fliehen. Muß man kämpfen und regieren, so werde ich allein seyn."

„Mißtraut dem Herzog," sprach Margarethe, „es ist ein finsterer, durchdringender Geist, ohne Haß und ohne Freundschaft, stets bereit seine Freunde als Feinde, seine Feinde als Freunde zu behandeln."

„Und er erwartet Euch, von Mouy?" sprach Heinrich.

„Ja, Sire."

„Wo dies?"

„In dem Zimmer jener zwei Edelleute!"

„Um welche Stunde?"

„Um Mitternacht."

„Noch nicht eilf Uhr," versetzte Heinrich; „es ist noch keine Zeit verloren, geht, von Mouy."

„Wir haben Euer Wort, mein Herr", sprach Margarethe.

„Stille doch, Madame," sagte Heinrich mit dem Vertrauen, das er bei gewissen Personen und bei gewissen Gelegenheiten so gut an den Tag zu legen wußte. „Bei Herrn von Mouy fragt man nicht einmal nach solchen Dingen."

„Ihr habt Recht, Sire," antwortete der junge Mann, „aber ich bedarf des Eurigen, denn ich muß den Führern sagen, daß ich es erhalten habe. Nicht wahr, Ihr seyd nicht Katholik?"

Heinrich zuckte die Achseln.

„Ihr leistet nicht auf das Königreich Navarra Verzicht?"

„Ich leiste auf kein Königreich Verzicht, nur behalte ich mir vor, das beste zu wählen, d. h. dasjenige, das am meisten mir und Euch genehm ist."

„Und wenn mittlerweile Eure Majestät verhaftet würde, verspricht sie, nichts zu enthüllen, sogar falls man die königliche Majestät durch die Folter verletzen würde?"

„Von Mouy, ich schwöre es Euch bei Gott."

„Sire, ein Wort. Wie soll ich Euch wieder sehen?"

„Ihr erhaltet schon morgen den Schlüssel zu meinem Zimmer. Ihr tretet ein, von Mouy, so oft es nothwendig ist, und wann Ihr wollt. Der Herzog von Alençon hat Eure Anwesenheit im Louvre zu verantworten. Mittlerweile geht die kleine Treppe hinauf. Ich werde Euch als Führer dienen. Unterdessen läßt die Königin hier den dem Eurigen ähnlichen rothen Mantel eintreten, welcher so eben im Vorzimmer war. Man soll keinen Unterschied zwischen den Beiden machen und nicht wissen, daß Ihr doppelt seyd?'

Heinrich sprach diese letzten Worte lachend und Margarethe dabei anschauend.

„Ja," sagte sie, ohne in Bewegung zu gerathen, „denn dieser Herr de La Mole gehört am Ende dem Herzog meinem Bruder."

„Gut, sucht ihn für uns zu gewinnen, Madame," sagte Heinrich mit vollkommenem Ernste, „spart weder Geld noch Versprechungen. Ich stelle alle meine Schätze zu Eurer Verfügung."

„Schön," sprach Margarethe mit jenem Lächeln, das nur den Frauen von Boccaccio gehört, „wenn dies Euer Wunsch ist, so werde ich mein Möglichstes thun, denselben zu unterstützen."

„Gut, und Ihr, von Mouy, kehrt zu dem Herzog zurück und laßt ihn anlaufen."

V.

Margarita.

Während des von uns berichteten Gespräches bezogen La Mole und Coconnas ihre Wache, La Mole ein wenig ärgerlich, Coconnas ein wenig unruhig.

La Mole hatte nämlich Zeit gehabt, zu überlegen und Coconnas hatte ihn dabei vortrefflich unterstützt.

„Was denkst Du von Allem dem, Freund?“ fragte La Mole Coconnas.

„Ich denke,“ antwortete der Piemontese, „daß hinter Allem dem eine Hofintrigue steckt.“

„Und vorkommenden Falls bist Du geneigt, eine Rolle bei dieser Intrigue zu spielen?“

„Mein Lieber,“ antwortete Coconnas, „höre wohl, was ich Dir sagen will, und suche Nutzen daraus zu ziehen. In allen diesen prinzlichen Schleichwegen, in allen diesen königlichen Machinationen können und müssen wir nur als Schatten gelten; wo der König von Navarra ein Stück von seiner Feder und der Herzog von Alençon einen Flügel von seinem Mantel läßt, da werden wir unser Leben lassen. Verliere Deinen Kopf in der Liebe, mein Theurer, aber verliere ihn nicht in der Politik.“

Das war ein weiser Rath. Er wurde auch von La Mole mit der Traurigkeit eines Menschen angehört, welcher, zwischen die Vernunft und die Thorheit gestellt, fühlt, daß er der Thorheit folgt.

„Aber ich liebe die Königin, Annibal, ich liebe sie, und liebe sie unglücklicher oder glücklicher Weise mit meiner ganzen Seele. Es ist Narrheit, wirst du sagen, ich gebe es zu, ich bin ein Narr; aber Du, der Du ein Weiser bist, Coconnas, Du sollst nicht durch meine Thorheiten und mein Unglück leiden. Suche unsern Herrn auf und gefährde Dich nicht.“

Coconnas überlegte einen Augenblick und antwortete sodann, den Kopf erhebend:

„Mein Lieber, Alles, was Du da sagst, ist vollkommen richtig. Du bist verliebt, handle als Verliebter. Ich bin ehrgeizig und denke, das Leben ist mehr werth, als das Lächeln einer Frau. Wenn ich mein Leben wage, so werde ich meine Bedingungen machen. Du, mein armer Medor, suche die Deinigen zu stellen.“

Und Coconnas reichte La Mole die Hand und entfernte sich, nachdem er zuvor mit seinem Freunde einen letzten Blick gewechselt hatte.

Er mochte seinen Posten ungefähr zehn Minuten verlassen haben, als sich die Thüre öffnete und Margarethe vorsichtig heraustrat, La Mole bei der Hand nahm und ihn, ohne ein Wort zu sagen, in die Tiefe ihres Gemaches zog, wonach sie die Thüren mit einer Sorgfalt schloß, welche die Wichtigkeit der Besprechung andeutete, die nun statthaben sollte.

Wieder im Zimmer, blieb sie stehen, setzte sich sodann in den ebenholzenen Stuhl, zog La Mole zu sich, schloß seine zwei Hände in die ihrigen und sagte:

„Nun, da wir allein sind, wollen wir ernsthaft sprechen, mein großer Freund."

„Ernsthaft, Madame?" sagte La Mole.

„Oder vertraulich, das geht Euch besser? Es kann ernste Dinge geben bei der Vertraulichkeit, und besonders bei der Vertraulichkeit einer Königin."

„Reden wir also von diesen ernsthaften Dingen, aber unter der Bedingung, daß Eure Majestät sich nicht über die tollen Dinge ärgert, die ich ihr sagen werde."

„Ich werde mich nur über Eines ärgern, La Mole, wenn Ihr mich Madame oder Majestät nennt; für Euch, mein Freund, bin ich nur Margarethe."

„Ja, Margaretha, ja, Margarita," sprach der junge Mann, die Königin mit dem Blicke verschlingend.

„So ist es gut," sagte Margarethe; „Ihr seyd also eifersüchtig, mein schöner Herr?"

„Oh, um die Vernunft darüber zu verlieren."

„Immer noch!"

„Um wahnsinnig zu werden, Margarethe."

„Und auf wen seyd Ihr eifersüchtig?"

„Auf alle Welt."

„Nun denn?"

„Auf den König zuerst."

„Ich glaubte, nach dem was Ihr gesehen und gehört habt, könntet Ihr von dieser Seite ruhig seyn."

„Auf diesen Herrn von Mouy, den ich diesen Morgen zum ersten Male gesehen habe, und an diesem Abend in Eurem Vertrauen so weit vorgerückt finde."

„Auf Herrn von Mouy?"

„Ja."

„Und was veranlaßt Euern Argwohn in Beziehung auf Herrn von Mouy?"

„Hört ... ich habe ihn an seinem Wuchse, an der Farbe seiner Haare, an einem natürlichen Gefühle des Hasses erkannt. Er ist es, der diesen Morgen bei Herrn von Alençon war."

„Wohl, aber welche Beziehung hat dieß zu mir?"

„Das kann ich nicht wissen; aber jedenfalls, Madame, seyd offenherzig; in Ermangelung eines andern Gefühles hat eine Liebe, wie die meinige, wohl das Recht, Offenherzigkeit zu verlangen. Seht, ich werfe mich zu Euern Füßen, wenn das, was Ihr für mich empfunden habt, nur ein vorübergehendes Gefühl ist, so gebe ich Euch Euer Wort, Eure Versprechungen zurück. Ich gebe dem Herzog von Alençon seine Gnadenbezeugungen und meine Stelle als Edelmann in seinem Dienste zurück und lasse mich bei der Belagerung von La Rochelle tödten, wenn mich nicht die Liebe getödtet hat, ehe ich dahin zu gelangen vermag."

Margarethe hörte lächelnd diese Worte voll Zauber und folgte mit den Augen dieser Action voll Anmuth. Dann ihr schönes, träumerisches Haupt auf seine brennende Hand legend, sagte sie:

„Ihr liebt mich?"

„Oh! Madame, mehr als mein Leben, mehr als mein Seelenheil, mehr als Alles. Aber Ihr, Ihr ... Ihr liebt mich nicht."

„Armer Narr," murmelte sie.

„Ja, Madame," rief La Mole immer noch auf seinen Knien, „ich sagte es, ich wäre es."

„Die erste Angelegenheit Eures Lebens ist also Eure Liebe, theurer La Mole?"

„Es ist die Einzige, Madame."

„Gut, es sey, ich werde aus allem Andern nur eine Beigabe dieser Liebe machen. Ihr liebt mich also, Ihr wollt bei mir bleiben?"

„Mein einziges Gebet zu Gott ist, daß er mich nie von Euch entferne."

„Wohl, Ihr werdet mich nie verlassen, ich bedarf Eurer."

„Wie? Ihr bedürft meiner? die Sonne bedarf des Scheinwurmes!"

„Werdet Ihr mir völlig ergeben seyn, wenn ich Euch sage, daß ich Euch liebe?"

„Ei, bin ich es denn nicht schon ganz und gar, Madame?"

„Ja, aber Gott vergebe mir, Ihr zweifelt noch."

„Oh! ich habe unrecht, ich bin undankbar, oder vielmehr, wie ich Euch wiederholt sagte, ich bin ein Narr. Aber warum war Herr von Mouy diesen Abend bei Euch? Warum habe ich ihn diesen Morgen bei Herrn von Alençon gesehen? Warum dieser kirschrothe Mantel? diese weiße Feder, dieses Bestreben, meine Haltung nachzuahmen?"

„Unglücklicher," sprach Margarethe, „Unglücklicher, der sich eifersüchtig nennt und nicht errathen hat! Wißt Ihr, La Mole, daß der Herzog von Alençon Euch mit seinem eigenen Schwerte tödten würde, wenn er wüßte, daß Ihr heute Abend hier seyd, mir zu Füßen liegt, und ich, statt Euch fortzujagen, Euch sage: „Bleibt hier, so wie Ihr seyd, La Mole, denn ich liebe Euch, mein schöner Edelmann! hört Ihr, ich liebe Euch! Nun wohl, ja, ich wiederhole es: er würde Euch tödten!'

„Großer Gott!" rief La Mole, sich zurückbiegend und Margarethe voll Schrecken anschauend, „wäre es möglich!"

„Alles ist möglich, Freund, in unserer Zeit und bei

diesem Hofe. Nun ein Wort: Nicht meinetwegen kam Herr von Mouy, in Euren Mantel gekleidet, das Gesicht unter Eurem Hute verborgen, in den Louvre. Es geschah wegen Herrn von Alençon. Aber ich, die ich nicht davon in Kenntniß gesetzt war, hielt ihn für Euch, führte ihn hieher im Glauben, Ihr wäret es, und sprach mit ihm, ebenfalls im Glauben, ich spräche mit Euch. Er hat unser Geheimniß in seinen Händen, La Mole, man muß ihn also schonen."

„Ich will ihn lieber tödten," versetzte La Mole, „das ist kürzer und sicherer."

„Und mir, mein braver Edelmann," sagte die Königin, „ist es lieber, daß er lebt und daß er Alles erfahre; denn sein Leben ist uns nicht nur nöthig, sondern nützlich. Hört und erwäget wohl Eure Worte, ehe Ihr sprecht: liebt Ihr mich hinreichend, La Mole, um Euch zu freuen, wenn ich wirklich Königin, d. h. Gebieterin eines wahren Königreichs, würde?"

„Ach, Madame," rief La Mole, „ich liebe Euch genugsam, um zu wünschen, was Ihr wünscht, und wäre dieser Wunsch auch das Unglück meines ganzen Lebens."

„Nun wohl, wollt Ihr mich in der Verwirklichung dieses Wunsches, der Euch noch glücklicher machen wird, unterstützen?"

„Oh, ich werde Euch verlieren!" rief La Mole, sein Haupt in seinen Händen verbergend.

„Nein, im Gegentheil, statt der Erste meiner Diener zu seyn, werdet Ihr der Erste meiner Unterthanen. Das ist der ganze Unterschied."

„Oh, kein Interesse, keinen Ehrgeiz, Madame, befleckt nicht selbst das Gefühl, das ich für Euch hege... Ergebenheit, nichts als Ergebenheit."

„Edle Natur," sprach Margarethe, „nun, ja, ich nehme sie an, Deine Ergebenheit, und werde sie zu lohnen wissen."

Und sie reichte ihm ihre beiden Hände, welche La Mole in den seinigen drückte.

„Nun?“ sagte sie.

„Nun ja,“ antwortete La Mole, „ja, Margarethe, ich fange an, den unbestimmten Plan zu begreifen, von welchem man unter uns Hugenotten schon vor der Sanct Bartholomäusnacht sprach. Zu Ausführung dieses Planes war ich, wie so viele andere Würdigere, nach Paris gerufen worden. Nach diesem wirklichen Königreiche Navarra, das ein nur in der Einbildung bestehendes ersetzen sollte, strebt Ihr. Und dazu treibt Euch König Heinrich an. Von Mouy conspirirt mit Euch, nicht wahr? Aber was hat der Herzog von Alençon mit dieser Angelegenheit zu thun? Wo ist ein Thron für ihn in Allem dem? Ich sehe es nicht. Ist der Herzog von Alençon nun hinreichend Euer... Freund, um Euch bei Allem dem zu unterstützen, und zwar, ohne etwas Anderes im Austausche dafür zu verlangen, als die Gefahr, die er läuft?“

„Der Herzog, Freund, conspirirt für seine eigene Rechnung. Lassen wir ihn sich verirren, sein Leben bürgt uns für das unsere.“

„Aber ich, der ich ihm gehöre, darf ich ihn verrathen?“

„Ihn verrathen? und worin werdet Ihr ihn verrathen? Hat er nicht Euch verrathen, indem er Herrn von Mouy Euern Mantel und Euern Hut gab, als ein Mittel, bis zu ihm zu dringen? Ihr gehört ihm, sagt Ihr? Gehörtet Ihr nicht mir, mein Edelmann, ehe Ihr ihm gehörtet? und hat er Euch einen Beweis von Freundschaft gegeben, der größer wäre, als der Beweis von Liebe, den Ihr von mir besitzt?“

La Mole erhob sich bleich und wie vom Blitz getroffen.

„Oh,“ murmelte er, „Coconnas sagte es mir wohl! Die Intrigue hüllt mich in ihre Falte, sie wird mich ersticken.“

„Nun?“ fragte Margarethe.

„Nun," sprach La Mole, „so hört meine Antwort. Man behauptet, und ich habe es am andern Ende von Frankreich sagen hören, wo Euer so erhabener Name, der allgemeine Ruf Eurer hohen Schönheit wie ein schwankendes Verlangen nach dem Unbekannten mein Herz berührten, man behauptet: Ihr habet zuweilen geliebt und Eure Liebe sey stets den Gegenständen derselben unheilbringend gewesen, so daß der Tod, ohne Zweifel aus Eifersucht, sie beinahe immer Euch entrissen habe. Unterbrecht mich nicht, oh Margarita, denn man fügt bei: Ihr habet in goldenen Kapseln die Herzen dieser treuen Freunde *) bewahrt, und Ihr gönnet zuweilen diesen traurigen Ueberresten eine schwermüthige Erinnerung, einen frommen Blick. Ihr seufzt, meine Königin, Eure Augen verschleiern sich, es ist wahr. Wohl, macht aus mir den geliebtesten und glücklichsten von Euren Günstlingen. Bei Andern habt Ihr das Herz durchbohrt, und Ihr bewahrt dieses Herz. Bei mir macht Ihr mehr, Ihr gebt meinen Kopf Preis. Wohl, Margarethe, schwört mir vor dem Bilde dieses Gottes, der mein Leben gerade hier gerettet hat, schwört mir, daß Ihr, wenn ich für Euch sterbe, wie es mir ein unbestimmtes Vorurtheil andeutet, um Eure Blicke zuweilen darauf weilen zu lassen, diesen Kopf behaltet, den der Henker von meinem Leibe getrennt haben wird. Schwört mir, Margarethe, und das Versprechen einer solchen Belohnung von meiner Königin wird mich stumm, im Falle der Noth zum Verräther und feig machen, das

---

1) Sie trug einen großen Wulst, welcher rings umher Täschchen hatte. In jedes derselben steckte sie eine Kapsel, in welcher das Herz von einem ihrer hingeschiedenen Liebhaber enthalten war; denn sie war sorgfältig darauf bedacht, wenn sie starben, ihr Herz einbalsamiren zu lassen. Dieser Wulst hing jeden Abend an einem Haken, der hinter dem Kopfbrette ihres Bettes verschlossen wurde.

Tallement des Réaux, Historiettes de Marguerite de Valois.

heißt, ganz ergeben, wie es der von Euch bevorzugte, wie es Euer Genosse seyn muß."

„Oh traurige Thorheit," sprach Margarethe, „oh unseliger Gedanke!"

„Schwört ...."

„Worauf soll ich schwören?"

„Auf dieses silberne Kästchen, welches von einem Kreuze überragt wird."

„Nun wohl, wenn, was Gott verhüten möge, Deine düstere Ahnungen in sich verwirklichen, mein schöner Edelmann, auf dieses Kreuz schwöre ich Dir, Du sollst bei mir seyn, lebendig oder todt, so lange ich selbst lebe. Und wenn ich Dich aus der Gefahr nicht retten kann, in die ich Dich, ich weiß es wohl, für mich allein stürze, so gebe ich wenigstens Deiner armen Seele den Trost, welchen Du verlangst und den Du so gut verdient haben wirst."

„Noch ein Wort, Margarethe. Ich kann nun sterben, ich bin über meinen Tod beruhigt; ich kann aber auch leben, wir können siegen. Der König von Navarra kann wirklich König werden, Ihr könnt Königin seyn. Dann wird Euch der König entführen. Das unter Euch ausgesprochene Gelübde der Trennung wird eines Tags gebrochen werden und die unsere zur Folge haben. Margarethe, theure, vielgeliebte Margarethe, mit einem Worte habt Ihr mich über meinen Tod beruhigt, beruhigt mich nun auch mit einem über mein Leben."

„Oh, fürchte nichts!" rief Margarethe, die Hand abermals nach dem Kreuze über dem Kästchen ausstreckend. „Wenn ich reise, folgst du mir, und wenn der König sich weigert, Dich mitzunehmen, dann bin ich es, welche nicht reist."

„Aber Ihr werdet es nicht wagen, zu widerstehen?"

„Mein vielgeliebter Hyacinth," sprach Margarethe, „Du kennst Heinrich nicht. Heinrich denkt in diesem Augenblicke nur an Eines, daran, König zu werden,

Und diesem Verlangen würde er im gegenwärtigen Augenblicke Alles opfern, was er besitzt und eben darum noch viel mehr, was er nicht besitzt. Gott befohlen!"

Von diesem Abend an war La Mole kein gewöhnlicher Günstling mehr und er konnte den Kopf hoch tragen, dem, lebendig oder todt, eine so süße Zukunft vorbehalten war.

Zuweilen aber neigte sich seine gewichtige Stirne gegen die Erde, seine Wange erbleichte und herbes Nachsinnen zog seine Furchen zwischen den Augenbrauen des einst so heitern, jetzt so glücklichen jungen Mannes.

VI.

Die Hand Gottes.

Heinrich sagte zu Frau von Sauve, als er sie verließ:

„Legt Euch zu Bette, Charlotte. Stellt Euch, als wäret Ihr ernstlich krank, und empfangt morgen unter keinem Vorwand irgend einen Menschen."

Charlotte gehorchte, ohne sich Rechenschaft darüber zu geben, was den König zu diesem Geheiß bewegen dürfte. Sie fing an, sich an seine Excentricitäten, wie man in unsern Tagen sagen würde, und an seine Phantasien zu gewöhnen, wie man damals sagte.

Ueberdieß wußte sie, daß Heinrich in seinem Herzen Geheimnisse verschloß, die er Niemand mittheilte, daß in seinem Geiste Pläne verwahrt waren, die er sogar in seinen Träumen zu enthüllen sich fürchtete, und sie gehorchte somit allen seinen Willensaussprüchen überzeugt, daß auch seine seltsamsten Gedanken ein bestimmtes Ziel hatten.

An demselben Abend beklagte sie sich daher gegen Dariole über große Schwere des Kopfes, begleitet von Schwindel. Das waren die Symptome, welche Heinrich ihr vorzuschützen empfohlen hatte.

Am andern Tage gab sie sich den Anschein, als wollte sie aufstehen, aber kaum hatte sie einen Fuß auf den Boden gesetzt, als sie sich über allgemeine Schwäche beklagte und wieder zu Bette ging.

Diese Unpäßlichkeit, welche Heinrich dem Herzoge von Alençon mitgetheilt hatte, war die erste Neuigkeit, die man Catharina überbrachte, als sie mit ruhiger Miene fragte, warum die Sauve nicht wie gewöhnlich bei ihrem Lever erscheine.

„Krank", antwortete die gerade anwesende Herzogin von Lothringen.

„Krank," wiederholte Catharina, ohne daß eine Muskel ihre Theilnahme an der Antwort verrieth. „Eine Müdigkeit der Trägen."

„Nein, Madame," versetzte die Prinzessin. „Sie beklagt sich über ein heftiges Kopfweh und über eine Schwäche, die sie zu gehen verhindert."

Catharina antwortete nicht, sondern wandte sich, ohne Zweifel um ihre Freude zu verbergen, nach einem Fenster; als sie Heinrich erblickte, der nach seiner Unterredung mit Herrn von Mouy durch den Hof schritt, erhob sie sich, um ihn schärfer zu betrachten, und angetrieben durch das Gewissen, das, obgleich unsichtbar, beständig im Grunde selbst der gegen das Verbrechen am meisten abgehärteten Herzen arbeitet, fragte sie ihren Kapitän der Garde:

„Sollte man nicht glauben, mein Sohn Heinrich sey diesen Morgen bleicher, als gewöhnlich?"

Es verhielt sich nicht so; Heinrich war sehr unruhig im Geiste, aber sehr gesund am Körper.

Allmählig zogen sich die Personen zurück, welche gewöhnlich dem Lever der Königin beiwohnten. Drei

bis vier Vertrautere blieben. Catharine entließ sie ungeduldig und sagte, sie wolle allein bleiben.

Als sich der letzte Höfling entfernt hatte, schloß Catharina die Thüre hinter ihm, ging an einen Schrank, der in einer von den Füllungen ihres Zimmers verborgen war, schob die Thüre in einen Falz des Täfelwerks zurück und zog ein Buch heraus, dessen zerknitterte Blätter einen häufigen Gebrauch andeuteten. Sie legte das Buch auf einen Tisch, öffnete es, stützte ihren Ellenbogen auf die Tafel und den Kopf auf ihre Hand.

„So ist es," murmelte sie lesend, „Kopfweh, allgemeine Schwäche, Augenschmerzen, Anschwellung des Gaumens. Man hat bis jetzt nur von Kopfweh und Schwäche gesprochen .... die andern Symptome werden nicht lange auf sich warten lassen."

Sie fuhr fort:

„Dann ergreift die Entzündung den Schlund, dehnt sich auf den Magen aus, umzieht das Herz wie mit einem feurigen Kreise und zerreißt das Hirn wie mit einem Donnerschlage."

Sie überlas diese Stelle noch einmal ganz leise und fuhr dann fort:

„Für das Fieber sechs Stunden, für die Entzündung zwölf Stunden, für den Brand zwölf Stunden, für den Todeskampf sechs Stunden, im Ganzen sechsunddreißig Stunden.

„Setzen wir nun, der Proceß des allmähligen Einziehens daure etwas länger, als dieß bei einem gewöhnlichen Einflößen der Fall ist, so bekommen wir statt sechsunddreißig vierzig, vielleicht achtundvierzig, ja, achtundvierzig Stunden müssen hinreichen. Doch er, Heinrich, wie kann er noch so aufrecht einherschreiten? Weil er ein Mann, weil er von kräftiger Körperbeschaffenheit ist, weil er vielleicht, nachdem er sie geküßt, getrunken, und sich nach dem Trinken die Lippen abgetrocknet hat."

Catharina erwartete ungeduldig die Stunde des Mittagsmahles. Heinrich speis'te jeden Tag an der kö-

niglichen Tafel. Er kam, beklagte sich ebenfalls über stechenden Schmerz im Gehirn, aß nichts und zog sich sogleich nach dem Mahle unter dem Vorgeben zurück, er habe einen Theil der Nacht gewacht, und fühle ein dringendes Bedürfniß zu schlafen.

Catharina hörte, wie sich der wankende Tritt von Heinrich entfernte, und gab Befehl, ihm zu folgen.

Man meldete ihr, der König von Navarra habe seinen Weg nach dem Zimmer von Frau von Sauve genommen.

„Heinrich," sagte sie zu sich selbst, „wird bei ihr das Werk eines Todes vollenden, den ein unglücklicher Zufall vielleicht unvollständig gelassen hat."

Der König von Navarra war wirklich zu Frau von Sauve gegangen, aber nur um ihr zu sagen, sie solle ihre Rolle fortspielen.

Am andern Tage verließ Heinrich sein Zimmer den ganzen Morgen nicht, und er erschien auch nicht bei der Tafel des Königs. Bei Frau von Sauve, sagte man, gehe es immer schlimmer, und das Gerücht von der Krankheit von Heinrich lief, von Catharina selbst verbreitet, wie eine von jenen Ahnungen umher, die in die Luft übergehen, ohne daß sich Jemand die Ursache derselben zu erklären weiß.

Catharina beglückwünschte sich; von dem Tage zuvor bis zum Morgen hatte sie Ambroise Paré entfernt, um einem ihrer Lieblingskammerdiener, der in Saint-Germain krank lag, Hülfe zu leisten. Nothwendigerweise mußte man also einen ihr ergebenen Menschen zu Frau von Sauve und zu Heinrich rufen, und dieser Mensch würde nur sagen, was sie wollte. Sollte jedoch wider Erwarten ein anderer Arzt in die Sache verwickelt werden, sollte die Erklärung, es habe Giftmischerei stattgefunden, diesen Hof erschrecken, wo bereits so viele ähnliche Erklärungen erschollen waren, so zählte sie sehr auf den Lärmen, den die Eifersucht von Margaretha in Beziehung auf die Liebschaft ihres Gemahls veranlaßt hatte. Man erinnert sich, daß die Königin auf gut Glück viel von dieser

Eifersucht, welche sich unter verschiedenen Umständen kund gegeben, gesprochen und unter Anderem, bei der Pilgerschaft nach dem Weißdorne, zu ihrer Tochter in Gegenwart von mehreren Personen gesagt hatte:

„Du bist also sehr eifersüchtig, Margarethe?“

Sie erwartete nun mit gefaßtem Gesichte den Augenblick, wo die Thüre sich öffnen und irgend ein Diener, bleich und erschrocken eintretend, ausrufen würde:

„Majestät, der König von Navarra stirbt und Frau von Sauve ist gestorben!“

Es schlug vier Uhr Nachmittags. Catharina befand sich in der Volière, wo sie Zwiebacke für einige seltene Vögel, die sie mit eigener Hand fütterte, zergrübelte. Obgleich ihr Gesicht, wie immer, ruhig und beinahe finster war, so schlug doch ihr Herz bei jedem Geräusch auf das Heftigste.

Plötzlich öffnete sich die Thüre.

‚Madame,‘ sprach der Kapitän der Garden, „der König von Navarra ist . . .“

‚Krank!‘ unterbrach ihn lebhaft Catharina.

‚Nein, Madame, Gott sey Dank! Seine Majestät scheint sich ausgezeichnet wohl zu befinden.“

„Aber was sagt Ihr dann?“

„Daß der König von Navarra hier ist.“

„Was will er von mir?“

„Er bringt Eurer Majestät einen Affen von der seltensten Art.“

In diesem Augenblick trat Heinrich ein, einen Korb in der Hand haltend und einen Uistiti streichelnd, der in dem Körbchen lag.

Heinrich lächelte bei seinem Eintritt und schien ganz nur auf das kleine Thierchen aufmerksam, das er brachte. Aber so sehr er auch damit beschäftigt zu seyn schien, so verlor er darum doch nicht den ersten Blick, der ihm in schwierigen Umständen genügte.

Catharina war sehr blaß, und diese Blässe wuchs, je mehr sie in den Wangen des jungen Mannes, der

sich ihr näherte, das frische Roth der Gesundheit kreisen sah.

Die Königin Mutter war betäubt bei diesem Schlage. Sie nahm maschinenmäßig das Geschenk, bebte, machte ihm ein Compliment über sein gutes Aussehen und fügte bei:

„Ich bin um so mehr erfreut, Euch in so guter Gesundheit bei mir zu sehen, mein Sohn, als ich vernahm, Ihr wäret krank, und als ich, wenn ich mich recht erinnere, Euch selbst in meiner Gegenwart über Unpäßlichkeit klagen hörte. Aber ich begreife nun," fügte sie bei, indem sie zu lächeln suchte, „es war nur ein Vorwand, um Euch frei zu machen."

„Ich war in der That sehr krank, Madame," antwortete Heinrich, „aber ein in unsern Gebirgen einheimisches specifisches Mittel, das mir von meiner Mutter zugekommen ist, hat diese Unpäßlichkeit völlig geheilt."

„Ah, Ihr werdet mir dieses Recept mittheilen, nicht wahr, Heinrich?" sprach Catharina, dießmal wirklich lächelnd, aber mit einer Ironie, die sie nicht zu verbergen vermochte.

„Irgend ein Gegengift," murmelte sie, „wir werden darauf bedacht seyn, oder vielmehr, nein. Als er Frau von Sauve krank sah, wird er mißtraut haben. In der That, man muß glauben, daß die Hand Gottes über diesem Manne ausgebreitet ist."

Catharina erwartete ungeduldig die Nacht. Frau von Sauve erschien nicht. Beim Spiele fragte sie nach ihr. Man antwortete, sie leide immer mehr. Catharina war den ganzen Abend unruhig, und man fragte sich ängstlich, welche Gedanken das gewöhnlich so unbewegliche Gesicht erregen könnten.

Alle Anwesenden zogen sich zurück. Catharina ließ sich von ihren Frauen auskleiden und ging zu Bette. Als sich Jedermann im Louvre niedergelegt hatte, erhob sie sich wieder, zog ein langes schwarzes Nachtkleid an, nahm eine Lampe, wählte unter ihren Schlüsseln denje-

nigen, welcher die Thüre von Frau von Sauve öffnete und stieg zu ihrer Ehrendame hinauf.

Hatte Heinrich diesen Besuch vorhergesehen, war er bei sich beschäftigt, hielt er sich irgendwo verborgen? .... die junge Frau befand sich ganz allein.

Catharina öffnete vorsichtig die Thüre, schritt durch das Vorzimmer, trat in den Salon, stellte ihre Lampe auf einen Schrank, denn es brannte eine Nachtlampe in der Nähe der Kranken, und schlüpfte wie ein Schatten in das Schlafzimmer.

In einem großen Fauteuil ausgestreckt, schlief Dariole neben dem Bette ihrer Gebieterin.

Dieses Bett war durch Vorhänge ganz geschlossen.

Der Athem der jungen Frau war so leicht, daß Catharina einen Augenblick dachte, sie athme gar nicht mehr.

Endlich hörte sie ein leichtes Schnaufen und mit boshafter Freude hob sie den Vorhang, um sich selbst von der Wirkung des furchtbaren Giftes zu überzeugen, zum Voraus bebend bei dem von ihr erwarteten Anblicke der Leichenblässe oder des verzehrenden Purpurs eines tödtlichen Fiebers; aber statt dessen fand sie die schöne junge Frau, wie sie, die Augen sanft mit ihren weißen Lidern geschlossen, den Mund rosig und halb geöffnet, die zarte Wange auf einem ihrer anmuthig gerundeten Arme ruhend, während sich der andere frisch und blendend auf dem rothen Damast ausstreckte, der ihr als Decke diente, ruhig und beinahe lachend schlief. Denn ohne Zweifel ließ ein bezaubernder Traum auf ihren Lippen das Lächeln und auf ihrer Wange das Colorit eines unstörbaren Wohlbehagens erblühen.

Catharina konnte sich eines Schreis des Erstaunens nicht erwehren, der Dariole für einen Augenblick erweckte.

Die Königin Mutter warf sich hinter die Bettvorhänge.

Dariole öffnete die Augen, aber vom Schlafe ge-

fesselt, ließ sie, ohne in ihrem betäubten Geiste nach der Ursache des Erwachens zu forschen, ihre schweren Augenlider wieder herabfallen und entschlummerte abermals.

Catharina trat nun aus dem Vorhange hervor, und sah, ihren Blick andern Punkten des Zimmers zuwendend, auf einem Tische eine Flasche spanischen Wein, Früchte, Confect und zwei Gläser. Heinrich mußte bei Frau von Sauve zu Nacht gespeist haben, welche sich offenbar so wohl befand als er.

Catharina ging auf ihre Toilette zu, und ergriff die kleine, zum dritten Theile leere, silberne Kapsel. Es war dieselbe, welche sie Charlotte hatte zustellen lassen, oder dieser wenigstens völlig ähnlich. Sie nahm ein Theilchen von der Größe einer Perle auf der Spitze einer goldenen Nadel davon mit, kehrte in ihre Wohnung zurück und bot es dem kleinen Affen, den ihr Heinrich geschenkt hatte. Durch den aromatischen Geruch angezogen, verschlang es das Thier gierig, legte sich rund in sein Körbchen und entschlief wieder. Catharina wartete eine Viertelstunde.

„Mit der Hälfte von dem, was der Affe gefressen hat," sagte Catharina, ist mein Hund Brunot ganz aufgeschwollen gestorben. Man hat meinen Plan vereitelt. Etwa René? René! Das ist unmöglich. Heinrich also: o, unseliges Geschick! es ist klar, da er regieren soll, kann er nicht sterben."

„Aber vielleicht ist nur das Gift ohnmachtig, wir wollen es mit dem Eisen versuchen und dann sehen."

Und Catharina legte sich nieder und drehte in ihrem Geiste einen neuen Gedanken hin und her, der ohne Zweifel am andern Tage völlig gereift war; denn am andern Tage rief sie ihrem Kapitän der Garden, übergab ihm einen Brief, mit dem Befehle denselben an seine Adresse zu tragen und ihn nur in die eigenen Hände desjenigen zu übergeben, an welchen er gerichtet war.

Er war an den Sire Louviers von Maurevel, Ka-

pitän der Petardirer des Königs, Rue de la Cerisaie beim Arsenal adressirt.

VII.

Der Brief von Rom.

Es waren einige Tage seit den von uns erzählten Ereignissen abgelaufen, als eines Morgens eine von mehreren Edelleuten in den Farben des Herrn von Guise escortirte Sänfte im Louvre erschien und man der Königin von Navarra meldete, die Frau Herzogin von Nevers wünsche die Ehre zu haben, ihr aufzuwarten.

Margarethe empfing so eben den Besuch von Frau von Sauve. Es war das erste Mal, daß die schöne Baronin seit ihrer angeblichen Krankheit das Zimmer verließ. Man hatte ihr mitgetheilt, daß die Königin eine große Unruhe über diese Unpäßlichkeit kundgegeben, welche beinahe eine Woche lang das Gespräch des Hofes bildete, und sie kam, um ihr zu danken.

Margarethe drückte Frau von Sauve ihre Freude über ihre Wiedergenesung aus und beglückwünschte sie besonders, daß es ihr gelungen, dem plötzlichen Anfalle des seltsamen Uebels zu entgehen, dessen ernsten Charakter sie als Tochter von Frankreich genau zu schätzen wüßte.

„Ihr werdet hoffentlich," fragte Margarethe, „zu der schon einmal verschobenen großen Jagd kommen, welche nun entschieden morgen stattfindet. Das Wetter ist für den Winter mild. Die Sonne hat den Boden erweicht, und unsere Jäger behaupten, der Tag werde äußerst günstig seyn."

„Madame," sprach die Baronin, „ich weiß nicht, ob ich hinreichend hergestellt bin."

„Bah!“ versetzte Margarethe, „Ihr strengt Euch ein wenig an; ich habe den König bevollmächtigt, über ein kleines Pferd aus Bearn zu verfügen; ich sollte es reiten, und es wird Euch vortrefflich tragen. Habt Ihr noch nicht davon sprechen hören?“

„Allerdings, aber ich wußte nicht, daß das kleine Thier zu der Ehre bestimmt war, Eurer Majestät angeboten zu werden: sonst hätte ich es nicht angenommen.“

„Aus Stolz, Baronin?“

„Nein, Madame, im Gegentheil, aus Demuth.“

„Ihr kommt also?“

„Euere Majestät überhäuft mich mit Ehre. Ich werde kommen, da sie es so befiehlt.“

In demselben Augenblick meldete man die Frau Herzogin von Nevers. Bei diesem Namen entschlüpfte Margarethe eine Bewegung so großer Freude, daß die Baronin wohl begriff, die zwei Frauen hätten miteinander zu sprechen, und sie stand auf, um sich zu entfernen.

„Morgen also,“ sagte Margarethe.

„Morgen, Madame.“

„Doch Ihr wißt,“ fuhr Margarethe, sie mit einem Zeichen der Hand entlassend, fort, „Ihr wißt daß ich Euch öffentlich hasse, insofern ich furchtbar eifersüchtig bin.“

„Aber insgeheim?“ fragte Frau von Sauve.

„Oh! insgeheim vergebe ich Euch nicht nur, sondern ich danke Euch sogar.“

„Euere Majestät erlaubt mir also. . .“

Margarethe reichte ihr die Hand. Die Baronin küßte sie ehrfurchtsvoll, machte eine tiefe Verbeugung und ging ab.

Während Frau von Sauve springend wie ein junges Reh, dessen Band man zerrissen hat, die Treppe hinauf lief, wechselte Frau von Nevers mit der Königin einige ceremoniöse Begrüßungen, welche den Edelleuten, die sie bis dahin begleitet hatten, Zeit ließen, sich zurückzuziehen.

„Gillonne!“ rief Margarethe, als sich die Thüre hinter dem letzten geschlossen hatte, „Gillonne sorge, daß uns Niemand stört.“

„Ja,“ sprach die Herzogin, „denn wir haben über sehr wichtige Angelegenheiten zu sprechen.“

Und sie nahm sich einen Stuhl und setzte sich ohne Umstände, überzeugt, daß Niemand der zwischen ihr und der Königin von Navarra beschlossenen Vertraulichkeit lästig in den Weg treten würde.

„Nun,“ sagte Margarethe lächelnd, „unser großer Todtschläger, was macht er?“

„Meine liebe Königin,“ antwortete die Herzogin, „das ist bei meiner Seele ein fabelhaftes Wesen. Er ist unvergleichlichan Geist und vertrocknet nie. Seinem Munde entströmen Witze, bei denen ein Heiliger in seinem Reliquienkasten ohnmächtig werden müßte. Im Uebrigen ist es der wüthendste Heide, der je in die Haut eines Katholiken genäht wurde. Ich bin ganz vetnarrt in ihn. Und Du, was machst Du mit Deinem Apollo?“

„Ach!“ sprach Margarethe mit einem Seufzer.

„Oh! oh! wie mich dieses Ach! erschreckt, liebe Königin; ist der edle La Mole etwa zu ehrfurchtsvoll, zu sentimental? Ich muß gestehen, das wäre gerade das Gegentheil von seinem Freunde Coconnas.“

„Nein, er hat seine Augenblicke, und dieses Ach bezieht sich nur auf mich.“

„Was soll es also bedeuten?“

„Es soll bedeuten, theuere Herzogin, daß ich eine furchtbare Angst habe, ich liebe ihn wirklich.“

„In der That?“

„So wahr ich Margarethe heiße.“

„Oh! desto besser!“ rief Henriette. „Es ist so süß, theuere und gelehrte Henriette, den Geist durch das Herz ausruhen zu lassen, nicht wahr? Ah! Margarethr, ich habe eine Ahnung, daß wir das Jahr gut zubringen werden.“

„Glaubst Du?“ sagte die Königin, „ich sehe im Ge-

gentheil, ohne daß ich weiß, wie es kommt, die Dinge durch einen Flor. Diese ganze Politik beunruhigt mich ungemein. Doch sage mir, weiß man, ob Dein Annibal meinem Bruder so ergeben ist, als er es zu seyn scheint? Belehre Dich hierüber, es ist von großer Wichtigkeit."

„Er, irgend Jemand oder irgend Etwas ergeben! Man sieht, daß Du ihn nicht kennst, wie ich. Wenn er jemals irgend einer Sache sich ergibt, so geschieht es einzig und allein aus Ehrgeiz. Ist Dein Bruder der Mann dazu, ihm große Versprechen zu machen? oh! dann gut, er wird Deinem Bruder ergeben seyn; aber Dein Bruder, obgleich ein Sohn von Frankreich, hüte sich wohl, die Versprechungen, die er ihm gemacht, nicht zu halten, oder meiner Treue, er mag sich in Acht nehmen!"

„Wirklich?"

„Wie ich Dir sage. In der That, Margarethe, es gibt Augenblicke, wo dieser Tiger, den ich zahm gemacht habe, mich selbst beängstigt. Eines Tags sagte ich zu ihm: „„Annibal nehmt Euch in Acht, betrügt mich nicht; denn wenn Ihr mich betrügen würdet! ...““ Ich sagte ihm dies jedoch mit meinen Smaragd-Augen über deren Blitze Ronsard Verse geschrieben hat.."

„Nun?"

„Nun, ich glaubte er würde mir antworten: „„Ich Euch betrügen! ich, nie u. s. w.““ Weißt Du, was er mir erwiederte?"

„Nein!"

„Du magst diesen Menschen beurtheilen: „„Und Ihr, solltet Ihr mich betrügen, nehmt Euch ebenfalls in Acht, denn, obgleich Prinzessin ...““ Und bei diesen Worten drohte er mir nicht nur mit den Augen, sondern auch mit dem Finger, mit seinem spitzigen Finger, der mit einem lanzenförmig zugeschnittenen Nagel bewaffnet ist, den er mir beinahe unter die Nase hielt. In diesem Augenblick, meine arme Königin, ich gestehe

es Dir, hatte er ein so wenig beruhigendes Gesicht, daß ich bebte, und Du weißt, daß ich nicht sehr zaghaft bin."

„Dich bedrohen, Dich, Henriette, er hat es gewagt?"

„Ei, Mordi! ich bedrohte ihn auch, und er hatte im Ganzen Recht. Du siehst also, er ist bis auf einen gewissen oder vielmehr bis auf einen sehr ungewissen Grad ergeben."

„Dann wollen wir überlegen," versetzte Margarethe träumerisch, „ich werde mit La Mole sprechen. Du hattest mir nichts Anderes zu sagen?"

„Doch wohl: etwas sehr Interessantes, und gerade deßhalb bin ich gekommen. Aber was willst Du, Du sprachst von noch viel interessanteren Gegenständen. Ich habe Nachrichten...."

„Von Rom?

„Ja, ein Courier von meinem Gemahl."

„Nun, die polnische Angelegenheit?"

„Steht vortrefflich, und Du wirst wahrscheinlich in wenigen Tagen von Deinem Bruder Anjou befreit seyn."

„Der Papst hat also seine Wahl gebilligt."

„Ja, meine Liebe."

„Und Du sagtest mir dieß nicht sogleich?" rief Margarethe. „Geschwinde, die einzelnen Umstände?"

„Oh! meiner Treue, ich weiß nichts Genaueres. Uebrigens, warte, ich will Dir den Brief von Herrn von Nevers geben. Halt, hier ist er. Nein, nein, das sind Verse von Annibal, grausame Verse, er macht keine andere. Hier, diesmal habe ich es. Nein, noch nicht, das ist ein Billet von mir, das ich hierher gebracht habe, daß Du es durch La Mole besorgen läßt. Da ist endlich der fragliche Brief."

Und hiebei übergab Frau von Nevers der Königin den Brief.

Margarethe öffnete und durchlief ihn rasch; aber er enthielt wirklich nichts Anderes, als was sie bereits aus dem Munde ihrer Freundin erfahren hatte.

„Und wie hast Du diesen Brief erhalten?" fragte die Königin.

„Durch einen Courier meines Gemahls, der Befehl hatte, im Hotel Guise anzuhalten, ehe er sich in den Louvre begeben würde, und diesen Brief vor dem des Königs abzugeben. Ich wußte, welches Gewicht meine Königin auf diese Neuigkeit legt, und hatte Herrn von Nevers geschrieben, er möge so verfahren. Du siehst, er hat gehorcht, er ist nicht, wie das Ungeheuer von einem Coconnas. In diesem Augenblicke giebt es in Paris nur drei Personen, welche diese Neuigkeit wissen, der König, Du und ich, abgesehen von dem Menschen, der dem Courier folgte."

„Was für ein Mensch?"

„Oh! ein furchtbares Gewerbe! Denke Dir, dieser unglückliche Bote ist müde, gerädert, mit Staub überzogen, angekommen. Er ist sieben Tage, Tag und Nacht, geritten, ohne einen Augenblick anzuhalten."

„Aber der Mensch, von dem Du so eben sprachst?"

„Warte doch. Beständig gefolgt von einem Manne von wildem Aussehen, der Relais hatte wie er und diese vierhundert Lieues so geschwinde ritt als er, erwartete der arme Courier jeden Augenblick eine Pistolenkugel in den Hüften. Beide gelangten zu derselben Zeit zu der Barrière Saint-Marcel, Beide ritten in scharfem Galopp die Rue Mouffetard hinab; Beide durchzogen die Cité, aber am Ausgang des Pont Notre-Dame schlug unser Courier den Weg rechts ein, während der Andere sich links nach dem Platze des Chatelet wandte und wie ein Pfeil über die Quais an den Seiten des Louvre hinschoß."

„Ich danke, meine gute Henriette, ich danke," rief Margarethe. „Du hattest Recht, das sind sehr interessante Nachrichten. Für wen mag der andere Courier bestimmt seyn? ich werde es erfahren. Aber laß' mich nun allein. Diesen Abend in der Rue Tizon, nicht wahr? und morgen auf der Jagd. Nimm ein böses Pferd,

damit es stätisch wird und wir allein seyn können. Diesen Abend werde ich Dir sagen, was Du von Deinem Coconnas zu erfahren suchen mußt."

„Du vergißt meinen Brief nicht?" sprach die Herzogin von Nevers lachend.

„Nein, nein, sey unbesorgt, er soll ihn zu rechter Zeit haben."

Frau von Nevers entfernte sich, und sogleich ließ Margarethe Heinrich rufen. Der König von Navarra eilte herbei und sie übergab ihm den Brief des Herzogs von Nevers.

„Oh, oh!" rief er.

Dann erzählte ihm Margarethe die Geschichte von dem doppelten Courier.

„Ich habe ihn wirklich in den Louvre einreiten sehen," sagte Heinrich.

„Vielleicht war er für die Königin Mutter?"

„Nein, dessen bin ich gewiß, denn ich stellte mich für jeden Fall in den Corridor und sah Niemand vorüberkommen."

„Dann," versetzte Margarethe, ihren Gatten anschauend, „dann muß er für ..."

„Euern Bruder Alençon seyn, nicht wahr?" sprach Heinrich.

„Aber, wie soll man es erfahren?"

„Könnte man nicht," fragte Heinrich nachläßig, „einen von jenen zwei Edelleuten kommen lassen und durch ihn erfahren ..."

„Ihr habt Recht, Sire," sprach Margarethe, durch den Vorschlag ihres Gemahls erleichtert, „ich will Herrn de La Mole kommen lassen... Gillonne, Gillonne!"

Das Mädchen erschien.

„Ich muß sogleich Herrn de La Mole sprechen," sagte die Königin; „suche ihn auf und führe ihn hieher."

Gillone entfernte sich. Heinrich setzte sich an einen Tisch, auf welchem ein deutsches Buch mit Zeichnungen von Albrecht Dürer lag, in deren Betrachtung er sich

so sehr vertiefte, daß er, als La Mole kam, ihn nicht zu hören schien und nicht einmal emporschaute.

Als der junge Mann den König bei Margarethe sah, blieb er stumm vor Erstaunen und erbleichend vor Unruhe auf der Thürschwelle stehen.

Margarethe ging auf ihn zu.

„Herr de La Mole," fragte sie, „könnt Ihr mir wohl sagen, wer heute den Dienst bei Herrn von Alençon hat?"

„Coconnas," sprach La Mole.

„Sucht von ihm zu erfahren, ob er bei seinem Herrn einen mit Koth bedeckten Menschen, der einen langen Ritt mit verhängten Zügeln gemacht zu haben schien, eingeführt hat."

„Ach! Madame, ich fürchte, er wird es mir nicht sagen. Seit einigen Tagen wird er sehr schweigsam."

„Wirklich? Doch wenn Ihr ihm dieses Billet gebt, ist er Euch, scheint es mir, einen Gegendienst schuldig."

„Von der Herzogin? Gebt, Madame, gebt," sagte La Mole ganz zitternd, „mit diesem Billet stehe ich für Alles."

Und er entfernte sich.

„Wir werden Morgen erfahren, ob der Herzog von Alençon von der polnischen Angelegenheit unterrichtet ist," sagte Margarethe sich gegen ihren Gemahl umwendend.

„Dieser Herr de La Mole ist ein vortrefflicher Diener," versetzte der Bearner mit dem Lächeln, das nur ihm eigenthümlich war. „Bei der Messe! ich werde sein Glück machen."

VIII.

Der Aufbruch.

Als am andern Morgen eine schöne rothe Sonne, aber ohne Strahlen, wie dies in den bevorzugten Wintertagen gewöhnlich ist, sich hinter den Hügeln erhob, welche Paris umgürten, war in dem Hofe des Louvre bereits seit zwei Stunden Alles in Bewegung.

Ein herrlicher Barber, nervig obgleich hoch gewachsen, mit Hirschbeinen, auf denen sich die Adern wie ein Netz kreuzten, mit dem Fuße stampfend, die Ohren spitzend und Feuer durch die Nüstern schnaubend, erwartete Karl IX. in dem Hofe. Aber das Thier war noch minder ungeduldig, als sein Herr, der von Catharina aufgehalten wurde, welche ihn auf dem Wege gestellt hatte, um, wie sie sagte, über eine wichtige Angelegenheit mit ihm zu sprechen.

Beide befanden sich in der Glasgallerie, Catharina kalt, bleich und unempfindlich, wie immer; Karl IX. bebend, an seinen Nägeln kauend und seine Lieblingshunde peitschend, welche mit einer Art von Panzerhemden bekleidet waren, damit die Hauer des Wildschweines sie nicht verletzen könnten und damit sie diesem furchtbaren Thiere ungestraft Trotz zu bieten vermöchten. Ein kleiner Schild mit dem Wappen von Frankreich war auf ihre Brust genäht, ungefähr wie auf die der Pagen, welche mehr als einmal diese glückseligen Günstlinge um ihre Vorrechte beneidet hatten.

„Merkt wohl auf, Karl," sprach Catharina, „Niemand als Ihr und ich weiß bis jetzt von der nahe bevorstehenden Ankunft der Polen. Der König von Navarra benimmt sich jedoch, Gott soll mir vergeben, als ob er die Sache wüßte. Trotz seines Abschwörens, dem ich immer mißtraut habe, unterhält er ein Einverständniß mit den Hugenotten.

Habt Ihr bemerkt, wie oft er seit einigen Tagen ausgeht? Er hat Geld, er, der nie hatte; er kauft Pferde, Waffen, und an Regentagen übt er sich vom Morgen bis in die Nacht im Fechten."

„Ei, mein Gott, meine Mutter," rief Karl ungeduldig, „glaubt Ihr nicht etwa, er beabsichtige mich zu tödten, mich oder meinen Bruder Anjou? In diesem Falle müßte man ihm noch einige Lektionen geben, denn gestern habe ich ihm mit meinem Rappier eilf Knopflöcher auf seinem Wammse gezählt, während es doch nur sechs hat. Und was meinen Bruder Anjou betrifft, so wißt Ihr, daß er noch besser zielt als ich, oder eben so gut wenigstens, wie er sagt."

„Hört doch, Karl," versetzte Catharina, „und behandelt die Dinge, die Euch Eure Mutter sagt, nicht leichtsinnig. Die Botschafter werden kommen, Ihr werdet sehen, daß Heinrich, sobald sie in Paris sind, Alles anwenden wird, um ihre Aufmerksamkeit zu fesseln. Er ist einschmeichelnd, er ist duckmäuserisch; abgesehen davon, daß seine Frau, die ihn, ich weiß nicht warum, unterstützt, mit ihnen gar freundlich plaudert, Lateinisch, Griechisch, Ungarisch, und was Alles sprechen wird. Oh, ich sage Euch, Karl, und Ihr wißt, daß ich mich nie täusche, ich sage Euch, daß etwas im Werke ist."

In diesem Augenblicke schlug die Glocke und Karl hörte statt auf seine Mutter, auf die Stunde.

„Tod und Hölle! sieben Uhr!" rief er, „eine Stunde Wegs bis zum Sammelplatz, das macht acht Uhr! Eine Stunde, um den Hirsch aufzutreiben, und wir können somit die Jagd nicht vor neun Uhr beginnen. In der That, meine Mutter, Ihr macht, daß ich viel Zeit verliere! Nieder, Risque-Tout!... Mord und Hölle, nieder, Schurke!"

Ein kräftiger Peitschenschlag auf die Hüften des Hundes entriß dem armen Thiere, das ganz erstaunt

war, eine Strafe für eine Liebkosung zu bekommen, einen Schrei lebhaften Schmerzes.

„Karl," versetzte Catharina, „hört mich doch im Namen Gottes! und überlaßt nicht so dem Zufall Euer Glück und das von Frankreich! Die Jagd, die Jagd, die Jagd! sagt Ihr. Ah! Ihr habt alle Zeit zum Jagen, wenn Euer Geschäft als König abgemacht ist."

„Vorwärts, meine Mutter!" sprach Karl, bleich vor Ungeduld, „erklären wir uns rasch, denn Ihr macht mein Blut kochen. In der That, es gibt Tage, wo ich Euch nicht begreife."

Er hielt inne und schlug mit dem Griffe seiner Peitsche an seine Stiefeln.

Catharina dachte, es wäre der günstige Augenblick gekommen, den man nicht vorübergehen lassen dürfte, und sprach:

„Mein Sohn, wir haben Beweise, daß Herr von Mouy nach Paris zurückgekehrt ist. Herr von Maurevel, den Ihr wohl kennt, hat ihn gesehen. Das geschieht nur für den König von Navarra, und es genügt, hoffentlich, daß dieser uns mehr als je verdächtig ist."

„Ah, Ihr seyd abermals an meinem armen Henriot; ich soll ihn tödten lassen, nicht wahr?"

„Oh nein!"

„Verbannen? Aber begreift Ihr nicht, daß er verbannt furchtbarer wird, als er es je hier unter unsern Augen im Louvre seyn kann, wo er nichts zu thun vermag, was wir nicht sogleich erfahren."

„Ich will auch nicht, daß man ihn verbanne."

„Aber was wollt Ihr denn? sprecht geschwinde!"

„Ich will, daß man ihn, während die Polen hier sind, in sicherem Gewahrsam halte, in der Bastille zum Beispiel."

„Ah, meiner Treue, nein!" rief Karl IX. „Wir jagen diesen Morgen den Eber, Heinrich ist einer der Besten meines Gefolges. Ohne ihn wird die Jagd verfehlt. Bei Gott, meine Mutter, Ihr denkt wahrlich an gar nichts, als mir in die Quere zu kommen."

„Ei, mein lieber Sohn, ich sage nicht jetzt sogleich. Die Gesandten kommen erst morgen oder übermorgen. Verhaften wir ihn nach der Jagd, diesen Abend, diese Nacht."

„Das ist etwas Anderes. Nun wohl, wir werden wieder davon sprechen; wir werden nach der Jagd sehen; ich sage nicht nein. Gott befohlen! Vorwärts, Risque-Tout; willst du nicht ebenfalls zanken?"

„Karl," sagte Catharina, ihn auf die Gefahr eines Ausbruchs, der auf diese neue Zögerung erfolgen konnte, am Arme zurückhaltend, „ich glaube, das Beste wäre, wenn Ihr den Verhaftsbefehl, den man erst diesen Abend oder diese Nacht vollstrecken ließe, sogleich unterzeichnen würdet."

„Unterzeichnen? einen Befehl schreiben? siegeln? Pergament holen lassen, wenn man mich zur Jagd erwartet, mich, der ich nie auf mich warten lasse? Zum Teufel!"

„Nein, ich liebe Euch zu sehr, um Euch aufzuhalten; ich habe Alles vorhergesehen; tretet bei mir ein."

Und behende, als wäre sie erst zwanzig Jahre alt, stieß Catharina eine Thüre auf, welche mit ihrem Cabinet in Verbindung stand, zeigte dem König ein Dintenfaß, eine Feder, Pergament, das Siegel und eine angezündete Kerze.

Der König nahm das Pergament und durchlief es rasch:

„Befehl u. s. w., u. s. w., unsern Bruder Heinrich von Navarra verhaften zu lassen und nach der Bastille zu führen."

„Gut, es ist abgemacht," sagte er und unterzeichnete mit einem Zuge.

Und er stürzte aus dem Cabinet, gefolgt von seinen Hunden und ganz froh, sich so leicht von Catharina befreit zu haben.

Karl IX. wurde ungeduldig erwartet, und da man seine Pünktlichkeit bei der Jagd kannte, so wunderte sich Jedermann über diese Zögerung. Als er erschien, begrüßten ihn auch die Jäger mit ihrem Vivat, die Piqueurs mit ihren Fanfaren, die Hunde mit ihrem Geschrei. All'

dieses Getöse machte die Röthe in seine bleichen Wangen steigen, sein Herz schwoll auf, und Karl war eine Sekunde lang jung und glücklich.

Der König nahm sich kaum die Zeit, die in dem Hofe versammelte glänzende Gesellschaft zu begrüßen. Er machte dem Herzog von Alençon ein Zeichen mit dem Kopfe Margarethe ein Zeichen mit der Hand, ging vor Heinrich vorüber, ohne daß er that, als ob er ihn bemerkte, und schwang sich auf das Barberroß, das ungeduldig unter ihm aufsprang. Aber nach drei oder vier Courbetten begriff es, mit welchem Reiter es zu thun hatte, und beruhigte sich.

Sogleich ertönten die Fanfaren abermals, und der König verließ den Louvre, gefolgt von dem Herzog von Alençon, dem König von Navarra, von Margarethe, Frau von Nevers, Frau von Sauve, von Tavannes und den vornehmsten Herren des Hofes.

Es versteht sich von se bst, daß La Mole und Coconnas bei der Partie waren.

Was den Herzog von Anjou betrifft, so befand sich dieser seit drei Monaten bei der Belagerung von La Rochelle.

Während man auf den König wartete, begrüßte Heinrich seine Gemahlin, die, sein Compliment erwiedernd, ihm zuflüsterte:

„Der von Rom angekommene Courier ist von Herrn von Coconnas selbst bei dem Herzog von Alençon eingeführt worden, eine Viertelstunde, ehe der Gesandte des Herzogs von Nevers bei dem König eingeführt wurde.“

„Er weiß also Alles?“ sprach Heinrich.

„Er muß Alles wissen,“ erwiederte Margarethe. „Uebrigens schaut ihn nur an und seht, wie trotz seiner gewöhnlichen Verstellung sein Auge strahlt.“

„Ventre-saint-gris!“ murmelte der Bearner, „ich glaube es wohl, er jagt heute auf dreifache Beute:

auf Frankreich, Polen und Navarra, ohne den Eber zu rechnen."

Er begrüßte seine Gemahlin, kehrte in seine Reihe zurück, rief einen von seinen Leuten, einen Bearner seinem Ursprunge nach, dessen Voreltern Diener der seinigen seit mehr als einem Jahrhunderte waren, und den er als gewöhnlichen Boten bei seinen Angelegenheiten benützte, und sagte zu ihm:

„Orthon, nimm diesen Schlüssel und trage ihn zu dem Vetter von Frau von Sauve, der, wie Du weißt, bei seiner Geliebten an der Ecke der Rue des Quatre-Fils wohnt. Sage ihm, seine Cousine wünsche ihn diesen Abend zu sprechen, er möge in mein Zimmer eintreten und, wenn ich nicht dort bin, auf mich warten. Bleibe ich lange aus, so mag er sich einstweilen auf mein Bett werfen."

„Es bedarf keiner Antwort, Sire?"

„Nein, Du sagst mir nur, ob Du ihn getroffen hast. Der Schlüssel ist für Dich allein, verstehst Du?"

„Ja, Sire."

„Warte doch, verlasse mich nicht hier, Teufel! Ehe wir aus Paris reiten, rufe ich Dich, als solltest Du den Gurt meines Pferdes wieder zuschnallen. Du bleibst zurück, vollziehst Deinen Auftrag auf eine ganz natürliche Weise und holst uns in Bondy wieder ein."

Der Diener machte ein Zeichen des Gehorsams und entfernte sich.

Man setzte sich durch die Rue Saint-Honoré in Marsch. Man erreichte die Rue Saint-Denis, dann den Faubourg. Als man in der Rue Saint-Laurent angelangt war, löste sich der Gurt an dem Pferde des Königs von Navarra. Orthon eilte herbei, und Alles ging vor sich, wie es zwischen ihm und seinem Herrn abgemacht war, der mit dem königlichen Zuge der Rue des Recollets folgte, während sein treuer Diener nach der Rue du Temple ritt.

Als Heinrich den König wieder einholte, war Karl

in ein so interessantes Gespräch über das Wetter, über das Alter des gestellten Ebers und über den Ort, wo er sein Lager genommen hatte, vertieft, daß er nicht wahrnahm, oder sich wenigstens stellte, als hätte er nicht wahrgenommen, daß Heinrich zurückgeblieben war.

Während dieser Zeit beobachtete Margarethe von ferne die Haltung jedes Einzelnen und glaubte in den Augen ihres Bruders eine gewisse Verlegenheit zu erkennen, so oft dieselben auf Heinrich ruhten.

Frau von Nevers überließ sich einer tollen Heiterkeit, denn Coconnas machte, an diesem Tage außerordentlich lustig, hunderterlei Lazzi, um die Damen zum Lachen zu bringen.

La Mole hatte bereits zweimal Gelegenheit gefunden, die mit goldenen Fransen besetzte weiße Schärpe von Margarethe zu küssen, ohne daß diese Handlung, mit der gewöhnlichen Vorsicht vollbracht, die man bei solchen Intriguen anwendet, von mehr als drei oder vier Personen gesehen worden war.

Man langte gegen ein Viertel auf neun Uhr in Bondy an.

Die erste Sorge von Karl IX. war, sich zu erkundigen, ob der Eber gehalten hätte. Der Eber war in seinem Lager und der Jäger, der ihn bestätigt hatte, machte sich für ihn verantwortlich.

Ein Frühstück war bereit. Der König trank ein Glas Ungarwein. Karl IX. lud die Damen ein, sich zur Tafel zu setzen, und besuchte in seiner Ungeduld, um seine Zeit auszufüllen, die Hundeställe und ähnliche Anstalten, wobei er Befehl gab, sein Pferd nicht abzusatteln, denn er sagte, er hätte nie ein besseres, ein kräftigeres Thier geritten.

Während der König seine Runde machte, langte der Herzog von Guise an. Er war mehr für den Krieg als für die Jagd gerüsttet, und zwanzig bis dreißig Edelleute begleiteten ihn, equipirt wie er. Sogleich erkundigte er sich nach dem Orte, wo sich der König be-

fand, begab sich dahin, und kehrte mit ihm plaudernd zurück.

Auf den Schlag neun Uhr gab der König selbst, zum Lanciren blasend, das Signal. Jeder stieg zu Pferde und ritt nach dem Sammelplatz.

Auf dem Wege fand Heinrich Gelegenheit, sich abermals seiner Gemahlin zu nähern.

„Nun?" fragte er sie, „wißt Ihr etwas Neues?"

„Nein," antwortete Margarethe, „wenn nicht, daß mein Bruder Karl Euch auf eine seltsame Weise anschaut."

„Es ist mir nicht entgangen," versetzte Heinrich.

„Habt Ihr Eure Vorsichtsmaßregeln getroffen?"

„Ich habe auf der Brust ein Panzerhemd und an meiner Seite ein vortreffliches spanisches Jagdmesser, scharf wie zum Rasieren, spitzig wie eine Nadel, womit ich Dublonen durchbohre."

„Dann beschütze Euch Gott," sagte Margarethe.

Der Piqueur, welcher den Zug führte, machte ein Zeichen. Man war bei dem Lager angekommen.

IX.

Maurevel.

Während diese lustige, wenigstens dem Anscheine nach, sorglose Jugend sich wie ein goldener Wirbel auf der Straße nach Bondy ausbreitete, ließ Catharina, das kostbare Pergament zusammenrollend, auf welches König Karl seine Unterschrift gesetzt hatte, den Mann in ihr Cabinet einführen, dem ihr Kapitän der Garden einige Tage vorher einen Brief in die Rue de la Cerisaie im Quartiere des Arsenals gebracht hatte.

Eine breite Taffetbinde verbarg, einem Trauersiegel ähnlich, eines von den Augen dieses Mannes und ließ nur das andere Auge entblößt. Man konnte zwischen zwei hervorspringenden Backenknochen die Biegung einer Adlernase sehen, während ein grauwerdender Bart den unteren Theil des Gesichtes umgab. Er war in einen langen, dicken Mantel gekleidet, unter welchem man ein ganzes Arsenal vermuthen mußte. Ueberdieß trug er, obgleich dies nicht Gewohnheit der nach Hofe Berufenen war, ein langes, breites Kriegsschwert mit einem Doppelkorbe. Eine von seinen Händen war verborgen und trennte sich nicht unter seinem Mantel von dem Hefte eines mächtigen Dolches.

„Ah! Ihr hier, mein Herr,“ sprach die Königin sich setzend; „Ihr wißt, ich habe Euch nach der Sanct Bartholomäusnacht, wo Ihr uns so ausgezeichnete Dienste leistetet, versprochen, Euch nicht in Unthätigkeit zu lassen. Die Gelegenheit zeigt sich, oder vielmehr nein, ich habe sie hervorgerufen; dankt mir also.“

„Madame, ich danke Eurer Majestät unterthänigst,“ antwortete der Mann mit der schwarzen Binde, mit einer zugleich niedrigen und frechen Zurückhaltung.

„Eine schöne Gelegenheit, mein Herr, wie Ihr nicht zwei im Leben finden werdet, benützt sie also.“

„Ich warte, Madame, nur befürchte ich nach dem Eingange . . .“

„Der Auftrag könnte gewaltsamer Natur seyn? Der Auftrag, von dem ich spreche, ist ein solcher, nach dem diejenigen lüstern sind, welche vorzurücken wünschen; ein Auftrag, um den Euch die Tavannes und sogar die Guise beneiden würden.“

„Ah, Madame,“ versetzte der Mann, „glaubt mir, was es auch seyn mag, ich bin zu den Diensten Eurer Majestät.“

„Dann lest!“

Und sie reichte ihm das Pergament.

Der Mann durchlief dasselbe und erbleichte.

„Wie!“ rief er, „ein Befehl, den König von Navarra zu verhaften!“

„Nun, was ist daran Außerordentliches?“

„Aber einen König, Madame! Ich befürchte, hiezu ein nicht hinreichend guter Edelmann zu seyn.“

„Mein Vertrauen macht Euch zu dem ersten Edelmann meines Hofes, Herr von Maurevel,“ sprach Catharina.

„Dank sey Eurer Majestät gesagt,“ versetzte der Mörder so bewegt, daß er zu zögern schien.

„Ihr werdet also gehorchen?“

„Wenn Eure Majestät es befiehlt, ist es dann nicht meine Pflicht?“

„Ja, ich befehle es.“

„So werde ich gehorchen.“

„Wie wollt Ihr dabei verfahren?“

„Ich weiß es nicht recht, Madame, und ich wünschte sehr, von Euerer Majestät dabei geleitet zu werden.“

„Ihr befürchtet den Lärmen?“

„Ich gestehe es.“

„Nehmt also zwölf sichere Männer mehr, wenn es seyn muß.“

„Allerdings, ich begreife, Euere Majestät erlaubt mir, auf meiner Hut zu seyn, und ich bin ihr dankbar dafür. Aber wo soll ich den König von Navarra ergreifen?“

„Wo wäre es Euch lieber, dieß zu thun?“

„An einem Orte, der mich durch Seine Majestät beschützte, wenn es möglich wäre.“

„Ja, ich begreife, in irgend einem königlichen Palaste. Was würdet Ihr z. B. zum Louvre sagen?“

„Oh! wenn Eure Majestät mir das erlauben wollte, es wäre eine große Gunst.“

„Ihr verhaftet ihn also im Louvre.“

„Und in welchem Theile des Louvre?“

„In seinem Zimmer.“

Maurevel verbeugte sich.

„Und wann dieß, Madame?“

„Diesen Abend, oder vielmehr diese Nacht.“

„Gut, Madame. Wenn Euere Majestät nur die Gnade haben wollte, mich über Eines zu belehren.“

„Worüber?“

„Ueber die seinem Range schuldigen Rücksichten.“

„Rücksichten! .... Rang! .... Wißt Ihr nicht, daß der König von Frankreich Niemand in seinem Lande Rücksichten schuldig ist, und Niemand als ihm im Range gleich anerkennt?“

Maurevel machte eine zweite Verbeugung.

„Ich habe nur noch einen Punkt zu berühren, Madame,“ sprach er, „wenn es mir Eure Majestät erlaubt.“

„Ich erlaube es.“

„Wenn der König die Rechtskräftigkeit des Befehles bestreiten würde; es ist zwar nicht wahrscheinlich, aber ....“

„Im Gegentheil, mein Herr, das ist sicher.“

„Er wird sie bestreiten?“

„Ohne allen Zweifel.“

„Und er wird sich folglich weigern, zu gehorchen?“

„Ich befürchte es.“

„Er wird widerstehen?“

„Wahrscheinlich.“

„Ah, Teufel!“ sprach Maurevel, „und in diesem Falle?....“

„In welchem Falle?“

„Im Falle, daß er widerstehen würde, was soll ich dann thun?“

„Was thut Ihr, wenn Ihr mit einem Befehle des Königs beauftragt seyd, d. h. wenn Ihr den König vertretet und man Euch Widerstand leistet, Herr von Maurevel?“

„Madame,“ sprach der Sbirre, „wenn ich mit einem solchen Befehle beehrt werde, und der Befehl betrifft nur einen einfachen Edelmann, so tödte ich ihn.“

„Ich habe Euch gesagt, mein Herr,“ versetzte Catharina, „und ich glaube, es ist nicht so lange her, daß Ihr es bereits vergessen haben könntet: der König von Frankreich erkennt in seinem Gebiete keinen Rang an.

Damit sage ich Euch, daß der König von Frankreich allein König ist, und daß neben ihm die Größten nur einfache Edelleute sind."

Maurevel erbleichte, denn er fing an zu begreifen.

„Oh, oh," sagte er, „den König von Navarra tödten?"

„Aber wer spricht dann davon, ihn zu tödten? wo ist der Befehl, ihn zu tödten? Der König will nur, daß man ihn in die Bastille führe und der Befehl enthält nichts Anderes. Er lasse sich verhaften, gut. Läßt er sich aber nicht verhaften, leistet er Widerstand, versucht er es, Euch zu tödten. . . ."

Maurevel erbleichte.

„So werdet Ihr Euch vertheidigen," fuhr Catharina fort; „man kann von einem Tapfern, wie Ihr seyd, nicht verlangen, daß er sich tödten läßt, ohne sich zu vertheidigen. Und wenn Ihr Euch vertheidigt, was wollt Ihr? . . . dann geschehe, was geschehen mag. Ihr versteht mich?"

„Ja, Madame."

„Es scheint, Ihr wollt, daß ich nach den Worten: Befehl zu verhaften, mit eigener Hand beifüge: todt oder lebendig?"

„Ich gestehe, Madame, daß dies meine Bedenklichkeiten heben würde."

„Wenn Ihr den Auftrag ohne dieses nicht für ausführbar haltet, so muß es wohl geschehen."

Und Catharina entrollte, die Achsel zuckend, das Pergament mit der einen Hand und schrieb mit der andern: todt oder lebendig.

„Seht," sagte sie, „findet Ihr den Befehl nun ganz in Ordnung?"

„Ja, Madame," antwortete Maurevel, „aber ich bitte Eure Majestät die Anordnung des Unternehmens ganz mir zu überlassen."

„In welcher Beziehung? Kann das, was ich gesagt habe, der Ausführung schaden?"

„Euer Majestät sagte, ich sollte zwölf Mann nehmen?"

„Ja, um sicherer zu seyn.“

„Wohl, ich bitte um Erlaubniß, nur sechs zu nehmen.“

„Warum dies?“

„Madame, weil man, wenn dem Prinzen Unglück widerführe, was wohl seyn kann, leicht sechs Mann damit entschuldigen dürfte, sie haben bange gehabt, über einen Gefangenen nicht Meister werden zu können, während Niemand zwölf Wachen darüber entschuldigen würde, daß sie nicht hätten die Hälfte ihrer Kameraden tödten lassen, ehe sie Hand an eine Majestät gelegt.“

„Schöne Majestät, meiner Treue, die kein Königreich hat!“

„Madame,“ sprach Maurevel, „es ist nicht das Königreich, was den König macht, sondern die Geburt.“

„Gut,“ versetzte Catharina, „macht es, wie Ihr wollt; nur wünschte ich, Ihr würdet den Louvre nicht verlassen.“

„Aber, Madame, um meine Leute zu sammeln?“

„Ihr habt wohl einen Sergenten, den Ihr hiemit beauftragen könnt?“

„Ich habe meinen Lakaien, der nicht nur ein treuer Bursche ist, sondern mich auch zuweilen bei solchen Unternehmungen unterstützte.“

„Laßt ihn holen und besprecht Euch mit ihm. Ihr kennt das Waffencabinet des Königs, nicht wahr? Man wird Euch dort ein Frühstück vorsetzen, und Ihr gebt ihm Eure Befehle. Der Ort wird Eure Sinne befestigen, wenn sie erschüttert wären. Kommt mein Sohn von der Jagd zurück, so geht Ihr in mein Betzimmer, und Ihr erwartet dort die Stunde.“

„Aber wie werden wir in das Zimmer gelangen? Der König hat ohne Zweifel einen Argwohn und schließt von Innen.“

„Ich besitze einen doppelten Schlüssel zu allen Thüren,“ sprach Catharina, „und man hat die Riegel von der von Heinrich weggenommen. Gott befohlen, Herr von Maurevel; auf baldiges Wiedersehen. Ich will Euch in das Waffencabinet des Königs führen lassen. Erinnert

Euch, daß das, was ein König befiehlt, vor Allem ausgeführt werden muß, daß keine Entschuldigung zugelassen wird, daß eine Niederlage, ja sogar ein Nichterfolg die Ehre des Königs compromittiren würde."

Und ohne Maurevel Zeit zu einer Antwort zu lassen, rief Catharina Herrn von Nancey, ihren Kapitän der Garden, und befahl ihm, Maurevel in das Waffencabinet des Königs zu führen.

„Tod und Teufel!" sprach Maurevel seinem Führer folgend, „ich schwinge mich auf in der Hierarchie des Mordes; von einem einfachen Edelmanne zu einem Kapitän; von einem Kapitän zu einem Admiral, von einem Admiral zu einem König ohne Krone. Und wer weiß, ob ich nicht eines Tages an einen gekrönten König komme!"

X.

Die Jagd.

Der Piqueur, der den Eber gestellt und den König versichert hatte, das Thier habe sein Lager nicht verlassen, täuschte sich nicht. Kaum hatte man den Leithund auf seine Fährte gesetzt, als er in das Gehölze drang und aus einem Dorngesträuche den Eber hervortrieb, der, wie der Piqueur an der Spur erkannt hatte, ein Hauptschwein, das heißt, ein Thier von der stärksten Gestalt war.

Der Eber lief gerade aus und zog fünfzig Schritte vom König über die Straße, nur von dem Leithunde gefolgt, der ihn bestätigt hatte. Sogleich koppelte man ein erstes Relai los, und zwanzig Hunde begannen die Verfolgung.

Die Jagd war die Leidenschaft von Karl. Kaum hatte das Thier den Weg überschritten, als er ihm nachsprengte, zur Verfolgung blasend, in Begleitung des Herzogs von Alençon und von Heinrich, dem ein Zeichen von Margarethe angedeutet hatte, er sollte Karl nicht verlassen.

Alle andere Jäger folgten dem König.

Die königlichen Wälder waren in jener Zeit, in welcher die Geschichte sich ereignet, die wir erzählen,

entfernt nicht, das, was sie jetzt sind, große Parke mit breiten für Carrossen zugänglichen Alleen. Die Könige hatten damals noch nicht den Gedanken gehabt, sich zu Handelsleuten zu machen und ihre Wälder in Schläge aller Art abzutheilen. Die Bäume, nicht von gelehrten Forstmännern, sondern von der Hand Gottes gesät, der den Samen den Launen des Windes zuwarf, waren nicht in Rauten abgetheilt, sondern wuchsen nach Gefallen und wie sie es noch heute in den Urwäldern Amerikas thun. Kurz, ein Wald war in jener Zeit ein Ort, wo es Wildschweine, Hirsche, Wölfe im Ueberfluß gab, und nur ein Dutzend Fußpfade durchzog den Wald von Bondy, den eine kreisförmige Straße umgab, wie der Kreis des Rades die Felgen umgibt. Wollte man den Vergleich weiter treiben, so würde der Eierdotter nicht schlecht den einzigen im Mittelpunkte des Gehölzes liegenden Kreuzweg darstellen, auf dem sich die verirrten Jäger wieder sammelten, um von da aus sich nach dem Punkte zu begeben, wo die verlorne Jagd abermals erschien.

Nach Verlauf einer Viertelstunde geschah, was gewöhnlich in solchen Fällen vorkam: beinahe unüberwindliche Hindernisse hatten sich dem Laufe der Jäger entgegen gesetzt, die Stimmen der Hunde waren in der Ferne erloschen und der König selbst war fluchend und schwörend, wie er dies gewöhnlich that, nach dem Scheideweg zurückgekehrt.

„Nun, Alençon, nun Henriot!“ rief er, „Tod und Hölle! Ihr seyd hier ganz ruhig, wie Nonnen, welche ihrer Aebtissin folgen. Hört, das heißt nicht jagen. Ihr, Alençon, seht aus, als kämet Ihr aus einem Schächtelchen, und seyd dergestallt parfumirt, daß Ihr, wenn Ihr zwischen dem Thiere und meinen Hunden durchkommt, machen könnt, daß diese die Fährte verlieren. Und Ihr, Henriot, wo habt Ihr Euere Schweinsfeder, Euere Büchse?“

„Sire,“ entgegnete Henrich, „wozu eine Büchse? Ich weiß, daß Euere Majestät das Thier gerne schießt wenn es sich stellt. Was die Schweinsfeder betrifft, so bin ich ziemlich ungeschickt in Handhabung dieser Waffe.

welche in unsern Gebirgen, wo man auch den Bären mit dem einfachen Dolche jagt, nicht gebräuchlich ist."

„Bei Gottes Tod, Heinrich, wenn Ihr in Euere Pyrenäen zurückgekehrt seyd, müßt Ihr mir einen Wagen voll Bären schicken, denn es muß eine schöne Jagd seyn, Leib an Leib mit einem Thiere, das uns erdrücken kann. Doch ich glaube, ich höre die Hunde. Nein, ich täuschte mich."

Der König nahm sein Horn und blies eine Fanfare. Mehre Fanfaren antworteten. Plötzlich erschien ein Piqueur, der eine Melodie hören ließ.

„Man hat ihn im Gesicht!" rief der König, und er sprengte im Galopp davon, gefolgt von allen Jägern, die sich um ihn gesammelt hatten.

Diesmal täuschte sich der Piqueur nicht. Wie der König vorrückte, hörte man allmählig das Gebelle der Meute, jetzt aus mehr als sechzig Hunden bestehend; denn man hatte nach und nach alle an den Orten, welche der Eber durchlief, aufgestellte Relais losgelassen. Der König ließ ihn noch einmal an sich vorüber und warf sich, ein hochstämmiges Gehölze benützend, unter den Aesten durch, mit aller Gewalt in das Horn stoßend, dem Thiere nach.

Die Prinzen folgten ihm eine Zeit lang; aber der König hatte ein so kräftiges Pferd, durch seinen Eifer fortgerissen schoß es über so abhängige Wege, durch so dicht verwachsene Gebüsche hin, daß zuerst die Frauen, dann der Herzog von Guise und seine Edelleute, und hierauf auch die zwei Prinzen ihn zu verlassen genöthigt waren. Tavannes hielt noch einige Zeit aus, aber am Ende leistete er ebenfalls Verzicht.

Alle Welt, mit Ausnahme von Karl und einigen Piqueurs, welche, durch das Versprechen einer Belohnung angestachelt, den König nicht verlassen wollten, befand sich wieder in der Gegend des Scheidewegs.

Die zwei Prinzen waren nahe bei einander in

einer großen Allee. Hundert Schritte von ihnen hatten der Herzog von Guise und seine Edelleute Halt gemacht. Auf dem Scheidewege hielten sich die Frauen.

„Sollte man nicht wirklich glauben,“ sagte der Herzog von Alençon zu Heinrich, mit dem Augenwinkel den Herzog von Guise bezeichnend, „dieser Mensch mit seiner geharnischten Escorte wäre der wahre König? Uns, arme Prinzen würdigt er nicht einmal eines Blickes.“

„Warum sollte er uns besser behandeln, als wir unsere eigenen Verwandten behandeln?“ antwortete Heinrich. „Ei! mein Bruder, sind wir, Ihr und ich, nicht wahre Gefangene, Geißeln unserer Partei am Hofe von Frankreich?“

Der Herzog Franz bebte bei diesen Worten und schaute Heinrich an, als wollte er eine umständlichere Erklärung hervorrufen, aber Heinrich war bereits weiter gegangen, als dieß seiner Gewohnheit entsprach, und schwieg.

„Was wollt Ihr damit sagen?“ fragte Heinrich, sichtbar ärgerlich, daß sein Schwager, nicht fortfahrend, ihn diese Erklärungen eröffnen ließ.

„Ich sage, mein Bruder, daß diese so wohlbewaffneten Menschen, denen man es zur Aufgabe gemacht zu haben scheint, uns nicht aus dem Gesichte zu verlieren, ganz das Ansehen von Wachen haben, welche zwei Personen zu entfliehen verhindern wollen.“

„Entfliehen, warum, wie?“ fragte Alençon, vortrefflich das Erstaunen und die Unschuld spielend.

„Ihr habt hier ein vortreffliches Roß, Franz,“ sagte Heinrich, seinen Gedanken verfolgend, während er die Miene annahm, als veränderte er das Gespräch. „Ich bin überzeugt, es würde sieben Lieues in einer Stunde und zwanzig von jetzt bis Mittag zurücklegen. Es ist schön' Wetter. Das ladet, bei meinem Worte, ein, die Zügel schießen zu lassen. Seht diesen hübschen Kreuz-

weg. Versucht es Euch nicht, Franz? Mir, was mich betrifft, brennt der Sporn."

Franz antwortete nicht; er erröthete und erbleichte nur abwechselnd; dann horchte er, als ob er das Geräusch der Jagd vernähme.

„Die Nachricht von Polen bringt ihre Wirkung hervor," sprach Heinrich, „und mein lieber Schwager hat seinen Plan. Er wünschte, daß ich mich flüchten würde; aber ich werde nicht allein fliehen."

Kaum hatte er diese Betrachtung vollendet, als mehrere Neubekehrte, welche seit ein paar Monaten an den Hof zurückgekommen waren, in kurzem Galopp anlangten und die zwei Prinzen mit einem äußerst freundlichen Lächeln begrüßten.

Durch die Eröffnungen von Heinrich herausgefordert, hatte der Herzog von Alençon nur ein Wort zu sprechen und eine Geberde zu machen, und es war offenbar, daß die dreißig bis vierzig Reiter, welche sich in diesem Augenblick versammelt hatten, als wollten sie gegen die Truppe des Herrn von Guise Widerstand leisten, seine Flucht begünstigen würden. Aber er wandte seinen Kopf ab, setzte sein Horn an den Mund und blies zur Versammlung.

Die Neuangekommenen, als hätten sie geglaubt, das Zögern des Herzogs rühre von der Nähe und Gegenwart der Anhänger von Guise her, schlüpften allmählig zwischen diese und die zwei Prinzen und stellten sich mit einer strategischen Geschicklichkeit auf, woraus man ersehen konnte, daß sie an militärische Anordnungen gewöhnt waren. Um zu dem Herzog von Alençon oder dem König von Navarra zu gelangen, hätte man in der That über ihre Leiber reiten müssen, während sich vor den zwei Schwägern eine völlig freie Strasse unabsehbar ausdehnte.

Plötzlich erschien zwischen den Bäumen, zehn Schritte von dem Könige von Navarra, ein anderer

Edelmann, den die zwei Prinzen noch nicht gesehen hatten. Heinrich suchte zu errathen, wer es wäre, als dieser Edelmann, seinen Hut lüpfend, sich dem Könige von Navarra als den Vicomte von Turenne, einen der Führer der protestantischen Partei, den man in Poitou glaubte, zu erkennen gab.

Der Vicomte wagte es sogar, ein Zeichen zu machen, das offenbar sagen wollte:

„Kommt Ihr?"

Aber Heinrich, der das unempfindliche Gesicht und das matte Auge des Herzogs von Alençon scharf befragt hatte, drehte zwei bis drei Mal den Kopf auf seiner Schulter, als ob ihn etwas in dem Kragen seines Wammses belästigte.

Das war eine verneinende Antwort. Der Vicomte begriff dieselbe, gab seinem Pferde die Sporen und verschwand im Gehölze.

In demselben Augenblicke hörte man die Meute sich nähern, dann sah man am Ende der Allee, in der man sich befand, den Eber vorüberkommen, nach ihm die Hunde und dann, wie den höllischen Jäger, Karl IX. ohne Hut, das Horn am Munde, blasend, daß ihm die Lunge hätte springen sollen. Nur drei oder vier Piqueurs folgten ihm, Tavannes war verschwunden.

„Der König!" rief der Herzog von Alençon und jagte nach.

Durch die Gegenwart seiner Freunde beruhigt, machte Heinrich diesen ein Zeichen, sich nicht zu entfernen, und ritt zu den Damen.

„Nun", sprach Margarethe, ihm einige Schritte entgegenkommend.

„Nun, Madame," sagte Heinrich, „wir jagen den Eber."

„Das ist das Ganze?"

„Ja, der Wind hat sich seit gestern gedreht. Ich glaube Euch auch vorhergesagt zu haben, daß dieß so kommen würde."

„Diese Windveränderungen sind schlimm für die Jagd, nicht wahr, mein Herr?“ fragte Margarethe.

„Ja,“ erwiederte Heinrich, „das stößt zuweilen alle feste Anordnungen um, und man muß einen neuen Plan entwerfen.“

In diesem Augenblick machte sich das Gebelle der Hunde, abermals näher kommend, rasch hörbar, und ein stürmisches Geräusch kündigte den Jägern an, daß sie auf ihrer Hut seyn müßten. Jeder richtete den Kopf empor und horchte.

Jetzt brach der Eber hervor, und folgte, statt sich wieder in das Gehölze zu werfen, dem Pfade, der gerade nach dem Scheideweg führte, wo sich die Damen, die Edelleute, die ihnen den Hof machten, und die Jäger, welche die Jagd verloren hatten, befanden.

Hinter dem Eber kamen athemlos dreißig bis vierzig sehr kräftige Hunde. Ungefähr zwanzig Schritte hinter den Hunden ritt der König Karl, ohne Baret, ohne Mantel, die Kleider von den Dornen zerrissen, das Gesicht und die Hände voll Blut.

Nur einer oder zwei Jäger befanden sich noch bei dem König.

Der König setzte das Horn nur ab, um seine Hunde zu hetzen; er hörte nur auf seine Hunde zu hetzen, um sein Horn wieder zu nehmen. Die ganze Welt war vor seinen Augen verschwunden. Wäre sein Pferd zusammengebrochen, so würde er wie Richard III. gerufen haben: „Ein Königreich für ein Pferd!“

Aber das Pferd schien so eifrig zu seyn, wie sein Herr. Seine Füße berührten den Boden nicht und seine Nüstern schnaubten Feuer. Der Eber, die Hunde und der König schoßen wie eine Erscheinung vorbei.

„Hallali! hallali!“ rief der König vorüberreitend, und er setzte wieder sein Horn an die blutigen Lippen.

Ein paar Schritte von ihm kamen der Herzog von Alençon und zwei Piqueurs. Die Pferde der Andern hatten nachgelassen oder sie hatten sich verloren.

Jedermann folgte, denn offenbar mußte der Eber bald Stand halten.

Nach Verlauf von zehn Minuten verließ der Eber wirklich den Fußpfad, auf dem er forteilte, und warf sich in das Gehölze, aber auf einer Lichtung angelangt lehnte er sich mit dem Hintertheile an einen Felsen an und stellte sich gegen die Hunde.

Auf das Geschrei von Karl, der ihm gefolgt war, eilten Alle herbei.

Man hatte den interessanten Augenblick der Jagd erreicht. Das Thier schien zu einer verzweifelten Gegenwehr entschlossen. Aufgereizt durch einen Lauf von mehr als drei Stunden stürzten sich die Hunde mit einer Erbitterung auf dasselbe, welche durch das Geschrei und die Flüche des Königs verdoppelt wurde.

Alle Jäger reihten sich im Kreise aneinander an. Etwas voraus, hatte der König den Herzog von Alençon, der mit einer Büchse bewaffnet war, und Heinrich hinter sich, welcher nur sein einfaches Jagdmesser bei sich trug.

Der Herzog von Alençon machte seine Büchse vom Haken los und zündete die Lunte an. Heinrich ließ sein Jagdmesser in der Scheide spielen.

Der Herzog von Guise, der alle diese Jagdübungen verachtend ansah, hielt sich mit seinen Edelleuten etwas zurück.

Die in einer Gruppe versammelten Frauen bildeten eine kleine Schaar, welche gleichsam das Seitenstück zu der des Herzogs von Guise gab.

Was Jäger war, blieb, die Augen starr auf das Thier geheftet, in ängstlicher Erwartung.

In einiger Entfernung stand ein Piqueur, der sich fest auf den Boden stemmte, um die zwei Hatzhunde des Königs zurückzuhalten, welche, mit ihren Panzerhemden bedeckt, heulend, und sich immer wieder vorwerfend, daß man alle Augenblicke glauben mußte, sie

würden ihre Ketten zerbrechen, den Moment erwarteten, um dem Eber an die Ohren zu fallen.

Das Thier benahm sich wundervoll. Zu gleicher Zeit von vierzig Hunden angegriffen, die es einhüllten, wie eine brüllende Fluth, die es mit ihrem buntscheckigen Teppich bedeckten, die von allen Seiten sich in seine rauhe Haut mit den starren Haaren einzuarbeiten suchten, schleuderte es mit jedem Schlage seines Gewerfes zehn Schritte von sich einen Hund, der mit aufgeschlitztem Bauche niederfiel und sodann die Eingeweide nachschleppend sich abermals in das Gemenge warf, während Karl mit entflammten Augen, mit weit aufgerissenen Nasenlöchern, über den Hals seines von Schweiß triefenden Pferdes gebeugt, ein wüthendes Hallali blies.

In weniger als zehn Minuten waren zwanzig Hunde kampfunfähig.

„Die Doggen! die Doggen!“ rief Karl.

Bei diesem Rufe öffnete der Piqueur den Haken der Koppelriemen, und die zwei Hunde stürzten mitten in das Kampfgewühle, warfen Alles nieder, schoben Alles auf die Seite, und bahnten sich mit ihren eisernen Leibern einen Weg bis zu dem Thiere, das jeder an einem Ohre packte.

Als der Eber sich so gefaßt fühlte, ließ er vor Wuth und Schmerz seine Zähne aneinander krachen.

„Bravo, Durdent, bravo, Risquetout!“ rief Karl: „Muthig, Hunde! Eine Schweinsfeder!“

„Ihr wollt meine Büchse nicht?“ sagte der Herzog von Alençon.

„Nein,“ rief der König, „nein, man fühlt nicht, wie die Kugel eindringt, und es ist kein Vergnügen dabei, während man die Schweinsfeder eindringen fühlt.“

Man reichte dem König einen im Feuer gehärteten, mit einer eisernen Spitze versehenen Jagdspieß.

„Mein Bruder, nehmt Euch in Acht,“ rief Margarethe.

„Frisch auf, Sire!“ rief die Herzogin von Nevers,

„fehlt ihn nicht, Sire! Einen guten Stoß diesem Parpaillot!“ *)

„Seyd ruhig, Herzogin,“ versetzte Karl.

Und seinen Spieß fest fassend, stieß er ihn nach dem Eber, der, von den zwei Hunden gehalten, den Stoß nicht vermeiden konnte. Aber bei dem Anblick der glänzenden Schweinsfeder machte er eine Seitenbewegung, und statt in die Brust zu dringen, glitt der Spieß an der Schulter hin und stumpfte sich an dem Felsen ab, an den das Thier gelehnt war.

„Tausend Teufel!“ rief der König, „ich habe ihn gefehlt. Einen Spieß, einen Spieß!“

Und zurückweichend warf er seine zu dem Dienst untüchtige Schweinsfeder zehn Schritte von sich. Ein Piqueur eilt vor, um ihm eine andere zu geben.

Aber in demselben Augenblick, als hätte er das Schicksal vorhergesehen, das ihn erwartete, und als wollte er sich demselben entziehen, riß der Eber mit einer heftigen Anstrengung seine verwundeten Ohren aus den Zähnen der Hatzhunde und stürzte, die Augen blutig, den Athem heiß, als käme er aus einer Schmidesse, mit den Zähnen knirschend, entsetzlich anzuschauen, mit gesenktem Kopfe gegen das Pferd des Königs.

Karl war ein zu guter Jäger, um nicht diesen Angriff vorhergesehen zu haben; er riß sein Pferd in die Höhe, daß es sich bäumte, aber er hatte die Bewegung seiner Hand schlecht ermessen; zu sehr von dem Gebisse gepreßt, oder vielleicht auch dem Schrecken weichend, überstürzte es.

Alle Zuschauer stießen einen furchtbaren Schrei aus. Der König lag mit einem Schenkel unter dem Pferde.

„Die Hand, Sire, laßt die Hand los!“ sagte Heinrich.

Der König ließ den Zügel seines Pferdes los, faßte den Sattel mit der linken Hand und suchte mit der

*) Ein Spottname für die Hugenotten.

rechten sein Jagdmesser zu ziehen. Aber durch das Gewicht seines Körpers gedrückt, wollte das Messer nicht aus der Klinge.

„Der Eber! der Eber!“ rief Karl, „herbei Alençon.“

Sich selbst überlassen, spannte das Pferd, als begriffe es die Gefahr seines Herrn, seine Muskeln an, und es war ihm bereits gelungen, sich auf drei Beine zu erheben, als Heinrich bei dem Rufe seines Schwagers den Herzog von Alençon furchtbar erbleichen und die Flinte an die Schulter legen sah. Doch statt den Eber zu treffen, der nur noch zwei Schritte von dem König entfernt war, zerschmetterte die Kugel dem Pferde das Knie und dieses fiel wieder mit dem Kopfe auf die Erde.

In diesem Augenblicke zerriß der Eber mit seinem Gewerfe den Stiefel von Karl.

„Oh!“ murmelte Alençon mit seinen bleichen Lippen, „ich glaube, der Herzog von Anjou ist König von Frankreich und ich bin König von Polen.“

Der Eber wüthete wirklich bereits an dem Schenkel von Karl, als dieser fühlte, wie Einer ihm den Arm hob; dann sah er eine spitzige und schneidende Klinge glänzen, welche, eindringend bis an das Heft, in der Weiche der Schulter des Thieres verschwand, während eine Hand mit eisernem Handschuh den bereits rauchenden Rüssel unter seinen Kleidern vorschob.

Karl, dem es bei der Bewegung, die das Pferd gemacht, sein Bein zu befreien gelungen war, erhob sich mühsam und wurde, da er sich von Blut triefen sah, bleich wie eine Leiche.

„Sire,“ sagte Heinrich, der immer noch knieend den in das Herz getroffenen Eber hielt, „Sire, es ist nichts, ich habe den Zahn abgewendet und Eure Majestät ist nicht verwundet.“

Dann stand er, das Messer loslassend, auf, der Eber stürzte zusammen und gab mehr Blut aus seinem Rachen als aus seiner Wunde von sich.

Umgeben von einer keuchenden Welt, überfallen von

dem Geschrei des Schreckens, das auch den ruhigsten Muth betäubt hätte, war Karl nahe daran, neben dem sterbenden Thiere niederzusinken: aber er faßte sich wieder, wandte sich gegen den König von Navarra um und drückte ihm die Hand mit einem Blicke, worin ein erster Ausbruch von Gefühl glänzte, der sein Herz seit vierundzwanzig Jahren schlagen machte.

„Ich danke, Henriot," sagte er zu ihm.

„Mein armer Bruder!" rief Alençon, sich Karl nähernd.

„Ah, du bist es, Alençon," sagte der König, „nun Du berühmter Schütze, was ist aus Deiner Kugel geworden?"

„Sie wird auf dem Eber abgeprallt seyn," erwiederte der Herzog.

„Ei, mein Gott!" rief Heinrich mit einem vortrefflich gespielten Erstaunen, „seht Ihr, Franz, Eure Kugel hat dem Pferde Seiner Majestät das Bein zerschmettert. Das ist seltsam!"

„Wie," rief der König, „ist das wahr?"

„Es ist möglich," sagte der Herzog bestürzt, „die Hand zitterte mir so sehr."

„Für einen geschickten Schützen habt Ihr da einen sonderbaren Schuß gethan," sprach Karl die Stirne runzelnd. „Noch einmal meinen Dank, Henriot. Meine Herren," fuhr der König fort, „kehren wir zurück, ich habe nun genug."

Margot näherte sich, um Heinrich Glück zu wünschen.

„Ah! meiner Treue, ja, Margot," sagte Carl, „mache ihm Dein Compliment, und zwar ein aufrichtiges, denn ohne ihn hieße der König von Frankreich Heinrich III."

„Oh, Madame," sprach der Bearner, „der Herr Herzog von Anjou, der bereits mein Feind ist, wird mir noch mehr grollen. Aber was wollt Ihr, man thut, was man kann. Fragt nur Herrn von Alençon."

Und sich bückend, zog er aus dem Eber sein Jagd-

messer, das er zwei bis dreimal in den Boden tauchte, um das Blut abzuwischen.

XI.

Brüderschaft.

Das Leben von Karl rettend, hatte Heinrich mehr gethan, als das Leben eines Menschen gerettet. Er hatte es verhindert, daß drei Königreiche ihren Gebieter wechselten.

War Karl IX. getödtet, so wurde der Herzog von Anjou König von Frankreich und der Herzog von Alençon aller Wahrscheinlichkeit nach König von Polen. Was Navarra betrifft, so hätte, da der Herzog von Anjou der Liebhaber der Frau von Condé war, ohne Zweifel seine Krone dem Gatten die Gefälligkeit der Frau bezahlt.

Aus diesem großen Umsturze aber ging nichts Gutes für Heinrich hervor. Er wechselte den Herrn und nicht weiter. Für Karl IX., der ihn duldete, sah er den Thron von Frankreich von dem Herzog von Anjou besteigen, der, mit Catharina ein Herz und eine Seele, seinen Tod geschworen hatte, und seinen Schwur zu halten nicht verfehlen würde.

Alle diese Gedanken traten zugleich vor seinen Geist, als sich der Eber auf Karl IX. stürzte, und wir haben gesehen, was die Folge der blitzgeschwinden Betrachtung war, daß an dem Leben von Karl IX. sein eigenes Leben hing.

Karl IX. war durch eine aufopfernde Ergebenheit gerettet worden, deren Beweggrund der König unmöglich begreifen konnte.

Aber Margarethe begriff Alles, und sie bewunderte den seltsamen Muth von Heinrich, der dem Blitze ähnlich nur im Sturme glänzte.

Leider war damit nicht Alles geschehen, daß er der Regierung des Herzogs von Anjou entgangen war; er mußte sich selbst zum König machen; er mußte dem Herzog von Alençon und dem Prinzen von Condé Navarra streitig machen. Er mußte vor Allem diesen Hof verlassen, wo man zwischen zwei Abgründen ging; er mußte ihn beschützt von einem Sohne von Frankreich verlassen.

Von Bondy zurückkehrend, stellte Heinrich tiefe Betrachtungen über seine Lage an. Als er im Louvre anlangte, war sein Plan gefaßt.

Ohne die Stiefeln zu wechseln, so wie er war, noch ganz staubig und blutig, begab er sich zu dem Herzog von Alençon, den er sehr aufgeregt und mit großen Schritten im Zimmer auf- und abgehend fand.

Als der Prinz ihn erblickte, machte er eine Bewegung.

„Ja," sagte Heinrich zu ihm, seine beiden Hände fassend, „ja, ich begreife, mein guter Bruder, Ihr grollt mir, weil ich zuerst den König darauf aufmerksam machte, daß Eure Kugel, statt den Eber zu treffen, wie es Eure Absicht war, das Bein seines Pferdes getroffen hatte. Aber was wollt Ihr? ich konnte einen Ausruf des Erstaunens nicht zurückdrängen. Ueberdies würde es der König selbst wahrgenommen haben; nicht so?"

„Allerdings, allerdings," murmelte Alençon, „aber ich kann dennoch nur einer schlechten Absicht die Denunciation zuschreiben, die Ihr gemacht habt, und die, wie Ihr gesehen, keine geringere Folge hatte, als daß sie bei meinem Bruder Karl meine Gesinnung verdächtigte und eine Wolke zwischen uns warf."

„Wir werden sogleich hierauf zurückkehren, und was meine gute oder schlechte Gesinnung in Beziehung auf Euch betrifft, so komme ich ausdrücklich, um Euch zum Richter derselben zu machen."

„Gut," sprach Alençon mit seiner gewöhnlichen Zurückhaltung, „sprecht, Heinrich, ich höre Euch."

„Wenn ich gesprochen habe, Franz, werdet Ihr wohl sehen, was meine Gesinnung ist; denn die vertrauliche

Mittheilung, die ich Euch zu machen habe, schließt jede Zurückhaltung und jede Klugheit aus, und sobald ich sie gemacht habe, könnt Ihr mich mit einem Worte, mit einem einzigen Worte zu Grunde richten."

„Was ist es denn?" sagte Franz, der sich zu beunruhigen anfing.

„Und dennoch," fuhr Heinrich fort, „zögerte ich lange, von der Sache zu sprechen, die mich hieher führt, besonders nach der Art und Weise, wie Ihr heute den Tauben gespielt habt."

„In der That" sprach Franz erbleichend, „ich weiß nicht, was Ihr sagen wollt, Heinrich."

„Mein Bruder, Eure Interessen sind mir zu theuer, als daß ich Euch nicht mittheilen sollte, die Hugenotten haben Schritte bei mir thun lassen."

„Schritte?" fragte Alençon, „und was für Schritte?"

„Einer von ihnen, Herr Mouy von Saint-Phal, der Sohn des braven Mouy, der von Maurevel ermordet worden ist. Ihr wißt ...."

„Ja."

„Nun, er ist mit Gefahr seines Lebens hieher gekommen, um mir zu beweisen, daß ich in Gefangenschaft sei."

„Ah, wirklich, und was habt Ihr ihm geantwortet?"

„Mein Bruder, Ihr wißt, daß ich Karl zärtlich liebe, denn er hat mir das Leben gerettet, und daß die Königin Mutter für mich meine Mutter ersetzt hat. Ich habe also alle Anerbietungen, die er mir machte, zurückgewiesen."

„Und worin bestanden diese Anerbietungen?"

„Die Hugenotten wollen den Thron von Navarra wiederherstellen, und da dieser Thron in Wirklichkeit durch Erbschaft mir gehört, so boten sie mir ihn an."

„Ja: und Herr von Mouy hat statt der Beistimmung, die er von Euch forderte, Euren Verzicht erhalten?"

„Einen förmlichen ... Aber seitdem," fuhr Heinrich fort ....

„Habt Ihr es bereut, mein Bruder," unterbrach ihn der Herzog von Alençon.

„Nein, ich glaubte nur zu bemerken, daß Herr von Mouy mit mir unzufrieden, sein Augenmerk anderswohin gerichtet hat.“

„Und wohin?“ fragte Franz lebhaft.

„Ich weiß es nicht. Vielleicht auf den Prinzen von Condé.“

„Ja, das ist wahrscheinlich,“ sprach der Herzog.

„Uebrigens,“ versetzte Heinrich, „besitze ich ein Mittel, auf eine untrügliche Weise den Führer kennen zu lernen, den er sich erwählt hat.“

Franz wurde leichenbleich.

„Aber,“ fuhr Heinrich fort, „die Hugenotten sind unter sich getheilt, und Herr von Mouy, so brav und rechtschaffen er auch ist, vertritt nur die eine Hälfte der Partei. Die andere Hälfte nun, die nicht zu verachten ist, hat die Hoffnung nicht verloren, diesen Heinrich von Navarra auf den Thron zu bringen, der, nachdem er im ersten Augenblicke gezögert, seitdem nachgedacht haben kann.“

„Ihr glaubt?“

„Oh! jeden Tag erhalte ich Beweise hievon. Die Truppe, welche auf der Jagd zu uns stieß, habt Ihr bemerkt, aus was für Menschen sie bestand?“

„Ja, aus bekehrten Edelleuten.“

„Habt Ihr den Führer, der mir ein Zeichen machte, erkannt?“

„Ja, es war der Vicomte von Turenne.“

„Habt Ihr begriffen, was sie von mir wollten?“

„Ja, sie schlugen Euch die Flucht vor.“

„Es ist also ganz klar,“ versetzte Heinrich, „daß es eine zweite Partei gibt, die etwas Anderes will, als Herr von Mouy, und zwar eine sehr mächtige Partei, sage ich Euch. Um durchzudringen, müßte man beide Parteien, Turenne nnd Mouy, vereinigen. Die Verschwörung macht ihre Fortschritte. Die Truppen sind bebezeichnet, man erwartet nur ein Signal. In dieser äußersten Lage, welche von mir eine rasche Lösung fordert, habe ich zwei Entschließungen in meinem Innern berathen,

und ich schwebe immer noch zwischen diesen beiden. Ich will Euch diese zwei Entschließungen wie einem Freunde vorlegen."

„Sagt lieber, wie einem Bruder."

„Ja, wie einem Bruder," versetzte Heinrich.

„Sprecht also, ich höre."

„Vor Allem muß ich Euch den Zustand meiner Seele auseinandersetzen, lieber Franz. Es ist kein Verlangen, kein Ehrgeiz, keine besondere Fähigkeit darin zu wahrnehmen. Ich bin ein guter Landedelmann, arm, sinnlich und schüchtern. Das Gewerbe des Verschwörers bietet mir Unannehmlichkeiten, welche selbst durch die sichere Aussicht auf eine Krone nur schlecht belohnt werden."

„Ah, mein Bruder," sprach Franz, „Ihr thut Euch Unrecht, und es ist eine traurige Lage die eines Prinzen, dessen Glück durch einen Markstein auf dem väterlichen Gute oder durch einen Menschen auf dem Felde der Ehre begrenzt wird. Ich glaube also nicht an das, was Ihr sagt."

„Was ich Euch sage, ist wahr, mein Bruder," versetzte Heinrich; „doch, mein Bruder, wenn ich einen wirklichen Freund zu haben glaubte, so würde ich mich zu seinen Gunsten der Macht begeben, welche mir die Partei, die sich mit mir beschäftigt, übertragen will. Aber," fügte er mit einem Seufzer bei, „ich habe keinen."

„Vielleicht. Ihr täuscht Euch ohne Zweifel."

„Nein, Ventre-saint-gris!" rief Heinrich. „Mit Ausnahme von Euch, mein Bruder, sehe ich Niemand, der eine gewisse Anhänglichkeit an mich besitzt. Ehe ich einen Versuch, den ein unwürdiger Mensch an das Licht bringen würde, in abscheulichen Spaltungen scheitern lasse, will ich in der That lieber den König, meinen Schwager, von dem, was vorgeht, in Kenntniß setzen. Ich werde Niemand nennen, werde weder ein Land noch eine Zeit angeben, wohl aber der Katastrophe zuvorkommen."

„Großer Gott!" rief der Herzog von Alençon, der

seinen Schrecken nicht zu bewältigen vermochte, „was sagt Ihr da? Wie, Ihr, Ihr die einzige Hoffnung der Partei seit dem Tode des Admirals, Ihr, ein bekehrter Hugenott, ein schlecht Bekehrter, man glaubt dies wenigstens, Ihr würdet das Messer über Euern Brüdern erheben! Heinrich, Heinrich, wißt Ihr, daß Ihr, wenn Ihr dies thut, alle Calvinisten des Königreiches einer zweiten Bartholomäusnacht preisgebt? Wißt Ihr, daß Catharina nur auf eine solche Gelegenheit wartet, um Alles auszurotten, was dieselbe überlebt hat?"

Und ganz zitternd, das Gesicht mit rothen und bleifarbigen Plättchen besprengt, drückte der Herzog die Hand von Heinrich, um ihn zu bitten, auf diesen Entschluß Verzicht zu leisten, der ihn zu Grunde richtete.

„Wie!" rief Heinrich mit vollkommen gutmüthigem Ausdruck, „Ihr glaubt, Franz, es würde so viel Unglück daraus entstehen? Mir scheint es, mit dem Wort des Königs könnte ich das Leben der Unglücklichen verbürgen."

„Das Wort von König Karl IX., Heinrich! . . . Ei, hatte es denn nicht der Admiral? Hatte es nicht Teligny? Hattet Ihr es nicht selbst? Oh, Heinrich, ich sage Euch, ich, wenn Ihr dies thut, so stürzt Ihr Alle, nicht nur sie, sondern Alles, was in mittelbarer oder unmittelbarer Verbindung mit ihnen gestanden hat, in das Verderben."

Heinrich schien einen Augenblick nachzudenken.

„Wäre ich ein wichtiger Prinz am Hofe gewesen," sagte er, „so hätte ich anders gehandelt. An Eurer Stelle z. B. Franz, an Eurer Stelle, der Ihr ein Sohn von Frankreich und der wahrscheinliche Erbe der Krone seyd, an Eurer Stelle. . .

Franz schüttelte ironisch den Kopf und erwiederte: „Was würdet Ihr an meiner Stelle thun?"

„An Eurer Stelle, mein Bruder, würde ich mich an die Spitze der Bewegung stellen, um sie zu leiten. Mein Name und mein Ansehen würden meinem Gewissen für das Leben der Aufrührer bürgen, und ich würde

zuerst für mich selbst und sodann vielleicht für den König Nutzen aus einer Unternehmung ziehen, die ohne dieses das größte Uebel für Frankreich herbeiführen kann."

Der Herzog von Alençon hörte diese Worte mit einer Freude, welche alle Muskeln seines Gesichtes ausdehnte.

„Glaubt Ihr," sagte er, „daß dieses Mittel ausführbar ist und daß es uns jedes von Euch vorhergesehene Uebel erspart?"

„Ich glaube es," antwortete Heinrich, „die Hugenotten lieben Euch, Euer bescheidenes Aeußere, Eure zugleich hohe und interessante Stellung, das Wohlwollen, das Ihr stets gegen die Anhänger der protestantischen Religion an den Tag gelegt habt, bewegen sie, Euch zu dienen."

„Aber es findet eine Spaltung in der Partei statt," versetzte der Herzog. „Werden diejenigen, welche für Euch sind, auch für mich seyn?"

„Ich übernehme es, sie mit Euch durch zwei Beweggründe zu versöhnen."

„Durch welche?"

„Erstens durch das Vertrauen, das die Führer zu mir haben, dann durch die Furcht, in der sie schweben würden, daß Eure Hoheit, mit ihren Namen bekannt...."

„Aber wer wird mir diese Namen entdecken?"

„Ich, Ventre-saint-gris!"

„Ihr würdet dies thun?"

„Hört, Franz, ich habe Euch gesagt," fuhr Heinrich fort, „ich liebe nur Euch am Hofe; dies kommt ohne Zweifel davon her, daß Ihr verfolgt werdet, wie ich; und dann liebt Euch auch meine Gattin mit einer Zärtlichkeit ohne Gleichen."

Franz erröthete vor Vergnügen.

„Glaubt mir, mein Bruder," fuhr Heinrich fort, „ergreift die Gelegenheit, regiert in Navarra, und wenn Ihr mir nur einen Platz an Eurem Tische und einen

schönen Wald zum Jagen gönnt, so werde ich mich glücklich schätzen."

„In Navarra regieren," sagte der Herzog; „aber wenn ...."

„Wenn der Herzog von Anjou zum König von Polen ernannt wird, nicht wahr? Ich vollende Euern Gedanken."

Franz schaute Heinrich mit einem gewissen Schrecken an.

„Nun wohl, hört Franz," fuhr Heinrich fort; „da Euch nichts entgeht.... gerade in dieser Hypothese mache ich meine Schlüsse; wenn der Herzog von Anjou zum König von Polen ernannt wird und unser Bruder Karl, den Gott erhalten wolle, stirbt, so sind es nur zweihundert Lieues von Pau nach Paris, während es vierhundert von Paris nach Krakau sind. Ihr werdet also, um die Erbschaft einzuziehen, gerade in Paris in dem Augenblick seyn, wo der König von Polen erfährt, daß sie erledigt ist. Wenn Ihr zufrieden seyd, Franz, so gebt Ihr mir sodann das Königreich Navarra, welches nur ein Blumenwerk Eurer Krone seyn wird. Auf diese Art nehme ich es an. Das Schlimmste, was Euch begegnen kann, ist, daß Ihr da unten König bleibt und, mit mir und meiner Frau im Familienkreise lebend, Euer Geschlecht fortpflanzt, während Ihr hier ... was seyd Ihr hier? ein armer verfolgter Prinz, ein armer dritter Königssohn, ein Sklave von zwei älteren Brüdern, den eine Laune in die Bastille schicken kann."

„Ja, ja," sprach Franz, „ich fühle das so gut, daß ich nicht begreife, warum Ihr auf diesen Plan, den Ihr mir vorschlagt, Verzicht leistet. Es regt sich also nichts hier?"

Und der Herzog von Alençon legte die Hand auf das Herz seines Schwagers.

„Es gibt Lasten, welche zu schwer sind für gewisse Hände," erwiederte Heinrich lächelnd, „ich werde diese

nicht aufzuheben versuchen. Die Furcht vor Ermattung benimmt mir die Lust dazu."

„Heinrich, Ihr leistet also wirklich Verzicht?"

„Ich habe es Herrn von Mouy gesagt und wiederhole es Euch."

„Aber unter solchen Verhältnissen, lieber Bruder, sagt man nicht, sondern man beweist."

Heinrich athmete wie ein Ringer, welcher fühlt, daß sich die Hüften seines Gegners biegen.

„Ich werde es diesen Abend beweisen," antwortete er, „um neun Uhr sind die Liste der Führer und der Plan des Unternehmens bei Euch."

Franz faßte die Hand von Heinrich und drückte sie voll Begeisterung.

In demselben Augenblick trat Catharina bei dem Herzog von Alençon ein, und zwar ihrer Gewohnheit gemäß, ohne sich melden zu lassen.

„Beisammen!" sprach sie lächelnd; „in der That, zwei gute Schwäger."

„Ich hoffe es, Madame," versetzte Heinrich mit der größten Kaltblütigkeit, während der Herzog von Alençon, vor Schrecken erbleichte.

Dann machte er ein paar Schritte rückwärts, um Catharina mit ihrem Sohne sprechen zu lassen.

Die Königin Mutter zog nun aus ihrer Aumonière einen prachtvollen Juwel hervor.

„Diese Agraffe kommt von Florenz," sagte sie, „ich schenke sie Euch, um sie an Eurer Degenkuppel zu befestigen."

Dann fügte sie ganz leise bei:

„Wenn Ihr diesen Abend Lärmen bei Eurem guten Schwager Heinrich hört, so rührt Euch nicht."

Franz drückte seiner Mutter die Hand und erwiederte:

„Erlaubt Ihr mir, ihm das schöne Geschenk zu zeigen, das Ihr mir so eben gemacht habt."

„Thut etwas Besseres, gebt es ihm in Eurem und

meinem Namen, denn ich hatte ein zweites für ihn bestimmt."

„Ihr hört, Heinrich," sprach Franz; „meine gute Mutter bringt mir diesen Juwel und verdoppelt seinen Werth, indem sie mir denselben Euch zu schenken erlaubt."

Heinrich gerieth ganz in Begeisterung über die Schönheit der Agraffe und überströmte von Danksagungen.

Als dieser Ausbruch vorüber war, sagte Catharina:

„Mein Sohn, ich fühle mich ein wenig unpäßlich und will mich zu Bette legen; Euer Bruder Karl ist sehr angegriffen von seinem Falle und wird dasselbe thun. Man wird diesen Abend nicht in Familie speisen und Jeder soll in seinem Zimmer bedient werden. Ah! Heinrich, ich vergaß, Euch mein Compliment über Euern Muth und Euere Gewandtheit zu machen. Ihr habt Euern König und Schwager gerettet und sollt belohnt werden."

„Ich bin es bereits, Madame," antwortete Heinrich sich verbeugend.

„Durch das Gefühl, Euere Pflicht gethan zu haben?" versetzte Catharina, „das ist nicht genug, glaubt mir, daß Karl und ich darauf bedacht sind, etwas zu thun, wodurch wir uns unserer Schuld gegen Euch entledigen."

„Alles, was mir von Euch und meinem guten Schwager zukommt, ist willkommen, Madame."

Nach diesen Worten entfernte sich Heinrich mit einer Verbeugung.

„Ah! mein Schwager Franz," dachte Heinrich, als er wegging, „ich weiß nun gewiß, daß ich nicht allein reise, und die Verschwörung, welche ein Herz hatte, hat nun auch einen Kopf gefunden, und was noch besser ist, dieser Kopf bürgt mir für den meinigen. Nur müßen wir auf unserer Hut seyn. Catharina macht mir ein Geschenk, verspricht mir eine Belohnung: dahinter steckt eine Teufelei, und ich will mich diesen Abend mit Margarethe besprechen."

XII.

Die Dankbarkeit von König Karl IX.

Maurevel war einen Theil des Tages im Waffencabinet des Königs geblieben, als aber Catharina den Augenblick der Rückkehr von der Jagd herannahen sah, ließ sie ihn mit den Sbirren, die sich bei ihm eingefunden hatten, in ihr Betzimmer gehen.

Von seiner Amme unterrichtet, daß ein Mann einen Theil des Tages in seinem Cabinet zugebracht hatte, war Karl Anfangs in großen Zorn gerathen, daß man einen Fremden bei ihm einzuführen gewagt habe. Als er sich denselben aber schildern ließ und seine Amme ihm sagte, es wäre derselbe Mensch, den sie eines Abends zu dem König hätte bringen müssen, so erkannte Karl Maurevel, erinnerte sich des Befehls, den ihm seine Mutter am Morgen ausgepreßt, und begriff Alles.

„Oh! oh!" murmelte Karl, „an demselben Tage, an welchem er mir das Leben gerettet hat, . . . der Augenblick ist schlecht gewählt."

Dem zu Folge machte er einige Schritte, um zu seiner Mutter hinabzugehen, aber ein Gedanke hielt ihn zurück.

„Mordieu!" sagte er, „wenn ich hievon mit ihr spreche, so gibt es einen Streit, der nie endigt; besser wir handeln jedes für sich."

„Amme," sagte er, „schließe alle Thüren und melde Elisabeth*), daß ich, noch etwas leidend von meinem Sturze, diese Nacht allein schlafen werde."

Die Amme gehorchte, und da die Zeit, seinen Plan auszuführen, noch nicht gekommen war, fing er an Verse zu machen.

---

*) Karl IX. hatte Elisabeth von Oesterreich, die Tochter von Maximilian, geheirathet.

Dies war die Beschäftigung, während der dem König alle Zeit am Geschwindesten verging. Es schlug neun Uhr, als Karl glaubte, es wäre kaum sieben Uhr. Er zählte einen nach dem andern die Schläge der Glocke und erhob sich beim letzten.

„Beim Teufel!“ sagte er, „es ist gerade Zeit.“

Und er nahm seinen Mantel und seinen Hut und entfernte sich durch eine geheime Thüre, die, im Täfelwerk angebracht, selbst Catharina unbekannt war.

Karl ging gerade auf das Zimmer von Heinrich zu. Heinrich war, als er den Herzog von Alençon verließ, nur in seine Wohnung zurückgekehrt, um die Kleider zu wechseln, und hatte sich sogleich wieder wegbegeben.“

„Er wird mit Margot zu Nacht speisen,“ sagte der König zu sich selbst; „er stand heute auf das Beste mit ihr, wenigstens kam es mir so vor.“

Und er ging nach der Wohnung von Margarethe.

Margarethe hatte die Herzogin von Nevers, Coconnas und La Mole mit sich genommen und machte mit ihnen eine Collation von Zuckerwerk und Bäckereien aller Art.

Karl klopfte an die Vorthüre; Gillonne öffnete und war bei dem Anblick des Königs so erschrocken, daß sie kaum die Kraft hatte, eine Verbeugung zu machen, und, statt zurückzueilen und die Königin von dem erhabenen Besuche zu benachrichten, der ihr zugedacht war, Karl ohne ein anderes Signal zu geben, als den Schrei, den sie ausstieß, vorbeigehen ließ.

Karl ging durch das Vorzimmer und schritt, geleitet durch das Gelächter, auf den Speisesaal zu.

„Armer Henriot!“ sagte er zu sich selbst, „er freut sich ohne etwas Arges zu ahnen.“

„Ich bin es,“ sprach er, die Tapete aufhebend und ein lachendes Gesicht zeigend.

Margarethe stieß einen furchtbaren Schrei aus. So heiter es auch war, so hatte doch dieses Gesicht den Eindruck des Medusenhauptes auf sie hervorgebracht. Der Thüre gegenübersitzend erkannte sie Karl sogleich.

„Seine Majestät!“ rief sie voll Schrecken und sprang auf.

Während die drei andern Tischgenossen gewisser Maßen ihren Kopf auf den Schultern wanken fühlten, war Coconnas der Einzige, der den seinigen nicht verlor. Er erhob sich ebenfalls, aber mit einer so geschickten Ungeschicklichkeit, daß er aufstehend den Tisch und damit die Kristalle, das Tafelgeschirr und die Kerzen umwarf.

Es herrschten einen Augenblick völlige Finsterniß und tiefes Stillschweigen.

„Mache Dich aus dem Staube,“ sagte Coconnas zu La Mole. „Rasch! rasch!“

La Mole ließ sich das nicht zweimal sagen; er warf sich an die Wand, orientirte sich mit den Händen und suchte das Schlafzimmer, um sich in dem ihm so wohl bekannten Cabinet zu verbergen.

Als er aber den Fuß in das Schlafzimmer setzte, stieß er auf einen Menschen, der durch den geheimen Gang eingetreten war.

„Was soll Alles dies bedeuten?“ sagte Karl in der Finsterniß mit einer Stimme, die einen furchtbaren Ausdruck von Ungeduld annahm; „bin ich ein Freudenstörer daß man bei meinem Anblick einen solchen Teufelswirrwarr macht? Henriot! Henriot! wo bist Du? antworte.“

„Wir sind gerettet,“ murmelte Margarethe, eine Hand ergreifend, welche sie für die von Coconnas hielt. „Der König glaubt, mein Gemahl sey einer von unsern Gästen.“

„Und ich werde ihn auf dem Glauben lassen, Madame; seyd unbesorgt,“ antwortete Heinrich der Königin in demselben Tone.

„Großer Gott!“ rief Margarethe und ließ rasch die Hand los, welche sie in der ihrigen hielt.

„Stille!“ sagte Heinrich.

„Tausend Teufel!“ rief Karl, „was habt Ihr denn zu flüstern? Heinrich, antwortet mir, wo seyd Ihr?“

„Hier bin ich, Sire," sagte die Stimme des Königs von Navarra.

„Teufel!" sprach Coconnas, der die Herzogin von Nevers in einem Winkel hielt, „die Sache verwickelt sich."

„Dann sind wir zweimal verloren," versetzte Henriette.

Muthig bis zur Unklugheit bedachte Coconnas, daß man doch am Ende die Kerzen wieder anzünden müßte, und je eher dies geschehen würde, desto besser wäre es; er ließ also die Hand von Frau von Nevers los, suchte unter den Trümmern einen Leuchter, näherte sich dem Kohlenbecken und blies eine Kohle an, welche sogleich den Docht der Kerze entzündete.

Das Zimmer erleuchtete sich.

Karl IX. warf einen forschenden Blick um sich her.

Heinrich befand sich bei seiner Gemahlin; Frau von Nevers war allein in einem Winkel; Coconnas stand mitten im Zimmer und beleuchtet mit seiner Kerze die ganze Scene.

„Entschuldigt uns, mein Bruder," sagte Margarethe, „wir erwarteten Euch nicht."

„Euere Majestät hat uns auch, wie sie selbst sehen kann, sonderbare Furcht eingejagt!" sprach Henriette.

„Ich, meines Theils," versetzte Heinrich, welcher Alles errieth, „ich glaube, die Furcht war so kräftig, daß ich aufstehend den Tisch umstieß."

Coconnas warf einen Blick auf den König von Navarra, womit er wohl sagen wollte:

Das lasse ich mir gefallen! das ist ein Ehemann, der ein halbes Wort versteht."

„Was für ein abscheulicher Wirrwarr!" wiederholte Karl IX. „Dein Abendbrod liegt auf dem Boden, Henriot. Komm' mit mir, Du kannst es anderswo vollenden; ich entführe Dich für diesen Abend."

„Wie, Sire," sprach Heinrich, „Euere Majestät würde mir die Ehre erweisen. . . ."

„Ja, meine Majestät erweist Dir die Ehre, Dich

aus dem Louvre zu führen. Leih' ihn mir, Margot, ich bringe ihn Dir morgen früh zurück."

„Ah! mein Bruder," sprach Margarethe; „Ihr bedürft hiezu meiner Erlaubniß nicht; Ihr seyd der Gebieter."

„Sire," versetzte Heinrich, „ich hole in meinem Zimmer einen andern Mantel und kehre im Augenblick zurück."

„Du bedarfst dessen nicht, Henriot, der, den Du auf dem Leibe hast, ist gut genug."

„Aber, Sire," versuchte Heinrich einzuwenden.

„Tausend Teufel! ich sage Dir, daß Du nicht in Deine Wohnung zurückkehren sollst. Hörst Du nicht, was ich Dir sage? Vorwärts, marsch!"

„Ja, ja, geht," sprach Margarethe plötzlich und drückte ihren Gemahl am Arme, denn ein sonderbarer Blick von Karl hatte sie so eben belehrt, daß etwas Außerordentliches vorging.

„Ich bin bereit, Sire," sagte Heinrich.

Karl aber schaute Coconnas an, der, seinen Beleuchtungsdienst fortsetzend, die anderen Kerzen wieder anzündete.

„Wer ist dieser Herr," fragte er Heinrich, den Piemontesen messend, „sollte es zufällig Herr de La Mole seyn?"

„Wer hat ihm von de La Mole gesagt?" fragte sich Margarethe ganz leise.

„Nein, Sire," antwortete Heinrich, „Herr de La Mole ist nicht hier, was ich sehr bedaure, denn ich hätte die Ehre gehabt, ihn Euerer Majestät zu gleicher Zeit mit Herrn von Coconnas, seinem Freunde, vorzustellen; es sind zwei Unzertrennliche, und Beide gehören Herrn von Alençon."

„Ah! ah! unserem großen Schützen!" sprach Karl. „Gut!"

Dann fügte er die Stirne runzelnd bei:

„Ist dieser Herr de La Mole nicht Hugenott?"

„Bekehrt, Sire," erwiederte Heinrich, „und ich stehe für ihn wie für mich."

„Wenn Ihr für Jemand steht, Henriot, so habe

ich nach dem, was Ihr heute gethan, nicht mehr das Recht, daran zu zweifeln. Aber gleich viel, ich hätte Herrn de La Mole gern gesehen. Später also."

Kar ldurchschweifte mit seinen großen Augen noch einmal das ganze Zimmer, küßte Margarethe, nahm den König von Navarra unter dem Arm und führte ihn mit sich fort.

An der Pforte des Louvre wollte Heinrich anhalten, um mit Jemand zu sprechen.

„Vorwärts! vorwärts! gehe rasch hinaus, Henriot," sagte Karl zu ihm. „Wenn ich Dir sage. daß die Luft im Louvre diesen Abend nicht gut für Dich ist; den Teufel! glaube mir doch."

„Ventre-sainte-gris!" murmelte Heinrich, „und Mouy, was wird aus ihm ganz allein in meinem Zimmer werden?... Wenn nur die Luft, die für mich nicht gut ist, für ihn nicht noch viel schlimmer wirkt."

„Sage mir doch," sprach der König. als Heinrich und er die Zugbrücke überschritten hatten, „ist es Dir genehm, Henriot, daß die Leute von Herrn von Alençon Deiner Frau den Hof machen?"

„Wie so, Sire?"

„Ja, liebäugelt dieser Herr von Coconnas nicht mit Margot!"

„Wer sagt Euch das?"

„Bei Gott! man hat es mir gesagt."

„Reiner Scherz, Sire; Herr von Coconnas liebäugelt allerdings mit Jemand, aber das ist Frau von Nevers."

„Ah bah!"

„Ich kann Eurer Majestät für das, was ich sage, bürgen."

Karl brach in ein Gelächter aus.

„Der Herzog von Guise mag noch einmal kommen, um Späße zu treiben," sagte er, „ich werde seinen Schnurrbart ganz angenehm verlängern, wenn ich ihm die Thaten seiner Schwägerin erzähle. Uebrigens," fügte der König

sich besinnend bei, „ich weiß nicht mehr, ob er von Herrn von Coconnas oder von La Mole gesprochen hat."

„Eben so wenig der Eine als der Andere; ich stehe Euch für die Gefühle meiner Frau."

„Gut, Henriot, gut, ich sehe Dich lieber so, als anders; und bei meiner Ehre, Du bist ein so braver Junge, daß ich am Ende gar nicht mehr ohne Dich seyn kann."

Nach diesen Worten pfiff der König auf eine eigenthümliche Weise, und vier Edelleute, die ihn am Ende der Rue de Beauvais erwarteten, stießen zu ihm, und Alle gingen mit einander in das Innere der Stadt.

Es schlug zehn Uhr.

„Nun," sprach Margarethe, als der König und Heinrich sich entfernt hatten, „setzen wir uns wieder zu Tische!"

„Meiner Treue, nein," sagte die Herzogin, „ich habe zu sehr Angst gehabt. Es lebe das kleine Haus der Rue Cloche-Percée! Man kann dort nicht herein, ohne eine Belagerung vorzunehmen, und unsere Braven haben das Recht, ihre Schwerter spielen zu lassen. Aber was sucht Ihr unter den Schränken und in den Kästen, Herr von Coconnas?"

„Ich suche meinen Freund La Mole," erwiederte der Piemontese.

„Sucht in der Richtung meines Schlafzimmers, Herr von Coconnas," sprach Margarethe, „es ist dort ein Cabinet."

„Gut," versetzte Coconnas, „ich habe es."

Und er trat in das Zimmer.

„Nun," sprach eine Stimme, „woran sind wir?"

„Ei, Mordi! wir sind am Nachtisch."

„Und der König von Navarra?"

„Er hat nichts gesehen."

„Und der König Karl?"

„Ah! der König, das ist etwas Anderes, er hat den Gatten mitgenommen."

„Wirklich?"

„Wie ich Dir sage. Ueberdies hat er mir die Ehre

angethan, mich von der Seite anzuschauen, als er hörte, ich gehöre dem Herzog von Alençon, und schief, als er erfuhr, ich wäre Dein Freund."

„Du glaubst also, daß man Schlimmes von mir bei ihm gesprochen hat?"

„Ich fürchte im Gegentheil, man hat zu viel Gutes von Dir gesagt. Aber es handelt sich nicht um alle diese Dinge, ich glaube, die Damen haben eine Pilgerfahrt in der Richtung der Rue de Sicile zu machen, und wir müssen den Pilgern als Führer dienen."

„Unmöglich! . . . Du weißt es wohl."

„Wie, unmöglich?"

„Wir haben den Dienst bei Seiner Königlichen Hoheit."

„Das ist meiner Treue wahr, ich vergesse immer, daß wir einen Grad einnehmen, und daß wir aus Edelleuten, was wir früher waren, uns der Ehre erfreuen, Diener geworden zu seyn."

Und die zwei Freunde kehrten zurück und setzten der Herzogin aus einander, daß sie genöthigt seyen, wenigstens dem Schlafengehen des Herrn Herzogs beizuwohnen."

„Es ist gut." sprach Frau von Nevers, „wir gehen."

„Und darf man fragen, wohin Ihr geht?" sagte Coconnas.

„Ihr seyd zu neugierig," erwiederte die Herzogin. „Quaere et invenies."

Die zwei jungen Leute grüßten und gingen in aller Eile zu Herrn von Alençon hinauf.

Der Herzog schien sie in seinem Cabinet zu erwarten.

„Ah! ah!" rief er, „Ihr kommt sehr spät, meine Herren."

„Es hat kaum zehn geschlagen, Monseigneur," erwiederte Coconnas.

„Das ist wahr," sagte er. „Es ist jedoch schon Alles im Louvre zu Bette gegangen."

„Ja Monseigneur; aber wir sind nun zu Euern

Befehlen. Sollen wir die Edelleute in das Zimmer Eurer Hoheit zum Schlafengehen einführen?"

„Im Gegentheil; geht in den Saal und entlaßt alle Anwesenden."

Die jungen Leute gehorchten und kehrten sogleich wieder zu dem Herzog zurück.

„Monseigneur," sagte Coconnas, „Euere Hoheit wird ohne Zweifel sich zu Bette legen oder arbeiten."

„Nein, meine Herren; Ihr habt Urlaub bis morgen."

„Vorwärts," flüsterte Coconnas La Mole in das Ohr, „der Hof schläft heute auswärts, wie es scheint."

Und die zwei jungen Leute sprangen immer vier und vier Stufen die Treppe hinab, nahmen ihre Mäntel und ihre Nachtdegen und stürzten aus dem Louvre, den zwei Damen nach, welche sie an der Ecke der Rue du Saint-Coq-Honoré einholten.

XIII.

Gott lenkt.

Es herrschte, wie der Herzog zu den jungen Leuten gesagt hatte, die tiefste Stille im Louvre.

Margarethe und Frau von Nevers waren wirklich nach der Rue Tizon abgegangen. Coconnas und La Mole liefen ihnen nach; der König und Heinrich durchwanderten die Stadt; der Herzog von Alençon hielt sich in seiner Wohnung in einer schwankenden, ängstlichen Erwartung der Ereignisse, die ihm die Königin Mutter vorhergesagt hatte. Catharina hatte sich zu Bette gelegt, und Frau von Sauve saß an ihrem Kopfkissen und las ihr gewisse italienische Erzählungen vor, über welche die gute Königin viel lachte.

Seit langer Zeit war Catharina nicht so heiterer

Laune gewesen. Nachdem sie mit gutem Appetit in Gesellschaft ihrer Frauen gespeist, nachdem sie sich mit ihrem Arzte berathen und die kärglichen Rechnungen ihres Haushaltes geordnet hatte, befahl sie ein Gebet für den Erfolg einer gewissen, wie sie sagte, für das Glück ihrer Kinder wichtigen Unternehmung; es war eine Gewohnheit von Catharina, eine übrigens ganz florentinische Gewohnheit, unter gewissen Umständen Gebete und Messen lesen zu lassen, deren Zweck Gott und sie allein kannten.

Endlich hatte sie einen Besuch von René angenommen und aus seinem reichen Sortiment mehres Neue ausgewählt.

„Man erkundige sich," sprach Catharina, „ob meine Tochter die Königin von Navarra, zu Hause ist; ist dies der Fall, so ersuche man sie, mir Gesellschaft zu leisten."

Der Page, an den dieser Befehl gerichtet war, entfernte sich und kehrte einen Augenblick nachher von Gillonne begleitet zurück.

„Nun!" sagte die Königin Mutter „ich verlangte nach der Herrin und nicht nach der Zofe."

„Madame," erwiederte Gillonne, „ich glaubte Euerer Majestät selbst sagen zu müssen, daß die Königin von Navarra mit ihrer Freundin, der Herzogin von Nevers, ausgegangen ist."

„Ausgegangen zu dieser Stunde," versetzte Catharina die Stirne faltend, „und wohin kann sie gegangen seyn?"

„In eine Alchymie-Sitzung," antwortete Gillonne, „welche im Hotel Guise in dem von Frau von Nevers bewohnten Pavillon stattfinden soll."

„Und wann wird sie zurückkehren?" fragte die Königin Mutter.

„Die Sitzung wird bis spät in die Nacht hinein dauern," antwortete Gillonne, „so daß Ihre Majestät wahrscheinlich bis morgen früh bei ihrer Freundin bleiben wird."

„Sie ist glücklich, die Königin von Navarra," murmelte Catharina. „Sie hat Freundinnen und sie ist Königin; sie trägt eine Krone, man nennt sie Euere Majestät, und sie hat keine Unterthanen. Sie ist sehr glücklich."

Nach dieser seltsamen Rede, welche die Zuhörer innerlich lächeln machte, murmelte Catharina:

„Uebrigens, da sie ausgegangen ist, denn sie ist ausgegangen, sagt Ihr?"

„Vor einer halben Stunde, Madame."

„So ist Alles gut, geht."

Gillonne verbeugte sich und ging ab.

„Lest weiter, Charlotte," sprach die Königin. Frau von Sauve fuhr fort.

Nach zehn Minuten unterbrach sie die Königin im Lesen.

„Oh! bald hätte ich vergessen," sagte sie, „man entlasse die Wachen aus der Gallerie."

Dies war das Zeichen, auf welches Maurevel wartete.

Man vollzog den Befehl der Königin Mutter, und Frau von Sauve fuhr in ihrer Geschichte fort.

Sie hatte ungefähr eine Viertelstunde ohne irgend eine Unterbrechung gelesen, als ein langer, so furchtbarer Schrei bis in das königliche Gemach drang, daß die Haare auf dem Kopfe der Anwesenden sich sträubten.

Unmittelbar darauf folgte ein Pistolenschuß.

„Was ist das?" sagte die Königin, und warum lest Ihr nicht mehr, Carlotta?"

„Madame," erwiederte die junge Frau erbleichend, „habt Ihr nicht gehört?"

„Was?" fragte Catharina.

„Den Schrei."

„Und den Pistolenschuß," fügte der Kapitän der Garden bei.

„Einen Schrei, einen Pistolenschuß?" sprach Catharina, „ich habe nichts gehört. Ist es überdies etwas s

Außerordentliches im Louvre um einen Pistolenschluß, um einen Schrei? Lest, lest, Carlotta."

„Aber hört doch, Madame," sagte diese, während Herr von Nancey mit der Hand an seinen Degengriff, da stand und ohne die Erlaubniß der Königin nicht hinauszugehen wagte; „hört, man vernimmt Tritte, Flüche ..."

„Soll ich mich erkundigen, Madame?" sprach der Kapitän.

„Keineswegs, mein Herr, bleibt hier," erwiederte Catharina, sich auf einer Hand erhebend, gleichsam um ihrem Befehle mehr Kraft zu verleihen. „Wer würde mich denn im Falle einer Unruhe beschützen? Es sind wohl einige betrunkene Schweizer, die sich schlagen."

Die Ruhe der Königin bildete mit dem Schrecken, der über der ganzen Versammlung schwebte, einen so merkwürdigen Contrast, daß Frau von Sauve, so schüchtern sie auch war, einen fragenden Blick an die Königin richtete.

„Aber, Madame," rief sie, „man sollte glauben, es würde Jemand getödtet."

„Wen soll man denn tödten?"

„Den König von Navarra, Madame, der Lärm kommt von seinem Zimmer her."

„Die Alberne!" murmelte die Königin, deren Lippen, trotz ihrer Selbstbeherrschung, sich seltsam zu bewegen anfingen, denn sie stammelte ein Gebet; „die Alberne, sie sieht ihren König überall!"

„Mein Gott! mein Gott!" rief Frau von Sauve in ihren Lehnstuhl zurücksinkend.

„Es ist vorbei," sagte Catharina. „Kapitän," fuhr sie, sich an Herrn von Nancey umwendend, fort, „ist Ungebührliches im Louvre vorgefallen, so hoffe ich, daß Ihr morgen die Schuldigen streng bestrafen werdet. Lest wieder, Charlotte."

Und Catharina fiel von selbst auf ihr Kopfkissen in eine Unbeweglichkeit, welche groze Aehnlichkeit mit einer

Schwäche hatte, denn die Anwesenden bemerkten, wie große Schweißtropfen über ihr Gesicht rollten.

Frau von Sauve gehorchte diesem ausdrücklichen Befehle, aber nur ihre Stimme und ihre Augen functionirten. Bei andern Gegenständen umherschweifend, zeigte der Armen ihr Geist eine furchtbare Gefahr, von der sie ein theueres Haupt bedroht glaubte. Nach ein paar Minuten des Kampfes fühlte sie sich so eingepreßt zwischen ihrer Gemüthsbewegung und der Etiquette, daß ihre Stimme verständlich zu seyn aufhörte; das Buch entfiel ihren Händen, und sie wurde ohnmächtig.

Plötzlich vernahm man ein noch viel heftigeres Getöse; ein schwerer, eiliger Tritt erschütterte die Flur; zwei Schüsse machten die Fensterscheiben zittern; erstaunt über diesen übermäßig ausgedehnten Kampf erhob sich Catharina, ebenfalls bleich, die Augen weit aufgesperrt, und in dem Moment, wo der Kapitän der Garden hinausstürzen wollte, ergriff sie diesen beim Arm und sagte:

„Jedermann bleibe hier! ich werde selbst nachsehen, was vorgeht."

Man höre, was vorging, oder vielmehr was vorgegangen war.

Von Mouy hatte am Morgen aus den Händen von Orthon den Schlüssel von Heinrich erhalten. In diesem Schlüssel, welcher gebohrt war, bemerkte er ein zusammengerolltes Papier; er zog es mittelst einer Nadel heraus.

Es war die Parole des Louvre für die nächste Nacht.

Außerdem hatte ihm Orthon noch mündlich die Worte von Heinrich überbracht, wodurch von Mouy eingeladen wurde, sich um zehn Uhr bei dem König im Louvre einzufinden.

Um halb zehn Uhr legte von Mouy eine Rüstung an, deren Tüchtigkeit er bereits mehr als einmal er-

probt hatte; er knüpfte ein seidenes Wamms darüber, schnallte seinen Degen um, steckte seine Pistolen in den Gürtel und bedeckte das Ganze mit dem bekannten kirschrothen Mantel von La Mole.

Wir haben gesehen, wie es Heinrich, ehe er in seine Wohnung zurückkehrte, für geeignet erachtete, Margarethe einen Besuch zu machen, und wie er auf der Geheimtreppe gerade zu rechter Zeit anlangte, um in dem Schlafzimmer von Margarethe an La Mole zu stoßen und seinen Platz in den Augen des Königs in dem Speisezimmer einzunehmen. Es geschah dies in derselben Minute, in der von Mouy mit Hülfe der ihm von Heinrich überschickten Parole und besonders des berühmten kirschrothen Mantels durch die Pforte des Louvre schritt.

Der junge Mann ging gerade in die Wohnung des Königs hinauf, wobei er wie gewöhnlich so gut als möglich den Gang von La Mole nachahmte. Im Vorzimmer fand er Orthon, der auf ihn wartete.

„Sire von Mouy," sprach der Gebirgsmann, „der König ist ausgegangen, aber er hat mir befohlen, Euch einzuführen und Euch zu sagen, Ihr möget auf ihn warten. Zögert er zu lange, so bittet er Euch, wie Ihr wißt, sein Bett zu gebrauchen."

Von Mouy trat ein, ohne eine andere Erklärung zu fordern, denn das, was ihm Orthon sagte, war nur die Wiederholung dessen, was er am Morgen gehört hatte.

Um seine Zeit zu benützen, nahm von Mouy eine Feder und Dinte, näherte sich einer an der Wand aufgehängten vortrefflichen Karte von Frankreich und fing an die Etapen von Paris nach Pau zu zählen und zu regeln.

Aber dieß war die Arbeit einer Viertelstunde, und als von Mouy dieselbe vollendet hatte, wußte er nicht, womit er sich beschäftigen sollte.

Er ging einige Male im Zimmer auf und ab, rieb

sich die Augen, gähnte, setzte sich, stand wieder auf und setzte sich abermals. Endlich benützte er die Einladung von Heinrich, wobei ihn überdieß die zwischen den Prinzen und ihren Edelleuten bestehenden Gesetze der Vertraulichkeit entschuldigten, legte seine Pistolen auf den Nachttisch und stellte die Lampe daneben, streckte sich auf dem breiten Bette mit den düstern Vorhängen aus, das im Hintergrunde des Gemaches stand, wies seinem blanken Degen den geeigneten Platz an seiner Lende an und überließ sich, sicher, nicht überrascht zu werden, da sich ein Diener im Vorzimmer befand, einem schweren Schlafe, dessen Geräusch bald das Echo des Baldachins ertönen machte. Von Mouy schnarchte wie ein wahrer Kriegsknecht, und hätte in dieser Beziehung mit dem König von Navarra in die Schranken treten können.

Um diese Zeit schlüpften sechs Männer, den Degen in der Hand und den Dolch im Gürtel, in den Corridor, der durch eine kleine Thüre mit den Gemächern von Catharina in Verbindung stand und durch eine große in die Wohnung von Heinrich führte.

Einer von diesen sechs Männern ging voraus. Außer seinem blanken Degen und seinem Dolche, welcher so stark war wie ein Jagdmesser, trug er noch seine getreuen Pistolen, mittelst silberner Spangen an seinen Gürtel angehängt, bei sich.

Dieser Mann war Maurevel.

Vor der Thüre von Heinrich angelangt, blieb er stille stehen.

„Ihr habt Euch vollkommen überzeugt, daß die Wachen aus dem Corridor abgegangen sind?" fragte er denjenigen, welcher die kleine Truppe zu befehligen schien.

„Keine einzige ist mehr an ihrem Posten," antwortete der Lieutenant.

„Gut!" sprach Maurevel. „Nun hat man sich nur noch zu belehren, ob derjenige, welchen wir suchen, zu Hause ist."

„Aber, Kapitän," sprach der Lieutenant, die Hand zurückhaltend, welche Maurevel an den Klopfer der Thüre legte, „hier wohnt der König von Navarra."

„Wer sagt das Gegentheil?" versetzte Maurevel.

Die Sbirren schauten sich ganz erstaunt an und der Lieutenant machte einen Schritt rückwärts.

„Ei! ei!" sprach der Lieutenant, „um diese Stunde im Louvre Jemand verhaften und zwar in der Wohnung des Königs von Navarra!"

„Was würdet Ihr antworten," entgegnete Maurevel, „wenn ich Euch sagte, daß derjenige, welchen Ihr verhaften sollt, der König selbst ist?"

„Ich würde Euch antworten, Kapitän, die Sache sei ernster Art, und ohne einen eigenhändig vom König unterzeichneten Befehl..."

„Lest," sprach Maurevel.

Und er zog aus seinem Wamms den Befehl, den ihm Catharina übergeben hatte, und reichte ihn dem Lieutenant.

„Es ist gut," versetzte dieser, nachdem er gelesen hatte, „ich habe nichts mehr zu sagen."

„Ihr seyd bereit?"

„Ich bin es."

„Und Ihr?" fuhr Maurevel, sich an die fünf andern Sbirren wendend, fort.

Diese verbeugten sich ehrerbietig.

„Hört mich also, meine Herren," sprach Maurevel, „Folgendes ist der Plan: zwei von Euch bleiben an dieser Thüre, zwei an der Thüre des Schlafzimmers, und zwei treten mit mir ein."

„Hernach?" fragte den Lieutenant."

„Hört wohl: es ist mir befohlen, den Gefangenen zu hindern, daß er um Hülfe ruft, schreit oder Widerstand leistet; jede Verletzung dieses Befehls soll mit dem Tode bestraft werden."

„Vorwärts, er hat unumschränkte Vollmacht," sagte

der Lieutenant zu dem Mann, der mit ihm Maurevel zu dem König zu folgen bezeichnet war.

„Allerdings," sprach Maurevel.

„Armer Teufel von einem König von Navarra," sagte einer von den Männern, „es stand da oben geschrieben, daß er nicht entkommen sollte."

„Und hienieden," versetzte Maurevel, nahm dem Lieutenant den Befehl von Catharina aus den Händen und schob ihn wieder in seine Brust.

Maurevel steckte den Schlüssel, den ihm Catharina gegeben hatte, in das Schloß und trat, zwei Männer an der äußeren Thüre zurücklassend, wie dieß verabredet war, in das Vorzimmer.

„Ah! ah!" sagte Maurevel, als er das geräuschvolle Athmen hörte, das bis zu ihm drang, „es scheint, wir werden das, was wir suchen, finden."

Orthon ging ihm, im Glauben, es wäre sein Herr, sogleich entgegen und stand fünf bewaffneten Männern gegenüber, welche das erste Zimmer einnahmen.

Bei dem Anblicke dieses finsteren Gesichtes, dieses Maurevel, den man den Todtschläger des Königs nannte, wich der treue Diener zurück und fragte, sich vor die zweite Thüre stellend:

„Wer seid Ihr? was wollt Ihr?"

„Im Namen des Königs," erwiederte Maurevel, „wo ist Dein Herr?"

„Mein Herr?"

„Ja, der König von Navarra."

„Der König von Navarra ist nicht zu Hause," sprach Orthon, die Thüre vertheidigend, „Ihr könnt also nicht eintreten."

„Ausflucht, Lüge," versetzte Maurevel, „weiche zurück."

Die Bearner sind hartnäckig, dieser knurrte wie ein Hund aus seinen Gebirgen, und erwiederte ohne sich einschüchtern zu lassen:

„Ihr kommt nicht hier herein, der König ist abwesend.“

Und er klammerte sich an der Thüre an.

Maurevel machte eine Geberde, die zwei Männer packten den Widerspenstigen, rissen ihn von dem Gesimse der Thüre, an das er sich angeklammert hielt, und als er den Mund öffnete, um zu schreien, drückte ihm Maurevel die Hand auf die Lippen.

Orthon biß den Mörder wüthend; dieser zog die Hand zurück und schlug den Diener mit dem Degenknopfe auf den Kopf. Orthon wankte und fiel mit dem Rufe: „Hülfe! Hülfe!“ nieder.

Seine Stimme erlosch; er war ohnmächtig.

Die Mörder schritten über seinen Körper; zwei blieben sodann an der zweiten Thüre, und die drei anderen traten, geführt von Maurevel, in das Schlafzimmer.

Bei dem Schimmer der auf dem Nachttische brennenden Lampe sahen sie das Bett.

Die Vorhänge waren geschlossen.

„Oh! oh!“ sagte der Lieutenant, „mir scheint, er schnarcht nicht mehr.“

„Vorwärts,“ sprach Maurevel.

Bei diesen Worten kam ein dumpfer Schrei, der mehr dem Brüllen eines Löwen, als menschlichen Tönen glich, unter den Vorhängen hervor, welche ungestüm geöffnet wurden, und ein Mann mit einem Panzer und die Stirne mit einer von jenen Sturmhauben bedeckt, in denen der Kopf bis auf die Augen begraben war, erschien sitzend, zwei Pistolen in der Hand und seinen Degen auf dem Schooße.

Maurevel hatte nicht sobald dieses Gesicht erschaut und von Mouy erkannt, als er die Haare auf seinem Haupte sich sträuben fühlte; er wurde furchtbar bleich, sein Mund füllte sich mit Schaum und er machte einen Schritt rückwärts, als hätte er sich einem Gespenste gegenüber befunden.

Plötzlich erhob sich die bewaffnete Gestalt und machte

einen Schritt vorwärts, dem gleich, welchen Maurevel rückwärts gemacht hatte, so daß der Bedrohte zu verfolgen und der Drohende zu fliehen schien.

„Ah! Schurke," sprach von Mouy, „Du kommst, um mich zu morden, wie Du meinen Vater gemordet hast."

Zwei von den Sbirren, diejenigen, welche mit Maurevel in das Zimmer des Königs eingetreten waren, hörten allein diese furchtbaren Worte; aber in demselben Augenblicke, in welchem sie gesprochen wurden, hatte sich auch die Pistole in der Richtung der Stirne von Maurevel gesenkt. Maurevel warf sich in dem Momente auf die Kniee, wo Mouy den Finger an den Drücker legte, der Schuß ging los, und einer von den Sbirren, welcher sich hinter ihm befand und durch diese Bewegung bloßgestellt worden war, stürzte in das Herz getroffen nieder. Maurevel schoß sogleich ebenfalls, aber die Kugel prallte an dem Panzer von Mouy ab.

Dann nahm von Mouy, die Entfernung messend, seinen Anlauf, spaltete mit einem Hiebe dem zweiten Sbirren den Schädel, wandte sich gegen Maurevel um und kreuzte sein Schwert mit ihm.

Der Kampf war furchtbar, aber kurz; bei dem vierten Ausfalle fühlte Maurevel den kalten Stahl in seiner Gurgel; er stieß einen gepreßten Schrei aus, fiel rückwärts und warf im Fallen die Lampe um, welche erlosch.

Die Dunkelheit benützend, kräftig und behende, wie ein Held von Homer, stürzte von Mouy sogleich mit gesenktem Haupte gegen das Vorzimmer, warf eine von den Wachen nieder, stieß die andere zurück und schoß wie ein Blitz durch die Sbirren, welche die äußere Thüre bewachten, vermied glücklich zwei Pistolenschüsse, deren Kugeln die Wände des Corridors streiften, und war gerettet; denn es blieb ihm noch eine geladene Pistole außer dem Degen, welcher so furchtbare Streiche versetzte.

Einen Augenblick zögerte von Mouy, um zu überlegen, ob er zu dem Herzog von Alençon, dessen Thüre, wie es ihm schien, sich geöffnet hatte, fliehen oder aus

dem Louvre zu kommen versuchen sollte; er entschied sich für das Letztere, beschleunigte abermals seinen Lauf, sprang auf einmal zehn Stufen hinab, gelangte zur Pforte, sagte das Losungswort und enteilte mit dem Rufe:

„Geht da hinauf, man mordet für Rechnung des Königs.“

Die Bestürzung benützend, welche seine Worte in Verbindung mit den Pistolenschüssen bei dem Posten hervorgebracht hatten, gewann er das Weite und verschwand in der Rue du Coq, ohne eine Schramme bekommen zu haben.

In diesem Augenblick sagte Catharina zu ihrem Kapitän der Garden:

„Bleibt, ich werde selbst nachsehen, was vorgeht.“

„Aber, Madame,“ erwiederte der Kapitän, „die Gefahr, der Eure Majestät ausgesetzt seyn könnte, befiehlt mir, zu folgen.“

„Bleibt, mein Herr,“ sprach Catharina mit noch gebieterischerem Tone, als das erste Mal. „Es giebt um die Könige einen mächtigeren Schutz, als das menschliche Schwert.“

Der Kapitän blieb.

Catharina nahm nun eine Lampe, steckte ihre Füße in Sammetpantoffeln, verließ ihr Gemach, erreichte den mit Rauch gefüllten Corridor und ging unempfindlich und kalt wie ein Schatten nach der Wohnung des Königs von Navarra.

Alles war wieder still geworden.

Catharina gelangte zur Vorthüre, schritt über die Schwelle und erblickte zuerst den ohnmächtigen Orthon.

„Ah! ah!“ sagte sie, „hier ist der Lackei, bald werden wir auch den Herrn finden.“ Und sie ging durch die zweite Thüre.

Hier stieß ihr Fuß an einen Leichnam; sie senkte ihre Lampe: es war der der Wache, welcher Mouy den Schädel gespalten hatte; der Mann war todt.

Drei Schritte weiter lag der Lieutenant von einer Kugel getroffen und den letzten Seufzer ausstoßend.

Vor dem Bette endlich versuchte es ein Mann, der, den Kopf so bleich wie ein Todter, sein Blut durch eine doppelte Wunde im Halse verlor, die Hände krampfhaft zusammenpressend sich zu erheben.

Es war Maurevel.

Ein Schauer durchlief die Adern von Catharina; sie sah das Bett verlassen; sie schaute im Zimmer umher und suchte vergebens unter den drei Männern, welche in ihrem Blute auf der Erde lagen, den Leichnam, den sie zu finden hoffte.

Maurevel erkannte Catharina, seine Augen erweiterten sich auf eine gräßliche Weise, und er streckte mit einer verzweiflungsvollen Geberde den Arm nach ihr aus.

„Nun!“ sagte sie mit halber Stimme, „wo ist er? was ist aus ihm geworden? Unglücklicher! habt Ihr ihn etwa entwischen lassen?“

Maurevel versuchte es, einige Worte zu artikuliren, aber es drang nur ein unverständliches Pfeifen aus seiner Wunde hervor; ein röthlicher Schaum umgab seine Lippen, und er schüttelte den Kopf, seine Ohnmacht und seinen Schmerz bezeichnend.

„Sprich doch,“ rief Catharina, „sprich doch, und wäre es nur, um mir ein einziges Wort zu sagen.“

Maurevel deutete auf seine Wunde, ließ abermals unartikulirte Töne vernehmen, machte einen Versuch, der nur auf ein rauhes Röcheln hinauslief, und sank in Ohnmacht.

Catharina schaute umher: sie war nur von Leichen und Sterbenden umgeben; das Blut floß in Wellen durch das Zimmer und eine Todesstille schwebte über dieser ganzen Scene.

Noch einmal richtete sie das Wort an Maurevel, aber ohne ihn zu erwecken. Diesmal blieb er nicht nur stumm, sondern unbeweglich; ein Papier sah aus seinem Wamms hervor; es war der von dem König unterzeichnete

Verhaftsbefehl; Catharina nahm es und verbarg es in ihrem Busen.

In diesem Augenblick hörte Catharina ein leichtes Geräusch hinter sich; sie wandte sich um und sah an der Thüre den Herzog von Alençon stehen, der, unwillkührlich von dem Lärmen herbeigezogen, durch das Schauspiel, das er vor Augen hatte, ganz geblendet war.

„Ihr hier?“ sagte sie.

„Ja, Madame. Mein Gott, was geht hier vor?“ fragte der Herzog von Alençon.

„Kehrt in Euer Zimmer zurück, Franz, und Ihr werdet es frühe genug erfahren.“

Alençon war nicht so unbekannt mit dem Vorfalle, als Catharina voraussetzte. Bei den ersten Schritten im Corridor hatte er gehorcht. Als er Männer bei dem König von Navarra eintreten sah, errieth er, diesen Umstand mit den Worten von Catharina zusammenstellend, was geschehen sollte, und freute sich, einen so gefährlichen Freund durch eine Hand zerstört zu sehen, welche mächtiger war, als die seinige.

Bald erregten die Schüsse, die raschen Tritte eines Flüchtigen seine Aufmerksamkeit, und er sah in dem durch die Oeffnung der Treppenthüre erleuchteten Raume einen rothen Mantel verschwinden, der ihm zu bekannt war, als daß er ihn nicht hätte erkennen sollen.

„Von Mouy!“ rief er, „von Mouy bei meinem Schwager von Navarra. Nein, das ist unmöglich! Sollte es Herr de La Mole seyn?“

Die Unruhe überwältigte ihn. Er erinnerte sich, daß der junge Mann ihm von Margarethe selbst empfohlen worden war, und ging in der Absicht, sich zu überzeugen, ob er es gewesen wäre, den er hatte vorübereilen sehen, rasch in das Zimmer der zwei jungen Leute: es war leer. Aber in einem Winkel des Zimmers fand er den berühmten kirschrothen Mantel aufgehängt. Seine Zweifel waren gelöst: er hatte nicht La Mole, sondern von Mouy erblickt.

Mit bleicher Stirne, zitternd, der Hugenott könnte entdeckt werden und die Geheimnisse der Verschwörung verrathen, stürzte er nach der Pforte des Louvre. Hier erfuhr er, daß der kirschrothe Mantel wohl erhalten mit dem Ausrufe entkommen war, es werde für Rechnung des Königs gemordet.

„Er hat sich getäuscht," murmelte Alençon. „Es geschah für Rechnung der Königin Mutter."

Und zu dem Schauplatze des Kampfes zurückkehrend, fand er Catharina, welche wie eine Hyäne unter den Todten umherirrte.

Der junge Mann zog sich auf den Befehl seiner Mutter, Ruhe und Gehorsam heuchelnd, zurück, obgleich stürmische Gedanken seinen Geist bewegten.

In Verzweiflung, daß sie diesen neuen Versuch gescheitert sah, rief Catharina ihren Kapitän der Garden, ließ die Leichname wegbringen, hieß Maurevel, der nur verwundet war, in seine Wohnung schaffen, und befahl den König nicht zu wecken.

„Oh!" murmelte sie, den Kopf auf die Brust gesenkt in ihre Gemächer zurückkehrend, „er ist abermals entkommen. Die Hand Gottes beschützt diesen Menschen. Er wird regieren! er wird regieren!"

Dann, als sie die Thüre des Zimmers öffnete, fuhr sie mit der Rechten über die Stirne und bildete sich ihr gewöhnliches Lächeln.

„Was ist denn vorgefallen?" fragten alle Anwesenden, mit Ausnahme von Frau von Sauve, welche zu sehr erschrocken war, um eine Frage zu thun.

„Nichts," antwortete Catharina, „nur ein Lärmen."

„Oh!" rief plötzlich Frau von Sauve, mit dem Finger auf den Gang der Königin deutend, „Eure Majestät läßt bei jedem Tritte eine Blutspur auf dem Teppich zurück!"

XIV.

Die Nacht der Könige.

Karl IX. marschirte indessen neben Heinrich auf dessen Arm gelehnt; es folgten ihm seine vier Edelleute und zwei Fackelträger gingen voraus.

„Verlasse ich den Louvre," sagte der arme König, „so empfinde ich ein Vergnügen, dem ähnlich, wenn ich in einen schönen Wald trete: ich athme, ich lebe, ich bin frei."

Lächelnd erwiederte Heinrich:

„Eure Majestät würde sich in meinen Gebirgen in Bearn wohl befinden."

„Ja, ich begreife, daß Du Lust hast, dahin zurückzukehren; faßt Dich aber das Verlangen gar zu stark, Henriot, so nimm Deine Vorsichtsmaßregeln, das rathe ich Dir," fügte Karl lachend bei; „denn meine Mutter Catharina liebt Dich so sehr, daß sie Deiner durchaus nicht entbehren kann."

„Was wird Euere Majestät diesen Abend thun?" fragte Heinrich, von diesem gefährlichen Gespräche ablenkend.

„Ich will Dich eine Bekanntschaft machen lassen, Henriot; Du sollst mir Deine Meinung sagen."

„Ich stehe Euerer Majestät zu Befehl."

„Rechts! rechts! wir gehen in die Rue des Barres."

Die zwei Könige hatten in Begleitung ihrer Escorte die Rue de la Savonnerie durchschritten, als sie auf der Höhe des Hotel Condé zwei Männer in große Mäntel gehüllt aus einer Thüre herauskommen sahen, welche einer derselben geräuschlos wieder verschloß.

„Oh! oh!" sagte der König zu Heinrich, der seiner Gewohnheit gemäß ebenfalls schaute, aber ohne etwas zu sprechen; „das verdient Beachtung."

„Warum sagt Ihr das, Sire?" fragte der König von Navarra.

„Nicht Deinetwegen, Henriot, Du bist Deiner Frau sicher,“ erwiederte Karl; „aber Dein Vetter Condé ist der seinigen nicht sicher, oder wenn er es ist, so hat er Unrecht, der Teufel soll mich holen!“

„Aber wer sagt Euch, Sire, diese Herren haben Frau von Condé besucht?“

„Eine Ahnung .... die Unbeweglichkeit dieser zwei Männer, die sich an die Thüre anschmiegen, seitdem sie uns gesehen haben, und sich nicht rühren; sodann ein gewisser Mantelschnitt des Kleineren von Beiden .... Bei Gott! es wäre seltsam.“

„Was?“

„Nichts, es ist mir nur ein Gedanke gekommen; vorwärts.“

Und er ging gerade auf die zwei Männer zu, die, als sie sahen, daß es wirklich auf sie abgezielt war, einige Schritte machten, um sich zu entfernen.

„Holla! meine Herren,“ rief der König, „halt!“

„Spricht man mit uns?“ fragte eine Stimme, welche Karl und seinen Gefährten beben machte.

„Nun, Henriot,“ sagte Karl, „erkennst Du eine von diesen Stimmen?“

„Sire,“ antwortete Heinrich, „wenn Euer Bruder, der Herzog von Anjou, nicht bei La Rochelle wäre, so würde ich schwören, er hätte gesprochen.“

„Wohl, er ist nicht bei La Rochelle; das ist das Ganze.“

„Aber wer ist bei ihm?“

„Du erkennst seinen Gefährten nicht?“

„Nein, Sire.“

„Er hat doch eine Gestalt, daß man sich nicht leicht täuschen kann. Warte, Du sollst ihn erkennen. He! holla!“ wiederholte der König, „habt Ihr nicht gehört, Mord und Tod?“

„Seyd Ihr die Wache und wollt uns verhaften?“ sagte der Größere von den zwei Männern, seinen Arm von den Falten des Mantels frei machend.

„Nehmt an, wir seyen die Wache,“ sprach der König, „und bleibt stehen, wenn man es Euch befiehlt.“

Dann neigte er sich an das Ohr von Heinrich und flüsterte ihm zu:

„Du sollst den Vulkan Flammen speien sehen.“

„Ihr seyd zu acht,“ sprach der Größere von den zwei Männern, dießmal nicht nur den Arm, sondern auch sein Gesicht zeigend, „aber wäret Ihr auch zu hundert . . . . gebt Raum und geht Eueres Wegs.“

„Ah! ah! der Herzog von Guise,“ sagte Heinrich.

„Ah! unser Vetter von Lothringen,“ sprach der König. „Ihr gebt Euch endlich zu erkennen; das ist ein Glück!“

„Der König!“ rief der Herzog.

Bei diesen Worten begrub sich die andere Person völlig in ihren Mantel und blieb unbeweglich, nachdem sie zuvor aus Achtung den Kopf entblößt hatte.

„Sire,“ sprach der Herzog von Guise, „ich machte meiner Schwägerin, Frau von Condé, einen Besuch.

„Ja, und Ihr habt einen von Euern Edelleuten mitgenommen. Welchen?“

„Sire,“ antwortete der Herzog, „Euere Majestät kennt ihn nicht.“

„Dann wollen wir seine Bekanntschaft machen,“ sprach der König, ging gerade auf die andere Gestalt zu, und hieß einen von den zwei Lackeien durch ein Zeichen näher kommen.

„Um Vergebung, mein Bruder,“ sprach der Herzog von Anjou, seinen Mantel auseinanderschlagend und sich mit schlecht verhehltem Aerger verbeugend.

„Ah! ah! Heinrich, Ihr seyd es! . . . Nein, es ist nicht möglich, ich täusche mich. Mein Bruder Anjou hätte Niemand besucht, ohne zuvor bei mir gewesen zu seyn. Es ist ihm nicht unbekannt, daß es für die Prinzen von Geblüt, welche in die Hauptstadt zurückkehren, nur ein Thor in Paris giebt: das ist die Pforte des Louvre.“

„Verzeiht, Sire," sagte der Herzog von Anjou; „ich bitte Euere Majestät, eine Unachtsamkeit zu entschuldigen."

„Von Herzen gern," antwortete der König mit spöttischem Tone; „aber was machtet Ihr denn in dem Hotel Condé, mein Bruder?"

„Ei, mein Gott," versetzte der König von Navarra, mit seiner verschmitzten Miene, „was Euere Majestät so eben sagte."

Und er flüsterte dem König etwas in das Ohr und schloß seine Rede mit einem schallenden Gelächter.

„Was ist denn das?" fragte hochmüthig der Herzog von Guise; denn wie Jedermann am Hofe hatte er die Gewohnheit angenommen, den König von Navarra auf eine grobe Weise zu behandeln. „Warum sollte ich meine Schwägerin nicht besuchen? Besucht der Herzog von Alençon nicht auch die seinige?"

Heinrich erröthete leicht.

„Welche Schwägerin?" fragte Karl. „Ich kenne keine andere Schwägerin von ihm, als Elisabeth."

„Um Vergebung, Sire, ich hätte sagen sollen, seine Schwester Margarethe, welche wir vor einer halben Stunde in einer Sänfte, begleitet von zwei Stutzern, von denen jeder an einem Schlage trabte, vorüberkommen sahen."

„Wirklich!" sagte Karl. „Was erwiedert Ihr hierauf?"

„Daß es der Königin von Navarra frei stehe, zu gehen, wohin sie wolle; .... ich bezweifle jedoch, ob sie den Louvre verlassen habe."

„Und ich weiß es gewiß," sprach der Herzog von Guise.

„Und ich auch," versetzte der Herzog von Anjou, „und zum Beweise bemerke ich, daß sie in der Rue-Cloche-Percée angehalten hat."

„Euere Schwägerin, nicht diese," sagte Heinrich auf das Hotel Condé deutend, „sondern jene da unten," und er gab seinem Finger die Richtung nach dem Hotel Guise, „muß auch von der Partie seyn, denn wir haben

sie beisammen verlassen, und sie sind, wie Ihr wißt, unzertrennlich."

„Ich verstehe nicht, was Euere Majestät damit sagen will," erwiederte der Herzog von Guise.

„Im Gegentheil, nichts ist klarer," sprach der König, „und darum ist an jedem Schlage ein Stutzer gelaufen."

„Wohl!" versetzte der Herzog, „wenn von Seiten der Königin und von Seiten meiner Schwägerinnen Scandal stattfindet, so wollen wir die Gerechtigkeit des Königs anrufen, um der Sache ein Ende zu machen."

„Ah! bei Gott," rief Heinrich, „laßt die Damen von Condé und Nevers. Der König kümmert sich nicht um seine Schwester, und ich habe Vertrauen zu meiner Frau."

„Nein, nein," sprach Karl, „ich will mit der Sache im Reinen seyn, wir werden unsere Angelegenheiten aber selbst abmachen. Die Sänfte hat in der Rue Cloche-Percée angehalten, sagt Ihr, Vetter?"

„Ja, Sire."

„Würdet Ihr die Stelle wohl wieder erkennen?"

„Ja, Sire."

„Gut, gehen wir dahin, und muß man das Haus abbrennen, um zu erfahren, wer da ist, so brennt man es ab."

Mit dieser für die Sicherheit derjenigen, von welchen die Rede war, nicht sehr beruhigenden Stimmung schlugen die vier vornehmsten Herren der christlichen Welt den Weg nach der Rue Saint-Antoine ein.

Die vier Prinzen gelangten in die Rue Cloche-Percée; Karl, der seine Angelegenheiten in der Familie abmachen wollte, entließ die Edelleute seines Gefolges mit der Bemerkung, sie könnten über den Rest ihrer Nacht verfügen, sollten sich jedoch gegen sechs Uhr Morgens bei der Bastille mit zwei Pferden bereit halten.

Es waren nur drei Häuser in der Rue Cloche-Percée; die Nachforschung wurde um so weniger schwierig,

als bei zwei derselben sich durchaus nicht zu öffnen weigerten: es waren diejenigen, von welchen das eine an die Rue Saint-Antoine, das andere an die Rue du Roi de Sicile stieß.

Bei dem dritten verhielt es sich anders; dieses wurde von dem deutschen Portier bewacht, und der deutsche Portier war nichts weniger als schmiegsam. Paris schien bestimmt, in dieser Nacht das merkwürdigste Beispiel häuslicher Treue zu bieten.

Herr von Guise mochte immerhin in dem reinsten Sächsisch drohen, Heinrich von Anjou mochte immerhin eine Börse voll Gold bieten, Karl mochte immerhin erklären, er wäre der Lieutenant von der Wache, der brave Deutsche nahm weder auf die Erklärung, noch auf das Anerbieten, noch auf die Drohungen Rücksicht. Als er sah, daß man auf eine lästig werdende Weise auf seinem Willen einzudringen beharrte, schob er zwischen die eisernen Stangen das Ende einer gewissen Büchse, eine Kundgebung, worüber drei von den vier Herren lachten, —Heinrich hielt sich nämlich zurück, als ob die Sache ganz ohne Interesse für ihn wäre, — weil das Gewehr, da es nicht schräg durch die Stangen dringen konnte, kaum für einen Blinden gefährlich gewesen wäre, der sich vor dasselbe gestellt hätte.

Als der Herzog von Guise sah, daß man den Portier weder einschüchtern, noch bestechen, noch überreden konnte, stellte er sich, als ginge er mit seinen Gefährten weg; aber der Rückzug war nicht lange. An der Ecke der Rue Saint-Antoine fand der Herzog, was er suchte: einen von den Steinen, wie ihn dreitausend Jahre vorher Ajax Telamonios und Diomedes handhabten; er lud ihn auf die Schulter und kehrte, seinen Gefährten mit einem Zeichen bedeutend, sie mögen ihm folgen, zurück. Gerade in diesem Augenblick schloß der Portier, als er diejenigen, welche er für Bösewichte hielt, sich hatte entfernen sehen, die Thüre wieder, ohne daß

er noch Zeit gehabt hatte, die Riegel vorzustoßen. Der Herzog benützte diesen Augenblick, und schleuderte, eine wahre lebendige Katapulta, den Stein gegen die Thüre. Das Schloß flog auf und riß den Theil der Mauer, in welchem es befestigt war, mit sich. Die Thüre öffnete sich, den Deutschen umwerfend, der während seines Falles durch einen furchtbaren Schrei die Garnison aufmerksam machte, welche ohne diesen Schrei ertappt zu werden Gefahr lief.

Gerade in diesem Augenblick übersetzte La Mole mit Margarethe eine Idylle von Theokrit, während Coconnas unter dem Vorwande, er wäre auch ein Grieche, viel Syracuser mit Henriette trank. Die wissenschaftliche Unterhaltung und die bacchische Unterhaltung wurden gewaltsam unterbrochen.

Die Kerzen auslöschen, die Fenster öffnen, auf den Balcon stürzen, vier Männer in der Dunkelheit unterscheiden, ihnen alles Wurfgeschoß, das sie in die Hände bekamen, auf den Kopf schleudern und einen furchtbaren Lärmen mit Schwertstreichen machen, welche nur die Mauer trafen, das war das Mittel, zu welchem Coconnas und Mole unverzüglich griffen. Karl, der Wüthendste von den Angreifenden, bekam eine silberne Wasserkanne auf die Schulter, der Herzog von Anjou ein Becken voll von einer Compote von Orangen und Cedra, und der Herzog von Guise eine Wildschweinskeule. Heinrich bekam nichts. Er befragte ganz leise den Portier, den der Herzog von Guise an die Thüre gebunden hatte, und der ihm mit seinem ewigen: „Ich verstehe nicht" antwortete.

Die Frauen ermuthigten die Belagerten und gaben ihnen Wurfgeschosse, welche wie Hagel herabfielen.

„Mord und Teufel!" rief Karl IX., als er ein Tabouret auf den Kopf bekam, das ihm den Hut bis auf die Nase eindrückte, „man öffne sogleich, oder ich lasse Alles da oben hängen."

„Mein Bruder!" sagte Margarethe leise zu La Mole. „Der König!" flüsterte dieser Henriette zu. „Der Kö-

nig! der König!“ sprach die Letztere zu Coconnas, welcher eine Kiste an das Fenster zog und dem Herzog von Guise, mit dem er es, ohne ihn zu kennen, hauptsächlich zu thun hatte, ein Ende machen wollte. „Der König, sage ich Euch.“

Coconnas ließ die Kiste los und schaute ganz erstaunt umher.

„Der König?“ fragte er.

„Ja, der König.“

„Dann rasch abgezogen!“

„La Mole und Margarethe haben sich schon aus dem Staube gemacht; kommt.“

„Wo hinaus?“

„Kommt, sage ich Euch.“

Und Henriette nahm Coconnas bei der Hand, zog ihn durch die geheime Thüre, welche in das anstoßende Haus führte, und alle Vier flohen, nachdem sie die Thüre wieder hinter sich verschlossen hatten, durch den Ausgang nach der Rue Tizon.

„Oh! oh!“ sprach Karl, „ich glaube die Garnison ergiebt sich.“

Die Fürsten warteten einige Minuten, aber kein Geräusch gelangte mehr zu den Belagerern.

„Man bereitet irgend eine List,“ sprach der Herzog von Guise.

„Oder man hat vielmehr die Stimme meines Bruders erkannt und giebt Fersengeld,“ versetzte der Herzog von Anjou.

„Aber man muß doch hier herauskommen,“ entgegnete Karl.

„Ja,“ sagte der Herzog von Anjou, „wenn das Haus keine zwei Ausgänge hat.“

„Vetter,“ sprach der König, „nehmt wieder Euren Stein und macht es mit der zweiten Thüre, wie mit der ersten.“

Der Herzog dachte, es wäre unnöthig, zu solchen

Mitteln seine Zuflucht zu nehmen; er hatte bemerkt, daß die zweite Thüre weniger stark war, als die erste, und trat sie mit einem einzigen Fußstoße ein.

„Fackeln! Fackeln!“ rief der König.

Die Lackeien näherten sich; die Fackeln waren erloschen, aber sie hatten bei sich, was man bedurfte, um sie wieder anzuzünden.

Man that dieß. Karl nahm die eine und gab die andere dem Herzog von Anjou.

Der Herzog von Guise marschirte mit dem Degen in der Hand voraus.

Heinrich schloß den Zug.

Man gelangte in den ersten Stock.

In dem Speisesaale war das Abendbrod aufgetragen oder vielmehr abgetragen, denn das Abendbrod hatte hauptsächlich die Wurfgeschosse geliefert. Die Candelaber waren umgeworfen, das Geräthe lag unter einander, und Alles war zerbrochen, mit Ausnahme des Silbergeschirrs.

Man ging in den Salon. Hier fand man eben so wenig Aufklärung über die Identität der Personen, als im ersten Zimmer. Man sah nichts als griechische und lateinische Bücher und einige musikalische Instrumente.

Das Schlafgemach war noch stummer. Eine Nachtlampe brannte in einer alabasternen, an der Decke aufgehängten, Kugel, aber man schien nicht einmal in dieses Zimmer gekommen zu sein.

„Es giebt wohl noch einen zweiten Ausgang,“ sagte der König.

„Das ist wahrscheinlich,“ versetzte der Herzog von Guise.

„Aber wo ist er?“ sprach der Herzog von Anjou.

Man suchte überall, und fand nichts.

„Wo ist der Portier?“ fragte der König.

„Ich habe ihn an das Gitter gebunden,“ erwiederte der Herzog von Guise.

„Befragt ihn, Vetter.“

„Er wird nicht antworten wollen."

„Bah! man macht ein kleines, langsames Feuer um seine Beine," sagte der König lachend „und er wird wohl sprechen müssen."

Heinrich schaute rasch durch das Fenster.

„Er ist nicht mehr da," sagte er.

„Wer hat ihn losgebunden?" fragte lebhaft der Herzog von Guise.

„Mord und Teufel!" rief der König, „wir werden nichts erfahren."

„In der That, Sire," sagte Heinrich, „Ihr seht, nichts beweist, daß meine Frau und die Schwägerin von Herrn von Guise in diesem Hause gewesen sind."

„Es ist wahr," sprach Karl. „Die Schrift lehrt uns: es gibt drei Dinge, welche keine Spur hinter sich lassen: der Vogel in der Luft, der Fisch im Wasser und die Frau . . . ., nein, ich täusche mich, der Mann bei . . ."

„Also ist das Beste, was wir thun können . . ." unterbrach ihn Heinrich.

„Ja," erwiederte Karl, „daß ich für meine Quetschung Sorge trage, daß Ihr Euren Orangensirup abwischt, Anjou, und daß Ihr die Flecken von dem Schweinsfett tilgt, Guise."

Und hienach entfernten sie sich, ohne sich die Mühe zu nehmen, die Thüre wieder zu schließen.

Als sie in der Rue Saint Antoine anlangten, sagte der König zu dem Herzog von Anjou und dem Herzog von Guise:

„Wohin geht Ihr, meine Herren?"

„Sire, wir gehen zu Nantouiliet, der meinen Vetter von Lothringen und mich beim Abendbrod erwartet: beliebt Euerer Majestät, mit uns zu kommen?"

„Nein, ich danke, wir gehen in entgegengesetzter Richtung. Wollt Ihr einen von meinen Fackelträgern?"

„Ich danke, Sire," erwiederte rasch der Herzog von Anjou.

„Gut; er befürchtet, ich könnte ihn bespähen lassen" flüsterte Karl dem König von Navarra in das Ohr.

Dann nahm er den Letzteren unter den Arm und sagte:

„Komm Henriot, ich gebe Dir heute Abendbrod."

„Wir kehren also nicht in den Louvre zurück?" fragte Heinrich.

„Nein, sage ich Dir, dreifacher Starrkopf, komm mit mir, da ich Dir sage, Du sollst kommen."

Und er zog Heinrich durch die Rue Geoffroy-Lasnier fort.

XV.

Anagramm.

Mitten in der Rue Geoffroy-Lasnier mündete die Rue Garnier-sur-l'Eau aus, und am Ende der Rue Garnier-sur l'Eau erstreckte sich rechts und links die Rue des Barres.

Hier, wenn man einige Schritte gegen die Rue de la Mortellerie machte, erhob sich ein kleines vereinzeltes Haus mitten in einem von hohen Mauern umschlossenen Garten mit einer einzigen Thüre.

Karl zog einen Schlussel aus der Tasche, öffnete die Thüre, welche sogleich nachgab, ließ Heinrich und den Lackeien, der die Fackel trug, vorausgehen und schloß die Thüre wieder hinter sich.

Ein kleines Fenster war allein erleuchtet. Karl deutete, Heinrich zulächelnd, mit dem Finger darauf.

„Sire, ich verstehe nicht," sagte dieser.

„Du wirst verstehen, Henriot."

Der König von Navarra schaute Karl erstaunt an; seine Stimme, sein Gesicht hatten einen Ausdruck von Sanftmuth angenommen, der von dem gewöhnlichen Cha-

rakter seiner Physiognomie so ferne war, daß ihn Heinrich nicht mehr erkannte.

„Henriot," sprach der König zu ihm, „ich sagte Dir, als ich den Louvre verließ, ich verlasse die Hölle; wenn ich hier eintrete, trete ich in das Paradies ein."

„Sire," versetzte Heinrich, „ich bin glücklich, daß mich Eure Majestät würdig gefunden hat, mich die Reise nach dem Himmel mitmachen zu lassen."

„Der Weg ist schmal," sagte der König, sich nach einer kleinen Treppe wendend, „aber dieß ist nur der Fall, damit nichts bei der Vergleichung fehlt."

„Und wer ist der Engel, der den Eingang Eures Edens bewacht, Sire?"

„Du sollst es sehen," erwiederte Karl IX.

Und er bedeutete Heinrich durch ein Zeichen, er möge ihm nachfolgen, stieß eine erste Thüre auf, sodann eine zweite und blieb auf der Schwelle stehen.

„Schaue," sagte er.

Heinrich näherte sich und verharrte das Auge auf eines der reizendsten Gemälde geheftet, die er je gesehen hatte.

Es war eine schlafende Frau von achtzehn bis neunzehn Jahren, deren Kopf unten auf dem Bette eines entschlummerten Kindes ruhte, dessen zwei Füßchen sie mit ihren Händen an die Lippen hielt, während ihre langen blonden Haare wie eine Goldwoge über ihre Schultern herabfielen. Man hätte glauben sollen, es wäre ein Gemälde von Albano, die Jungfrau und das Jesuskind darstellend.

„Oh! Sire," sagte der König von Navarra, „wer ist dieses reizende Geschöpf?"

„Der Engel meines Paradieses, das einzige Wesen, das mich meinetwegen liebt."

Heinrich lächelte.

„Ja, meinetwegen," sprach Karl, „denn sie liebte mich, ehe sie wußte, daß ich König bin."

„Und seitdem sie es weiß?"

„Nun, seitdem sie es weiß," erwiederte Karl mit einem Seufzer, welcher bewies, daß ihm dieses blutige Königthum oft sehr drückend war, „seitdem sie es weiß, liebt sie mich immer noch; . . . urtheile also."

Der König näherte sich ganz sachte und hauchte auf die blühende Wange der jungen Frau einen Kuß so leicht, wie die Biene auf eine Lilie.

Und dennoch erwachte die junge Frau.

„Karl," murmelte sie, die Augen öffnend.

„Du siehst," sprach der König, „sie nennt mich Karl; die Königin sagt: Sire."

„Oh!" rief die junge Frau, „Ihr seyd nicht allein, mein König!"

„Nein, meine gute Marie. Ich wollte Dir einen andern König mitbringen, der glücklicher ist, als ich, denn er hat keine Krone; unglücklicher als ich, denn er besitzt keine Marie Touchet. Gott gleicht Alles aus."

„Sire, es ist der König von Navarra?" fragte Marie.

„Er selbst, mein Kind. Komm' näher Henriot."

Der König von Navarra näherte sich, Karl nahm seine rechte Hand.

„Schau' diese Hand an, Marie, es ist die Hand eines guten Schwagers und redlichen Freundes. Ohne diese Hand, siehst Du . . ."

„Nun, Sire?"

„Nun, ohne diese Hand, Marie, hätte unser Kind heute keinen Vater mehr."

Marie stieß einen Schrei aus, fiel auf die Kniee, ergriff die Hand von Heinrich und küßte sie.

„Gut! Marie, gut!" sagte Karl.

„Und was habt Ihr gethan, um ihm zu danken, Sire?"

„Ich habe Gleiches mit Gleichem vergolten."

Heinrich schaute Karl erstaunt an.

„Du wirst eines Tages erfahren, was ich damit sagen will. Mittlerweile komm und sieh."

Und er näherte sich dem Bette, wo das Kind immer noch schlief.

„Ei!“ sagte er, „wenn dieser dicke Junge im Louvre schliefe, statt hier in dem kleinen Hause der Rue des Barres, das würde viele Dinge in der Gegenwart und vielleicht auch in der Zukunft ändern *).“

„Sire,“ sprach Marie, „Eure Majestät verzeihe mir, es ist mir lieber, wenn es hier schläft, es schläft besser.“

„Stören wir also seinen Schlummer nicht, es ist so gut, zu schlafen, wenn man nicht träumt.“

„Wohl, Sire,“ sprach Marie, und streckte die Hand nach einer von den Thüren aus, welche nach diesem Zimmer giengen.

„Ja, Du hast Recht, Marie,“ sagte Karl IX., „wir wollen zu Nacht speisen.“

„Mein vielgeliebter Karl,“ versetzte Marie, „nicht wahr, Ihr entschuldigt mich bei dem König, Euerem Schwager?“

„Worüber?“

„Daß ich unsere Diener weggeschickt habe, Sire,“ fuhr Marie, sich an den König von Navarra wendend, fort. „Ihr werdet erfahren, daß Karl nur von mir bedient seyn will.“

„Ventre-saint-gris! ich glaube es wohl,“ sagte Heinrich.

Die zwei Männer gingen in das Speisezimmer, während die Mutter, unruhig und sorgsam, mit einem warmen Stoffe den kleinen Heinrich bedeckte, der mit dem guten Schlafe des Kindes, um welchen ihn sein Vater beneidete, nicht erwacht war.

Marie kam wieder zu ihnen.

---

*) Dieses natürliche Kind, das niemand Anderes war, als der bekannte Herzog von Angoulême, gest. 1650, hätte, wenn es legitim gewesen wäre, Heinrich III., Heinrich IV., Ludwig XIII. und Ludwig XIV. ausgeschlossen.

„Es sind nur zwei Gedecke!“ sagte der König.

„Erlaubt, daß ich Eure Majestät bediene,“ sprach Marie.

„Sieh, Du bringst mir Unglück, Heinrich,“ versetzte der König.

„Wie, Sire?“

„Hörst Du nicht?“

„Verzeihung, Karl, Verzeihung.“

„Ich verzeihe Dir, Marie. Setze Dich hieher neben mich, zwischen uns Beide.“

„Ich gehorche,“ sagte Marie.

Sie brachte ein Gedeck, setzte sich zwischen die zwei Könige und bediente sie.

„Nicht wahr, es ist gut, Henriot,“ sprach Karl, „wenn man in der Welt einen Ort hat, wo man zu essen und zu trinken wagt, ohne daß man vorher einen Andern seinen Wein und seine Speisen kosten lassen muß?“

„Sire,“ erwiederte Heinrich, „glaubt mir, daß ich Euer Glück mehr als irgend Jemand zu schätzen weiß.“

„Sage ihr auch, Henriot, daß sie sich, damit wir so glücklich bleiben, nicht in die Politik mischen, nicht nach Hofe kommen soll; vor Allem darf sie meine Mutter nicht kennen lernen.“

„Die Königin Catharina liebt Euere Majestät in der That so leidenschaftlich, daß sie auf jede andere Liebe eifersüchtig werden könnte,“ antwortete Heinrich, der durch ein Ausweichen der gefährlichen Vertraulichkeit des Königs entgehen wollte.

„Marie,“ sagte der König, „ich stelle Dir einen der feinsten und geistreichsten Menschen, die ich kenne, vor. Bei Hofe, und das will nicht wenig sagen, hat er Jedermann hinter das Licht geführt; ich allein habe vielleicht hell gesehen: ich behaupte nicht in seinem Herzen, sondern in seinem Geiste.“

„Sire,“ versetzte Heinrich, „es kränkt mich, daß Ihr das Eine übertreibend am Andern zweifelt.“

„Ich übertreibe nichts, Henriot. Er macht beson-

ders vortreffliche Anagramme. Sage ihm, er möge eines aus Deinem Namen machen, und ich stehe dafür, er thut es."

„Oh! was soll man in dem Namen eines armen Mädchens, wie ich bin finden? Was für ein anmuthiger Gedanke soll aus dem Namen Marie Touchet hervorgehen?"

„Das ist zu leicht," sprach Heinrich, „und ich rechne es mir nicht zu einem großen Verdienste an, es zu finden?"

„Oh! es ist bereits gemacht," sprach Karl, „Du siehst ...."

Heinrich zog aus der Tasche seines Wammses seine Schreibtafel hervor, riß ein Blatt heraus, schrieb den Namen:

MARIE TOUCHET,

und darunter:

JE CHARME TOUT. *)

Dann gab er das Blatt der jungen Frau.

„In der That," rief sie, „das ist unglaublich."

„Was hat er gefunden?" fragte Karl.

„Sire, ich wage nicht, es zu wiederholen"

„Sire," sprach Heinrich, „in dem Namen Marie Touchet findet sich Buchstabe für Buchstabe, wenn man aus dem I ein J macht, wie dies üblich ist: Je charme tout."

„In der That," rief Karl, „Buchstabe für Buchstabe. Dies soll Dein Wahlspruch seyn, hörst Du, Marie? Nie war ein Wahlspruch besser verdient. Ich danke Dir, Heinrich. Marie, ich gebe ihn Dir in Diamanten geschrieben."

Das Abendbrod endigte sich; es schlug zwei Uhr auf Notre-Dame.

„Zum Lohne für sein Compliment," sagte Karl, „gieb ihm nun einen Lehnstuhl, Marie, in welchem er bis zum Morgen schlafen kann; jedoch sehr ferne von uns, denn er schnarcht, daß man bange bekommt. Erwachst Du vor mir, so

---

*) Ich bezaubere Alles.

wecke mich, denn wir müssen um sechs Uhr an der Bastille seyn. Gute Nacht, Heinrich. Mache es Dir so bequem, als Du kannst. Aber," fügte er bei, indem er sich dem König von Navarra näherte und ihm die Hand auf die Schulter legte, „bei Deinem Leben, hörst Du wohl, Heinrich, bei Deinem Leben, gehe nicht ohne mich von hier fort."

Heinrich hatte in dem, was er nicht völlig begriffen, wenigstens zu viel geargwohnt, um den Worten des Königs nicht zu gehorchen.

Karl IX. ging in sein Zimmer, und Heinrich, der harte Gebirgsmann, machte es sich in seinem Lehnstuhle bequem, wo er bald die Vorsichtsmaßregel seines Schwagers, ihn weit von sich zu entfernen, rechtfertigte.

Am andern Morgen wurde er mit Tagesanbruch von Karl geweckt. Da er völlig angekleidet geblieben war, so brauchte er nicht lange Zeit zu seiner Toilette. Der König war glücklich und heiter, wie man ihn nie im Louvre sah. Die Stunden, die er in diesem kleinen Hause zubrachte, waren seine Sonnenstunden.

Beide gingen durch das Schlafzimmer zurück. Die junge Frau schlief in ihrem Bette, das Kind schlief in seiner Wiege. Beide lächelten im Schlafe.

Karl schaute sie einen Augenblick mit unaussprechlicher Zärtlichkeit an. Dann wandte er sich gegen den König von Navarra um und sagte:

„Henriot, solltest Du je erfahren, welchen Dienst ich Dir diese Nacht geleistet habe, und sollte mir je Unglück begegnen, so erinnere Dich dieses Kindes, das hier in seiner Wiege ruht."

Dann küßte er Beide auf die Stirne, ohne Heinrich Zeit zu einer Frage zu lassen, flüsterte: „Auf Wiedersehen, mein Engel," und entfernte sich.

Heinrich folgte ihm nachdenkend.

Pferde, von Edelleuten gehalten, welche Karl IX. zu diesem Behufe beschieden hatte, erwarteten sie an der Bastille. Karl hieß Heinrich durch ein Zeichen aufsteigen, schwang sich selbst in den Sattel, ritt durch den

Jardin de l'Arbalète hinaus und folgte den äußeren Boulevards.

„Wohin gehen wir?" fragte Heinrich.

„Wir wollen sehen, ob der Herzog von Anjou nur wegen Frau von Condé allein zurückgekehrt ist," erwiederte Karl, „und ob in diesem Herzen eben so viel Ehrgeiz als Liebe liegt."

Heinrich begriff diese Erklärung nicht und folgte Karl, ohne etwas zu sagen.

Als man zu den Marais gelangte und von den Palissaden beschützt Alles das erblickte, was man damals die Faubourgs Saint-Laurent nannte, zeigte Karl dem König von Navarra durch den gräulichen Morgennebel Männer in große Mäntel gehüllt und Pelzmützen auf dem Kopfe, welche vor einem schwer beladenen Fourgon ritten. Diese Männer nahmen vorrückend immer mehr eine genaue Form an, und man konnte, zu Pferde wie sie und mit den Vornehmsten von ihnen plaudernd, einen andern Mann in einem langen braunen Mantel und die Stirne von einem Hute nach französischer Mode beschattet sehen.

„Ah! ah!" sprach Karl, „ich vermuthete es."

„Ei, Sire," versetzte Heinrich, „wenn ich mich nicht täusche, ist der Reiter im braunen Mantel der Herzog von Anjou."

„Er selbst," erwiederte Karl IX. „Reite ein wenig auf die Seite, Heinrich, damit er uns nicht gewahr wird."

„Aber wer sind die Männer in den grünlichen Mänteln und mit den Pelzmützen? Und was ist in jenem Wagen?" fragte Heinrich.

„Diese Männer" antwortete Karl, „sind die polnischen Gesandten, und in jenem Wagen ist eine Krone. Und nun komm', Henriot," fügte er, sein Pferd in Galopp setzend und den Weg nach der Porte du Temple einschlagend, bei, „komm', ich habe Alles gesehen, was ich sehen wollte.

XVI.

Die Rückkehr in den Louvre.

Als Catharina glaubte, Alles wäre in der Wohnung des Königs von Navarra vorbei, man hätte die todten Wachen weggetragen, Maurevel nach Hause gebracht und die Teppiche abgewaschen, entließ sie ihre Frauen, denn es war um die Mitternachtsstunde, und sie gedachte zu schlafen. Aber die Erschütterung war zu heftig und die Täuschung zu stark gewesen. Dieser verwünschte Heinrich schien beständig Hinterhalten, gewöhnlich von mörderischer Natur, entgehend, durch irgend eine unsichtbare Macht beschützt zu werden, welche Catharina hartnäckig den Zufall nannte, obgleich ihr eine Stimme im Grunde ihres Herzens sagte, der wahre Name dieser Macht wäre das Geschick. Der Gedanke, daß das Gerücht von diesem neuen Versuche, im Louvre und außerhalb desselben sich verbreitend, Heinrich und den Hugenotten noch ein größeres Vertrauen zu der Zukunft verleihen würde, brachte sie außer sich und hätte ihr in diesem Augenblick der Zufall, gegen den sie kämpfte, unglücklicher Weise ihren Feind in die Hände geliefert, sie würde mit dem kleinen florentinischen Dolche, den sie in ihrem Gürtel trug, die dem König von Navarra so günstige Bestimmung des Schicksals vereitelt haben.

Die Stunden der Nacht, diese für den Wartenden und Wachenden so langsamen Stunden, schlugen eine nach der andern, ohne daß Catharina das Auge zu schließen vermochte. Endlich bei Tagesanbruch stand sie auf, kleidete sich ganz allein an und ging nach den Gemächern von Karl IX.

Die Garden, welche sie zu jeder Stunde des Tages und der Nacht zu dem König kommen sahen, ließen sie vorbei. Sie durchschritt das Vorzimmer und gelangte

in das Waffencabinet. Hier aber fand sie die Amme des Königs, welche wachte.

„Mein Sohn?“ fragte die Königin.

„Madame, er hat verboten, vor acht in sein Zimmer einzutreten, und es ist noch nicht acht Uhr.“

„Dieses Verbot ist nicht für mich, Amme.“

„Es ist für Jedermann, Madame.“

Catharina lächelte.

„Ja, ich weiß wohl,“ versetzte die Amme, „ich weiß, daß Niemand hier berechtigt ist, Euerer Majestät ein Hinderniß entgegenzustellen; ich flehe also, die Bitte einer armen Frau zu hören und nicht weiter zu gehen.“

„Amme, ich muß meinen Sohn sprechen.“

„Madame, ich werde die Thüre nur auf einen ausdrücklichen Befehl Euerer Majestät öffnen.“

„Oeffnet, Amme,“ sprach Catharina, „ich will es.“

Bei dieser Stimme, welche im Louvre mehr geachtet und besonders mehr gefürchtet war, als die von Karl, reichte die Amme Catharina den Schlüssel, aber Catharina bedurfte dessen nicht. Sie zog aus ihrer Tasche einen Schlüssel, mit dem sie rasch die Thüre ihres Sohnes öffnete.

Das Zimmer war leer, das Lager von Karl unberührt, und seine zwei Windhunde, welche auf dem vor seinem Bette ausgebreiteten Bärenfelle lagen, erhoben sich und leckten die elfenbeinenen Hände von Catharina.

„Ah!“ sprach die Königin die Stirne faltend, „er ist weggegangen. Ich werde warten.“

Und sie setzte sich, in düstere Gedanken versinkend, an das Fenster, welches nach dem Hofe ging, und von wo aus man die Hauptpforte des Louvre sah.

Unbeweglich, bleich wie eine Marmorstatue, war sie seit zwei Stunden hier, als sie endlich eine in den Louvre zurückkehrende Reitertruppe erblickte, an deren Spitze sie Karl und den König von Navarra erkannte.

Nun begriff sie Alles. Karl hatte seinen Schwager,

statt über dessen Verhaftung mit ihr zu streiten, weggeführt und auf diese Art gerettet.

„Blinder, Blinder, Blinder!“ murmelte sie.

Nach einigen Minuten erschollen Tritte im Seitenzimmer, welches das Waffencabinet war.

„Aber, Sire,“ sprach Heinrich, „nun, da wir in den Louvre zurückgekehrt sind, sagt mir, warum Ihr mich hinausführtet, und welchen Dienst Ihr mir geleistet habt?“

„Nein, nein, Henriot,“ antwortete Karl lachend. „Du wirst es vielleicht eines Tags erfahren, aber für den Augenblick ist es ein Geheimniß. Wisse nur, daß Du mir zu dieser Stunde einen harten Streit mit meiner Mutter zuziehen wirst.“

Nach diesen Worten hob Karl den Thürvorhang und stand Catharina gegenüber.

Hinter ihm und seiner Schulter erschien der bleiche, unruhige Kopf des Bearners.

„Ah! Ihr seyd hier, Madame,“ sagte Karl, die Stirne faltend. . .

„Ja, mein Sohn,“ erwiederte Catharina. „Ich habe mit Euch zu sprechen.“

„Mit mir?“

„Mit Euch allein.“

„Gehe, gehe,“ sprach Karl, sich gegen seinen Schwager umwendend, „da es kein Mittel gibt, zu entkommen, so . . . je eher, desto besser.“

„Ich lasse Euch allein, Sire,“ erwiederte Heinrich.

„Ja, ja, verlasse uns,“ sagte Karl, „und da Du ein Katholik bist, Henriot, so höre eine Messe für mich; ich bleibe bei der Predigt.“

Heinrich verbeugte sich und trat ab.

Karl IX. kam den Fragen zuvor, welche seine Mutter an ihn richten wollte.

„Nun, Madame,“ sagte er, indem er die Sache in das Komische zu verwandeln suchte, „bei Gott! Ihr erwartet mich, um mir einen Verweis zu geben, nicht

wahr? Ich habe gottloser Weise Euer kleines Vorhaben scheitern gemacht. Ei, Mord und Teufel! ich konnte doch den Mann, der mir kurz zuvor das Leben gerettet hat, nicht verhaften und in die Bastille führen lassen. Ich wollte mich eben so wenig mit Euch zanken, denn ich bin ein guter Sohn. Und dann," fügte er ganz leise bei, „Gott straft die Kinder, welche sich mit ihrer Mutter zanken, dafür ist mein Bruder Franz II. ein Beleg; vergebt mir also offenherzig und gesteht hernach, daß der Spaß gut war."

„Sire," sagte Catharina, „Euere Majestät täuscht sich; es handelt sich nicht um einen Spaß."

„Gewiß! gewiß! und der Teufel soll mich holen, Ihr werdet es am Ende selbst so ansehen."

„Sire, Ihr habt durch Euern Fehler einen Plan scheitern gemacht, der uns zu einer großen Entdeckung führen sollte."

„Bah! einen Plan. . . Seyd Ihr in Verlegenheit wegen eines gescheiterten Planes, Ihr, meine Mutter? Ihr macht zwanzig andere, und bei diesen verspreche ich Euch meine Unterstützung."

„Jetzt ist es zu spät, wolltet Ihr mich auch unterstützen; denn er ist aufmerksam gemacht und wird auf seiner Hut seyn."

„Zur Sache," sprach der König. „Was habt Ihr gegen Henriot?"

„Er conspirirt."

„Ja, ich begreife; das ist Eure einzige Anschuldigung; aber conspirirt nicht alle Welt ein wenig in dieser reizenden königlichen Residenz, die man den Louvre nennt?"

„Er conspirirt aber mehr, als irgend Jemand, und er ist um so gefährlicher, als es Niemand vermuthet."

„Seht Ihr den Lorenzino!"

„Hört," sprach Catharina, sich verdüsternd bei diesem Namen, der sie an eine der blutigsten Katastrophen der

florentinischen Geschichte erinnerte; „hört, es gibt ein Mittel, mir zu beweisen, daß ich Unrecht habe."

„Welches, meine Mutter?"

„Fragt Heinrich, wer in dieser Nacht in seinem Zimmer war."

„In seinem Zimmer, diese Nacht?

„Ja. Und wenn er es Euch sagt. . ."

„Nun?"

„So bin ich bereit, zu gestehen, daß ich mich täuschte."

„Aber wenn es eine Frau war, so können wir nicht verlangen. . . ."

„Eine Frau?"

„Ja."

„Eine Frau, welche zwei von Euren Garden getödtet und Herrn von Maurevel vielleicht auf den Tod verwundet hat!"

„Oh! oh!" rief der König, „die Sache wird ernsthaft. Es ist Blut vergossen worden?"

„Drei Männer sind auf dem Platze liegen geblieben."

„Und derjenige, welcher sie in diesen Zustand versetzte?"

„Hat sich unversehrt geflüchtet."

„Bei Gog und Magog!" sprach Karl, „es war ein Braver, und Ihr habt Recht, meine Mutter, ich will ihn kennen lernen."

„Ich sage Euch zum Voraus, Ihr werdet ihn nicht kennen lernen, wenigstens nicht durch Heinrich."

„Aber durch Euch, meine Mutter. Dieser Mensch ist nicht entflohen, ohne irgend eine Anzeige zurück zu lassen, ohne daß man irgend einen Theil seiner Kleidung bemerkt hat?"

„Man hat nur den sehr zierlichen kirschrothen Mantel wahrgenommen, in den er gehüllt war."

„Ah! ah! ein kirschrother Mantel," versetzte Karl; „ich kenne nur einen am Hofe, der übrigens merkwürdig genug ist, um in die Augen zu fallen."

„Allerdings," sprach Catharina.

„Nun?"

„Erwartet mich in Euern Gemächern, mein Sohn, und ich will sehen, ob meine Befehle vollzogen sind."

Catharina entfernte sich und Karl blieb allein; er ging zerstreut im Zimmer umher, pfiff eine Jagdmelodie, wobei er die eine Hand in seinem Wammse hatte, während er die andere, welche seine Windhunde leckten, so oft er stehen blieb, an der Seite herabhängen ließ.

Heinrich hatte seinen Schwager sehr unruhig verlassen, und statt dem gewöhnlichen Corridor zu folgen, die wiederholt erwähnte kleine geheime Treppe gewählt, welche nach dem zweiten Stocke führte. Doch kaum hatte er vier Stufen erstiegen, als er bei der ersten Wendung einen Schatten erblickte. Er blieb, die Hand an den Dolch legend, stille stehen; aber bald erkannte er eine Frau, und eine reizende Stimme, deren Klang ihm sehr bekannt war, sagte, ihn beim Arm ergreifend:

„Gott sey gelobt, Ihr seyd unversehrt hier. Ich hatte gewaltig bange für Euch, aber Gott hat mein Gebet erhört."

„Was ist den vorgefallen?"

„Ihr werdet es erfahren, wenn Ihr in Eure Wohnung zurückkehrt. Beunruhigt Euch nicht wegen Orthon, ich habe für ihn gesorgt."

Und die junge Frau eilte rasch hinab, an Heinrich vorüber, als ob sie ihm nur zufällig begegnet wäre.

„Das ist doch seltsam," sprach Heinrich zu sich selbst; „was ist denn geschehen? Was ist Orthon begegnet?"

Die Frage konnte leider von Frau von Sauve nicht mehr gehört werden, denn sie war bereits ferne.

Oben an der Treppe sah Heinrich plötzlich einen zweiten Schatten erscheinen; aber diesmal war es der Schatten eines Mannes.

„Stille!' sagte dieser.

„Ah! Ihr seyd es, Franz?"

„Nennt mich nicht bei meinem Namen."

„Was ist denn vorgefallen?"

„Geht in Euere Wohnung zurück und Ihr werdet es erfahren; dann schlüpft in den Corridor, schaut nach allen Seiten, ob Euch Niemand bespäht, tretet bei mir ein, die Thüre wird nicht geschlossen seyn."

Und er verschwand ebenfalls auf der Treppe, wie ein Geist, der auf dem Theater durch die Versenkung verschwindet.

„Ventre-saint-gris!" murmelte der Bearner, „das Räthsel löst sich noch nicht, da aber der Schlüssel dazu in meiner Wohnung ist, so wollen wir dahin gehen und nachsehen."

Heinrich setzte indessen seinen Weg nicht ohne eine Gemüthsbewegung fort; er hatte die Empfindbarkeit, dieses Vorurtheil der Jugend. Alles gab einen scharfen Wiederschein auf dieser spiegelartig glatten Seele, und Alles, was er gehört hatte, weissagte ihm ein Unglück.

Er gelangte an die Thüre seiner Wohnung und horchte. Kein Geräusch ließ sich vernehmen. Da ihm Charlotte gesagt hatte, er solle in seine Zimmer zurückkehren, so war übrigens nichts bei der Rückkehr zu fürchten. Er warf einen raschen Blick im Vorzimmer umher; es war verlassen; aber noch deutete ihm nichts an, was sich ereignet hatte.

„Orthon ist wirklich nicht hier," sagte er und ging in das zweite Zimmer.

Hier wurde ihm Alles klar.

Trotz des Wassers, das man in Massen angewendet hatte, war der Boden mit röthlichen Flecken besprengt; ein Schrank lag zerbrochen auf dem Boden; die Bettvorhänge waren durch Degenstiche zerfetzt; einen venetianischen Spiegel hatte eine Kugel zerschmettert, und eine blutige Hand, welche sich an die Mauer gestützt und ihren furchtbaren Eindruck daran zurückgelassen hatte, verkündigte, daß dieses nun stumme Zimmer Zeuge eines mörderischen Kampfes gewesen war.

Heinrich faßte mit verstörtem Auge alle diese verschie-

denen Einzelheiten zusammen, fuhr mit der Hand über seine vom Schweiß befeuchtete Stirne und murmelte:

„Ah! ich begreife den Dienst, den mir der König geleistet hat; man wollte mich hier ermorden. Und.... Ah!... Mouy! was haben sie mit Mouy gemacht? Die Schurken! sie werden ihn gemordet haben!"

Und eben so gedrängt, die Nachrichten zu vernehmen, als es der Herzog von Alençon war, ihm dieselben zu eröffnen, stürzte Heinrich, nachdem er noch einen letzten finstern Blick auf die Gegenstände geworfen hatte, die ihn umgaben, aus dem Zimmer, lief in den Corridor, versicherte sich, daß er allein war, stieß sodann die nur angelehnte Thüre auf, schloß sie sorgfältig wieder hinter sich, und befand sich in der Wohnung des Herzogs von Alençon.

Der Herzog erwartete ihn im ersten Zimmer. Er nahm Heinrich lebhaft bei der Hand und zog ihn, einen Finger auf seinen Mund legend, in ein kleines thurmförmiges Cabinet, welches völlig abgesondert war und folglich durch seine Lage jeder Späherei entging.

„Ah! mein Bruder," sagte er zu ihm, „welch eine furchtbare Nacht!"

„Was ist denn vorgefallen?" fragte Heinrich.

„Man wollte Euch verhaften."

„Mich?"

„Ja, Euch."

„Aus welchem Grunde?

„Ich weiß es nicht. Wo waret Ihr?"

„Der König führte mich gestern Abend mit sich durch die Stadt."

„Dann wußte er es," sprach Alençon. „Aber da Ihr nicht in Euerer Wohnung waret, wer war denn dort?"

„Es war also Jemand bei mir?" fragte Heinrich, als ob er es nicht gewußt hätte.

„Ja, ein Mann. Als ich den Lärmen hörte, eilte ich hin, um Euch Hülfe zu leisten, aber es war zu spät."

„Der Mann war verhaftet?" fragte Heinrich ängstlich.

„Nein, er flüchtete sich, nachdem er Maurevel ge=

fährlich verwundet und zwei von den Wachen erschlagen hatte."

„Ah! braver Mouy!" rief Heinrich.

„Es war also Mouy?" fragte Alençon lebhaft.

Heinrich sah, daß er einen Fehler gemacht hatte, und erwiederte:

„Ich glaube es wenigstens, denn ich beschied ihn zu mir, um mich mit ihm über Eure Flucht zu verständigen und ihm zu sagen. ich hätte Euch alle meine Rechte auf den Thron von Navarra abgetreten."

„Wenn man die Sache erfährt, so sind wir verloren," versetzte Alençon erbleichend.

„Ja, denn Maurevel wird sprechen."

„Maurevel hat einen Degenstich in den Hals bekommen und kann vor acht Tagen kein Wort sprechen; ich habe mich bei dem Wundarzte, der ihn verbunden, erkundigt."

„Acht Tage! das ist mehr, als Mouy braucht, um sich in Sicherheit zu bringen."

„Dann kann es auch ein Anderer seyn, als Herr von Mouy," sagte der Herzog.

„Ihr glaubt?"

„Ja, dieser Mensch ist sehr schnell verschwunden, und man hat nur seinen kirschrothen Mantel gesehen."

„Allerdings," sprach Heinrich, „ein kirschrother Mantel taugt für einen Stutzer und nicht für einen Soldaten. Nie wird man Mouy unter einem solchen Mantel vermuthen."

„Nein. Wenn man Jemand im Verdacht hätte, so wäre es vielmehr ...."

Er hielt inne.

„Es wäre vielmehr Herr de La Mole," sagte Heinrich.

„Allerdings, denn ich selbst, der ich diesen Menschen fliehen sah, zweifelte einen Augenblick."

„Ihr habt gezweifelt? In der That, es könnte wohl Herr de La Mole seyn."

„Weiß er nichts?"

„Durchaus nichts, wenigstens nichts Wichtiges."

„Mein Bruder," sprach der Herzog, „nun glaube ich wirklich, daß er es war."

„Teufel! wenn er es ist, das wird der Königin, die sich für ihn interessirt, sehr leid thun."

„Interessirt, sagt Ihr?" fragte Alençon bestürzt.

„Allerdings. Erinnert Ihr Euch nicht, Franz, daß es Eure Schwester gewesen ist, die Euch La Mole empfohlen hat?"

„So ist es," sagte der Herzog mit dumpfer Stimme, „auch wünschte ich demselben gefällig zu seyn, und zum Beweise hiefür ging ich, aus Furcht, sein rother Mantel könnte ihn gefährden, ... ging ich zu ihm hinauf und brachte ihn zu mir."

„Oh! oh! das ist doppelt klug; und nun würde ich nicht nur darauf wetten, sondern schwören, daß er es war."

„Selbst vor Gericht?"

„Meiner Treue, ja; er wird gekommen seyn, um mir eine Botschaft von Margarethe zu überbringen."

„Wenn ich der Unterstützung durch Eure Zeugschaft gewiß wäre," sprach Alençon, „so würde ich ihn wohl anklagen."

„Wenn Ihr ihn anklagtet," sprach Heinrich, „Ihr begreift, mein Bruder, ich würde Euch nicht Lügen strafen."

„Aber die Königin?"

„Ah! ja, die Königin."

„Man muß erfahren, was sie thun wird."

„Ich übernehme diesen Auftrag."

„Teufel, mein Bruder, sie hätte Unrecht, uns Lügen zu strafen, denn dadurch erwirbt sich der junge Mann einen strahlenden Ruf der Tapferkeit, der ihn nicht viel kostet, denn er wird ihn auf Credit erhalten. Allerdings kann er Interessen und Kapital miteinander zurückbezahlen.

„Was wollt Ihr," sagte Heinrich, „hienieden auf dieser Welt hat man Nichts für Nichts."

Und er grüßte Alençon mit der Hand und mit einem

Lächeln, streckte vorsichtig seinen Kopf in den Corridor und schlüpfte, nachdem er sich versichert hatte, daß Niemand hier lauschte, rasch hinaus und verschwand auf der geheimen Treppe, welche zu Margarethe führte.

Die Königin von Navarra war nicht ruhiger als ihr Gemahl. Die gegen sie und die Herzogin von Nevers in der vergangenen Nacht von dem König, dem Herzog von Anjou, dem Herzog von Guise und Heinrich, den sie wohl erkannt hatte, gerichtete Expedition setzte sie sehr in Bewegung. Allerdings lag kein Beweis vor, der sie compromittiren konnte, denn der von Coconnas und La Mole vom Gitter losgebundene Portier war seiner Versicherung nach stumm geblieben. Aber vier Herren von der Art derjenigen, welchen zwei einfache Edelleute wie Coconnas und La Mole Trotz geboten hatten, waren nicht zufällig und ohne zu wissen, warum sie sich belästigten, von ihrem Wege abgegangen. Margarethe war bei Tagesanbruch zurückgekehrt, nachdem sie den Rest der Nacht bei der Herzogin von Nevers zugebracht hatte. Sie legte sich sogleich nieder, konnte aber nicht schlafen, und bebte bei dem geringsten Geräusche.

Mitten unter ihren Befürchtungen hörte sie an die geheime Thüre klopfen, und, nachdem sie den Besuch durch Gillonne hatte recognosciren lassen, gab sie Befehl, ihm zu öffnen.

Heinrich blieb vor der Thüre stehen: nichts an ihm deutete den verletzten Gatten an; sein gewöhnliches Lächeln umschwebte seine feinen Lippen, und keine Muskel seines Gesichtes verrieth die furchtbaren Gemüths-Bewegungen, die er so eben durchlebt hatte.

Er schien Margarethe zu befragen, ob sie ihm unter vier Augen mit ihr zu bleiben gestattete. Margarathe begriff den Blick ihres Gemahls, und befahl Gillonne durch ein Zeichen, sich zu entfernen.

„Madame“ sagte nun Heinrich, „ich weiß, wie sehr Ihr an Eueren Freunden hängt, und es thut mir ungemein leid, Euch eine unangenehme Nachricht überbringen zu müssen.“

„Sprecht, mein Herr?“ fragte Margarethe.

„Einer unserer liebsten Diener ist in diesem Augenblicke sehr gefährdet.“

„Welcher?“

„Der liebe Graf de La Mole.“

„Der Herr Graf de La Mole gefährdet, und warum?“

„Wegen des Abenteuers in der vergangenen Nacht.“

Margarethe konnte sich trotz ihrer Selbstbeherrschung des Erröthens nicht erwehren.

Endlich fragte sie nicht ohne eine gewisse Anstrengung:

„Was für ein Abenteuer?“

„Wie,“ sprach Heinrich, „habt Ihr nichts von dem Lärmen gehört, der diese Nacht im Louvre stattgefunden hat?“

„Nein.“

„Ah! ich wünsche Euch Glück, Madame,“ versetzte Heinrich mit reizender Naivetät, „das beweist, daß Ihr einen vortrefflichen Schlaf habt.“

„Sprecht, was ist denn vorgefallen?“

„Unsere gute Mutter hatte Herrn von Maurevel und sechs Mann von der Leibwache Befehl gegeben, mich zu verhaften.“

„Euch, Herr, Euch?“

„Ja, mich.“

„Aus welchem Grunde?“

„Wer kann die Gründe eines tiefen Geistes, wie des Euerer Mutter, angeben. Ich achte sie, kenne sie aber nicht.“

„Und Ihr waret nicht zu Hause?“

„Nein, das ist zufällig wahr; Ihr habt es errathen, Madame, ich war nicht zu Hause. Gestern Abend lud mich der König ein, ihn zu begleiten; aber war ich nicht in meiner Wohnung, so war doch ein Anderer dort.“

„Und wer war dieser Andere?“

„Es scheint der Graf de La Mole.“

„Der Graf de La Mole?“ sprach Margaretha erstaunt.

„Mein Gott! es ist ein herrlicher Bursche, dieser kleine Provençal,“ fuhr Heinrich fort. „Begreift Ihr, daß er Herrn von Maurevel verwundet und zwei Garden getödtet hat?‘

Herrn von Maurevel verwundet und zwei Garden getödtet? . . . Unmöglich!“

„Wie, Ihr zweifelt an seinem Muthe, Madame?“

„Nein, aber ich sage, Herr de La Mote konnte nicht in Euerer Wohnung seyn.“

„Warum konnte er dies nicht?“

„Weil . . . weil . . .“ versetzte Margarethe verlegen, „weil er anderswo war.“

„Ah! wenn er ein Alibi beweisen kann,“ sprach Heinrich, „dann ist es etwas Anderes; er sagt, wo er war, und Alles ist abgemacht.“

„Wo er war?“ fragte Margarethe lebhaft.

„Allerdings . . . Der Tag wird nicht vorübergehen, ohne daß man ihn verhaftet und verhört. Aber zum Unglück, da man Beweise hat . . .“

„Beweise! . . . welche?“

„Der Mann, der diesen verzweifelten Widerstand leistete, hatte einen rothen Mantel.“

„Nicht nur Herr de La Mole allein hat einen rothen Mantel . . . ich kenne noch einen andern Mann.“

„Allerdings, ich auch . . . Hört, was geschehen wird: war nicht Herr de La Mole bei mir, so wird es der andere Mann seyn, der einen rothen Mantel trägt, wie er. Dieser andere Mann, Ihr wißt, wer es ist?“

„Himmel!“

„Das ist die Klippe; Ihr habt ihn gesehen wie ich, Euere Aufregung beweist mir dieß. Reden wir also mit einander wie zwei Personen, welche von der geschätztesten Sache der Welt, von einem Throne, von dem kostbarsten Gute des Lebens sprechen . . . Wird Mouy verhaftet, so stürzt er uns in das Verderben.“

„Ja, das begreife ich."

„Während Herr de La Mole Niemand compromittirt, es sey denn, daß Ihr ihn für fähig haltet, irgend eine Geschichte zu erfinden, etwa zu sagen, er habe eine Partie mit Damen gehabt . . . was weiß ich?"

„Mein Herr," erwiederte Margarethe, „wenn Ihr nur dieses befürchtet, seyd unbesorgt, er wird es nicht sagen."

„Wie, er wird schweigen?" sprach Heinrich, „und sollte sein Tod der Lohn seines Stillschweigens seyn?"

„Er wird schweigen."

„Seyd Ihr dessen gewiß?"

„Ich bürge dafür."

„Dann steht Alles vortrefflich," sprach Heinrich, sich erhebend.

„Ihr entfernt Euch?" fragte Margarethe lebhaft.

„Oh! mein Gott; ja, das ist Alles, was ich Euch zu sagen hatte."

„Und Ihr geht . . ."

„Ich will es versuchen, uns aus der schlimmen Lage zu ziehen, in welche uns dieser Teufel von einem Menschen im rothen Mantel gebracht hat."

„Oh! mein Gott! mein Gott! armer junger Mann!" rief Margarethe, schmerzlich die Hände ringend.

„In der That," sagte Heinrich, während er wegging, „dieser liebe Herr de La Mole ist ein sehr artiger Diener."

XVII.

Die Verhöre.

Karl war lachend und heiter zurückgekehrt; aber nach einer Unterredung von zehn Minuten mit seiner Mutter war es, als hätte diese ihm ihre Bläſſe und

ihren Zorn abgetreten und dafür die lustige Laune ihres Sohnes angenommen.

„Herr de La Mole,“ sprach Karl, „Herr de La Mole! Man muß Heinrich und den Herzog von Alençon rufen, Heinrich, weil dieser junge Mann ein Hugenott war, den Herzog von Alençon, weil er in seinen Diensten steht.“

„Ruft sie, wenn Ihr wollt, mein Sohn; Ihr werdet nichts erfahren. Heinrich und Franz, befürchte ich, sind enger mit einander verbunden, als man dem Anscheine nach glauben sollte. Sie befragen, heißt Verdacht bei ihnen erwecken: besser wäre meiner Ansicht nach die langsame und sichere Probe von einigen Tagen. Wenn Ihr die Schuldigen athmen laßt, mein Sohn, wenn Ihr sie glauben laßt, sie seyen Euerer Wachsamkeit entgangen, dann werden sie keck, triumphirend Euch eine bessere Gelegenheit zum Strafen bieten; dann werden wir Alles erfahren.“

Karl ging auf und ab, seinen Zorn zernagend, wie ein Pferd an seinem Gebisse nagt, und mit der krampfhaft zusammengezogenen Hand sein vom Argwohn gemartertes Herz zurückdrängend.

„Nein, nein,“ sagte er endlich, „ich werde nicht warten; Ihr wißt nicht, was warten für einen Mann heißt, der, wie ich, von Gespenstern begleitet wird. Ueberdieß werden diese Jungfernknechte alle Tage frecher; haben es denn nicht in dieser Nacht zwei solche Bursche gewagt, uns Trotz zu bieten und sich wider uns zu empören? Ist Herr de La Mole unschuldig, gut, . . . aber es wäre mir nicht unangenehm, zu erfahren, wo Herr de La Mole in dieser Nacht war, während man meine Leibwachen im Louvre und mich in der Rue Cloche-Percée schlug. Man hole mir zuerst den Herzog von Alençon und dann Heinrich; ich will sie abgesondert befragen. Ihr könnt bleiben, meine Mutter.“

Catharina setzte sich. Einen festen, unbeugsamen Geist, wie sie ihn besaß, konnte jeder Zwischenfall,

unter ihrer mächtigen Hand gebogen, zum Ziele führen, obgleich er ihn davon zu entfernen schien. Aus jedem Zusammenstoßen entspringt ein Geräusch oder ein Funke. Das Geräusch leitet, der Funke erleuchtet.

Der Herzog von Alençon trat ein: seine Unterredung mit Heinrich hatte ihn auf dieses Zusammentreffen vorbereitet, und er erschien daher ziemlich ruhig. Seine Antworten waren äußerst genau. Von seiner Mutter aufgefordert, in seinem Zimmer zu bleiben, wußte er durchaus nichts von den Ereignissen der Nacht. Er hatte nur, da seine Wohnung auf denselben Corridor ging, wie die des Königs von Navarra, zuerst ein Geräusch, wie das einer Thüre, welche eingestoßen wird, sodann Flüche und endlich Schüsse gehört. Dann erst hatte er seine Thüre etwas zu öffnen gewagt und einen Menschen in einem rothen Mantel fliehen sehen.

Karl und seine Mutter wechselten einen Blick.

„In einem rothen Mantel?“ fragte der König.

„In einem rothen Mantel,“ antwortete der Herzog.

„Und dieser rothe Mantel hat in Euch keinen Verdacht in Beziehung auf irgend eine Person erregt?“

Alençon raffte alle seine Kräfte zusammen, um so natürlich als möglich zu lügen.

„Ich muß Euerer Majestät gestehen,“ sagte er, „beim ersten Anblick glaubte ich den kirschrothen Mantel von einem meiner Edelleute zu erkennen.“

„Und wie heißt dieser Edelmann?“

„Herr de La Mole.“

„Warum war Herr de La Mole nicht bei Euch, wie es seine Pflicht heischte?“

„Ich hatte ihm Urlaub gegeben.“

„Es ist gut, geht,“ sprach Karl.

Der Herzog von Alençon ging nach der Thüre, durch welche er eingetreten war.

„Nicht durch diese,“ rief Karl, „durch jene.“ Und er deutete mit dem Finger auf eine Thüre, welche zu seiner Amme führte.

Franz und Heinrich sollten sich nach der Absicht von Karl nicht begegnen. Er wußte nicht, daß sie sich einen Augenblick gesehen hatten, und daß dieser Augenblick für die zwei Schwäger hinreichend gewesen war, um eine Verabredung zu treffen.

Hinter Alençon und auf ein Zeichen von Karl trat Heinrich ebenfalls ein.

Heinrich wartete nicht, bis Karl ihn befragte.

„Sire," sagte er, „Eure Majestät hat wohl daran gethan, mich holen zu lassen, denn ich war im Begriffe, herabzukommen, um Gerechtigkeit zu fordern."

Karl runzelte die Stirne.

„Ja, Gerechtigkeit!" sagte Heinrich. „Ich danke Eurer Majestät vor Allem, daß sie mich gestern Abend mitgenommen hat; denn ich weiß nun, daß sie mir hiedurch das Leben rettete; aber was habe ich gethan, daß man einen Mordversuch gegen mich unternahm?"

„Es handelt sich nicht um einen Mord," sprach Catharina lebhaft, „sondern um eine Verhaftung."

„Wohl, es sey," versetzte Heinrich. „Welches Verbrechen hatte ich begangen, daß man mich verhaften wollte? Wenn ich schuldig bin, so bin ich es eben so sehr diesen Morgen, als gestern Abend. Nennt mir mein Verbrechen, Sire."

Karl schaute seine Mutter verlegen über die Antwort an, die er geben sollte.

„Mein Sohn," sagte Catharina, „Ihr empfangt verdächtige Leute."

„Gut," versetzte Heinrich, „und diese verdächtigen Leute compromittiren mich, nicht wahr, Madame?"

„Ja, Heinrich."

„Nennt sie mir! nennt sie mir! Wer sind sie? stellt mich ihnen gegenüber!"

„Henriot hat wirklich das Recht, eine Erklärung zu verlangen," sprach Karl.

„Und ich verlange sie," rief Heinrich, der, die Ueberlegenheit seiner Stellung fühlend, hieraus Nutzen ziehen

wollte, „ich verlange sie von meinem guten Bruder Karl, von meiner guten Mutter Catharina. Habe ich mich seit meiner Vermählung mit Margarethe nicht als guter Gatte benommen? man frage Margarethe; als guter Katholik? man frage meinen Beichtvater; als guter Verwandter? man frage alle diejenigen, welche gestern der Jagd beiwohnten."

„Ja, das ist wahr, Henriot," sprach der König; „aber dennoch behauptet man, Du conspirirest."

„Gegen wen?"

„Gegen mich."

„Sire, würde ich gegen Euch conspirirt haben, so hätte ich nur die Ereignisse walten lassen dürfen, als Euer Pferd, nachdem es den Schenkel gebrochen, sich nicht mehr erheben konnte, als der wüthende Eber auf Euere Majestät losstürzte."

„Ei, Mord und Teufel! Mutter, wißt Ihr, daß er Recht hat?"

„Aber wer war heute Nacht bei Euch?"

„Madame," erwiederte Heinrich, „in einer Zeit, wo so Wenige für sich selbst zu stehen wagen, werde ich nie für Andere stehen. Ich habe meine Wohnung um sieben Uhr Abends verlassen; um zehn Uhr hat mich mein Schwager Karl mit sich genommen, und ich bin die ganze Nacht beständig mit ihm gewesen. Ich konnte nicht zugleich bei Seiner Majestät seyn und wissen, was in meinem Zimmer vorfiel."

„Darum ist es nicht minder wahr," entgegnete Catharina, „daß ein Euch angehörender Mann zwei Leibwachen Seiner Majestät getödtet und Herrn von Maurevel verwundet hat."

„Ein mir angehörender Mann!" rief Heinrich. „Wer war dieser Mann, Madame? kennt Ihr ihn..."

„Jedermann beschuldigt Herrn de La Mole."

„Herr de La Mole gehört nicht mir, Madame. Herr de La Mole gehört dem Herzog von Alençon, an den er durch Eure Tochter empfohlen worden ist."

„Sprich, Henriot," sagte Karl, „ist Herr de La Mole bei Dir gewesen?"

„Wie soll ich dies wissen, Sire? Ich sage nicht ja, ich sage nicht nein.... Herr de La Mole ist ein äußerst artiger Diener und ganz der Königin von Navarra ergeben; er bringt mir zuweilen Botschaften, theils von Margarethe, der er sehr dankbar dafür ist, daß sie ihn dem Herzog von Alençon empfohlen hat, theils von dem Herrn Herzog selbst. Ich kann nicht sagen, es sey nicht Herr de La Mole gewesen."

„Er war es," sprach Catharina; „man hat seinen rothen Mantel erkannt."

„Herr de La Mole hat also einen rothen Mantel?"

„Ja."

„Und der Mann, der meine zwei Leibwachen und Herrn von Maurevel so gut zugerichtet hat..."

„Hatte einen rothen Mantel?" fragte Heinrich.

„Allerdings," sprach Karl.

„Ich habe nichts zu sagen," versetzte der Bearner. „Aber in diesem Falle scheint es mir, daß man, statt mich holen zu lassen, der ich nicht zu Hause war, Herrn de La Mole, der, wie Ihr sagt, in meiner Wohnung gewesen ist, hätte befragen sollen. Ich muß Eurer Majestät übrigens nur Eines bemerken..."

„Was?"

„Wenn ich, einen von meinem König unterzeichneten Befehl sehend, mich zur Wehr gesetzt hätte, statt diesem Befehle zu gehorchen, so wäre ich schuldig und verdiente jede Bestrafung; aber ich war es nicht, es war ein Unbekannter, den dieser Befehl in keiner Hinsicht betraf; man wollte ihn verhaften, er setzte sich zur Wehr, setzte sich sogar zu gut zur Wehr, aber er war in seinem Rechte."

„Doch..." murmelte Catharina.

„Madame," sprach Heinrich, „lautete der Befehl auf meine Verhaftung?"

„Ja," sprach Catharina, „und Seine Majestät hatte ihn selbst unterzeichnet."

„Stand aber auch darin geschrieben, man solle, wenn man mich nicht fände, denjenigen verhaften, den man statt meiner finden würde?"

„Nein," erwiederte Catharina.

„Nun wohl," versetzte Heinrich, „wenn man nicht beweist, daß ich conspirire und daß der Mensch, der in meiner Wohnung war, mit mir conspirirt, so ist dieser Mensch unschuldig."

Dann sich gegen Karl IX. umwendend, fuhr Heinrich fort:

„Sire, ich verlasse den Louvre nicht. Ich bin sogar bereit, mich auf ein einfaches Wort Eurer Majestät in jedes Staats-Gefängniß zu begeben, welches dieselbe zu bezeichnen belieben wird. Aber in Erwartung des Beweises vom Gegentheil habe ich das Recht, mich zu nennen und werde mich nennen den treusten Diener, Unterthan und Bruder Eurer Majestät."

Und mit einer Würde, die man noch nie an ihm wahrgenommen hatte, verbeugte er sich vor Karl und ging ab.

„Bravo, Henriot!" sprach Karl, als der König von Navarra sich entfernt hatte.

„Bravo! weil er uns geschlagen hat?" versetzte Catharina.

„Und warum sollte ich nicht Beifall klatschen? Wenn wir mit einander fechten und er berührt mich, sage ich nicht auch Bravo? Meine Mutter, Ihr habt Unrecht, diesen Jungen zu verachten, wie Ihr dies thut."

„Mein Sohn," entgegnete Catharina, Karl IX. die Hand drückend, „ich verachte ihn nicht, ich fürchte ihn."

„Auch darin habt Ihr Unrecht: Henriot ist mein Freund, hätte er gegen mich conspirirt, so durfte er, wie er sagte, nur den Eber gewähren lassen."

„Ja," sprach Catharina, „damit der Herzog von

Anjou, sein persönlicher Feind, König von Frankreich würde."

„Meine Mutter, der Grund, aus welchem Henriot mir das Leben gerettet hat, ist gleichgültig; es bleibt aber eine Thatsache, daß er es mir gerettet hat. Und Tod und alle Teufel! ich will nicht, daß man ihm etwas zu Leide thut. Was Herrn de La Mole betrifft, so werde ich mich mit meinem Bruder Alençon verständigen, dem er gehört."

Das war eine Entlassung, welche Karl IX. seiner Mutter gab. Sie entfernte sich und suchte ihrem schwankenden Verdachte eine bestimmte Richtung zu geben. Herr de La Mole mit seiner geringen Bedeutung entsprach ihren Bedürfnissen nicht.

In ihre Gemächer zurückkehrend fand Catharina Margarethe, welche auf sie wartete.

„Ah! ah! Ihr seyd es," sagte sie; „meine Tochter, ich habe gestern Abend nach Euch geschickt."

„Ich weiß es, Madame; aber ich war ausgegangen."

„Und diesen Morgen?"

„Diesen Morgen, Madame, suchte ich Euch auf, um Eurer Majestät zu sagen, daß sie eine große Ungerechtigkeit zu begehen im Begriffe sei."

„Welche?"

„Ihr wollt den Herrn Grafen de La Mole verhaften lassen?"

„Ihr täuscht Euch, meine Tochter, ich lasse Niemand verhaften, der König läßt verhaften und nicht ich."

„Spielen wir nicht mit Worten, Madame, wenn die Umstände so ernster Natur sind. Nicht wahr, man wird Herrn de La Mole verhaften?"

„Es ist wahrscheinlich."

„Er wird beschuldigt, sich in der vergangenen Nacht im Zimmer des Königs von Navarra befunden, zwei Leibwachen getödtet und Herrn von Maurevel verwundet zu haben?"

„Dieß ist allerdings das Verbrechen, dessen man ihn bezüchtigt."

„Man bezüchtigt ihn desselben mit Unrecht," versetzte Margarethe, „Herr de La Mole ist nicht schuldig."

„Herr de La Mole ist nicht schuldig!" rief Catharina mit einer freudigen Bewegung, denn sie glaubte zu errathen, daß aus dem, was Margarethe gesagt, irgend ein Licht hervorgehen würde.

„Nein," erwiederte Margarethe, „er ist nicht schuldig, er kann es nicht seyn, denn er war nicht in den Zimmern des Königs."

„Wo war er denn?"

„Bei mir, Madame."

„Bei Euch?"

„Ja, bei mir!"

Catharina war diesem Geständniß einer Tochter von Frankreich einen niederschmetternden Blick schuldig, aber sie begnügte sich, ihre Hände über ihrem Gürtel zu kreuzen.

„Und wenn man Herrn de La Mole verhaftet und befragt . . ." sagte sie nach kurzem Stillschweigen.

„Er wird sagen wo und mit wem er gewesen ist, meine Mutter," antwortete Margarethe, obgleich sie des Gegentheils gewiß war.

„Wenn die Sache sich so verhält, so habt Ihr Recht, meine Tochter, man darf Herrn de La Mole nicht verhaften."

Margarethe bebte: es war ihr, als läge in der Art und Weise, wie ihre Mutter diese Worte aussprach, ein geheimnißvoller, furchtbarer Sinn; sie hatte jedoch nichts zu sagen, denn das, um was sie bat, war ihr bewilligt.

„Aber wenn Herr de La Mole nicht bei dem König war, so war ein Anderer dort?" sagte Catharina.

Margarethe schwieg.

„Diesen Andern, kennt Ihr ihn, meine Tochter?“ fragte Catharina.

„Nein, meine Mutter,“ erwiederte Margarethe mit unsicherer Stimme.

„Seyd nicht halb vertraulich.“

„Ich wiederhole Euch, daß ich ihn nicht kenne,“ antwortete Margarethe, unwillkührlich erbleichend.

„Gut, gut,“ sprach Catharina mit gleichgültiger Miene. „Man wird sich erkundigen. Geht, meine Tochter, beruhigt Euch, Euerer Mutter wacht über Euere Ehre.“

Margarethe entfernte sich.

„Ah!“ murmelte Catharina, „man schließt Bündnisse; Heinrich und Margarethe sind im Einverständniß; ist die Frau nur stumm, so ist der Mann auch blind. Ah! Ihr seyd sehr geschickt, meine Kinder, und haltet Euch für sehr stark; aber Euere Kraft besteht in Euerer Einigkeit, und ich werde Euch nacheinander zu brechen wissen. Ueberdieß kommt ein Tag, wo Maurevel zu sprechen oder zu schreiben, einen Namen zu nennen oder sechs Buchstaben zu bilden im Stande ist, und an diesem Tage wird man Alles erfahren. . . Ja, aber bis zu diesem Tage wird der Schuldige in Sicherheit seyn. Das Beste ist, sie sogleich zu entzweien.“

In Folge dieses Schlusses kehrte Catharina in die Gemächer ihres Sohnes zurück, den sie in einer Unterredung mit Alençon begriffen fand.

„Ah! ah!“ sprach Karl, die Stirne faltend, „Ihr seyd es, meine Mutter?“

„Warum habt Ihr nicht gesagt abermals? Das Wort lag in Eurem Gedanken, Karl.“

„Was in meinem Gedanken liegt, gehört nur mir,“ erwiederte Karl mit dem harten, groben Tone, den er zuweilen, selbst wenn er mit Catharina sprach, annahm; „was wollt Ihr von mir? sagt es geschwinde.“

„Ihr hattet Recht, mein Sohn,“ sprach Catharina zu Karl, „und Ihr, Alençon, hattet Unrecht.“

„Warum, Madame?“ fragten die beiden Fürsten.

„Herr de La Mole war nicht bei dem König von Navarra.“

„Ah! ah!“ rief Franz erbleichend.

„Wer war denn dort?“ fragte Karl,

„Wir wissen es noch nicht, aber wir werden es erfahren, wenn Maurevel zu sprechen vermag. Lassen wir also diese Angelegenheit, welche sich in Kurzem aufklären muß, und kommen wir auf Herrn de La Mole zurück.“

„Nun, Herr de La Mole, was wollt Ihr von ihm, meine Mutter, da er nicht bei dem König von Navarra war?“

„Nein, er war nicht bei dem König, aber er war bei . . . der Königin.“

„Bei der Königin!“ rief Karl in ein krampfhaftes Gelächter ausbrechend.

„Bei der Königin!“ murmelte Alençon und wurde leichenbleich.

„Nein, nein,“ sprach Karl. „Guise sagte mir, er habe die Sänfte von Margarethe begegnet.

„So ist es,“ versetzte Catharina; „sie hat ein Haus in der Stadt.“

„Rue Cloche-Percée!“ rief der König.

„Ja, ich glaube, Rue Cloche-Percée,“ antwortete Catharina.

„Oh! oh! das ist zu stark,“ sagte Alençon, seine Nägel in das Fleisch seiner Brust pressend. „Und dabei hat sie ihn mir empfohlen!“

„Ah! wenn ich bedenke,“ versetzte der König plötzlich innehaltend, „er hat sich also in dieser Nacht gegen uns vertheidigt und mir ein silbernes Gefaß an den Kopf geworfen, der Schurke!“

„Oh! ja,“ wiederholte Franz, „der Schurke!“

„Ihr habt Recht, meine Kinder,“ sagte Catharina, ohne daß sie sich den Anschein gab, als verstände sie das Gefühl, das jeden von ihren Söhnen zu seinen Worten veranlaßte. „Ihr habt Recht, denn eine einzige Indiscretion von diesem Manne kann einen abscheu-

lichen Scandal zur Folge haben, eine Tochter von Frankreich zu Grunde richten! Es bedarf hiezu nur eines Augenblicks der Trunkenheit."

„Oder der Eitelkeit," versetzte Franz.

„Allerdings, allerdings," sprach Karl; „aber wir können die Sache doch nicht vor Richter bringen, wenn sich Henriet nicht entschließt, als Kläger aufzutreten."

„Mein Sohn," Catharina und stützte dabei ihre Hand auf eine genugsam bezeichnende Weise auf die Schulter von Karl, um seine ganze Aufmerksamkeit auf das zu lenken, was sie vorschlagen wollte, „hört wohl, was ich Euch sagen werde: es waltet ein Verbrechen ob und es kann vielleicht ein Scandal entstehen. Aber solche Vergehen an der königlichen Majestät bestraft man nicht mit Richtern und Henkern; wäret Ihr einfache Edelleute, so hätte ich nichts zu bemerken, denn Ihr seyd Beide brav; aber Ihr seyd Prinzen und könnt Euer Schwert nicht mit dem eines Krautjunkers kreuzen. Seyd darauf bedacht, Euch als Prinzen zu rächen."

„Tod und alle Teufel!" rief Karl, „Ihr habt Recht, meine Mutter, ich will daran denken."

„Ich werde Euch dabei unterstützen, mein Bruder!" rief Franz.

„Und ich," sagte Catharina, die schwarze seidene Schnur losmachend, welche drei Mal um ihren Leib ging und an jedem Ende eine Eichel hatte, die bis auf die Kniee herabfiel, „ich entferne mich, lasse Euch aber dieses, um mich zu vertreten."

Und sie warf die Schnur zu den Füßen der zwei Prinzen.

„Ah! ah!" sprach Karl, „ich begreife."

„Diese Schnur . . ?" fragte Alençon, indem er sie aufhob.

„Dient zur Bestrafung und zur Verschwiegenheit," erwiederte Catharina triumphirend; „nur," fügte sie bei, „wäre es nicht übel, wenn man bei Allem Heinrich beiziehen würde."

Und sie entfernte sich.

„Bei Gott!“ sprach Alençon, „nichts ist leichter, und wenn Heinrich erfährt, daß seine Frau ihn verräth.... Ihr nehmt also den Rath unserer Mutter an?“ fügte er, sich an den König wendend, bei.

„Punkt für Punkt,“ antwortete Karl, ohne zu vermuthen, daß er tausend Dolche in das Herz von Alençon bohrte. Dann rief er einen Offizier von seiner Leibwache und befahl Heinrich herabzuholen; aber sich eines Andern besinnend, sagte er:

„Nein, ich will ihn selbst aufsuchen. Du, Alençon, benachrichtige Anjou und Guise.“

Und er verließ sein Zimmer und ging nach der kleinen Wendeltreppe, welche in den zweiten Stock führte und an der Thüre von Heinrich ausmündete.

XVIII.

Rachepläne.

Heinrich benützte die kurze Frist, die ihm das so gut von ihm ausgehaltene Verhör gönnte, um zu Frau von Sauve zu eilen. Er fand Orthon, der sich von seiner Ohnmacht völlig erholt hatte, aber Orthon konnte ihm nichts sagen, als daß Leute in seine Wohnung eingedrungen waren und daß der Anführer dieser Leute ihn mit einem Schlage seines Schwertknopfes betäubt und niedergeworfen hatte. Man hatte sich um Orthon nicht weiter bekümmert; Catharina sah ihn ohnmächtig und hielt ihn für todt. Und da er in dem Zwischenraume zwischen dem Abgange der Königin Mutter und der Ankunft des Kapitäns der Garden, welcher den Platz abzuräumen beauftragt war, wieder zu sich kam, flüchtete er sich zu Frau von Sauve.

Heinrich bat Charlotte, den jungen Mann zu behalten, bis er Nachricht von Herrn von Mouy hätte, der ihm von dem Orte aus, nach welchem er sich zurückgezogen, unfehlbar schreiben würde. Dann würde er Orthon mit seiner Antwort an Mouy zurückschicken, und könnte statt auf einen eingebornen Menschen auf zwei zählen.

Sobald dieser Plan festgestellt war, kehrte er in seine Wohnung zurück und philosophirte im Zimmer auf- und abgehend, als plötzlich die Thüre sich öffnete und der König erschien.

„Euere Majestät!“ rief Heinrich, dem König entgegeneilend.

„Ich selbst.... In der That, Henriot, Du bist ein vortrefflicher Junge, und ich fühle, daß ich Dich immer mehr liebe.“

„Sire,“ sprach Heinrich, „Euere Majestät überhäuft mich mit Gnade.“

„Du hast nur in einer Beziehung Unrecht, Henriot.“

„In welcher? Etwa darin, daß ich, wie mir Euere Majestät schon wiederholt vorgeworfen hat, die Parforcejagd der Beize vorziehe?“

„Nein, nein, ich spreche nicht hievon, sondern von etwas Anderem, Henriot.“

„Euere Majestät beliebe sich zu erklären,“ versetzte Heinrich, der an dem Lächeln von Karl wahrnahm, daß er guter Laune war, „und ich werde mich zu bessern suchen.“

„Darin hast Du Unrecht, daß Du mit Deinen guten Augen nicht heller siehst, als Du dies thust.“

„Bah!“ sprach Heinrich, „sollte ich, ohne es zu vermuthen, kurzsichtig seyn, Sire?“

„Noch viel schlimmer, Henriot, Du bist blind.“

„Ah! wirklich?“ sagte der Bearner; „aber widerfährt mir dieses Unglück nicht, wenn ich die Augen schließe?“

„Bah, bah!“ rief Karl. „Ich will Dir in jedem Fall die Augen öffnen.“

„Gott sprach: Es werde Licht, und es ward Licht. Euere Majestät ist der Stellvertreter Gottes auf dieser Welt, sie kann also auf Erden thun, was Gott im Himmel thut: ich höre.“

„Als Guise gestern Abend sagte, Deine Frau sey in Begleitung eines Stutzers vorübergekommen, wolltest Du es nicht glauben.“

„Sire, wie sollte ich glauben, eine Schwester Euerer Majestät würde eine solche Unklugheit begehen.“

„Als er Dir sagte, Deine Frau habe sich nach der Rue Cloche-Percée begeben, wolltest Du es ebenfalls nicht glauben.“

„Wie sollte ich annehmen, eine Tochter von Frankreich würde auf diese Art ihren Ruf öffentlich bloßstellen?“

„Als wir das Haus in der Rue Cloche-Percée belagerten und ich ein silbernes Wassergefäß auf die Schulter bekam, Anjou aber eine Orangen-Compote auf den Kopf und Guise eine Schweinskeule in das Gesicht erhielten, hast Du da zwei Frauen und zwei Männer gesehen?“

„Ich habe nichts gesehen, Sire. Euere Majestät muß sich erinnern, daß ich den Portier befragte.“

„Ja, aber beim Teufel! ich habe gesehen.“

„Ah! wenn Euere Majestät gesehen hat, dann ist es etwas Anderes.“

„Das heißt, ich habe zwei Männer und zwei Frauen gesehen. Ich weiß nun, ohne mehr daran zweifeln zu können, daß eine von diesen zwei Frauen Margot, daß einer von den zwei Männern Herr de La Mole war.“

„Aber, wenn Herr de La Mole in der Rue Cloche-Percée war, so kann er sich nicht hier befunden haben?“

„Nein,“ sprach Karl, „nein, er war nicht hier. Aber es ist nicht die Rede von der Person, welche hier gewesen ist, man wird sie schon kennen lernen, wenn

dieser Dummkopf von einem Maurevel wieder zu sprechen oder zu schreiben vermag. Es ist von Margot die Rede, welche Dich hintergeht."

„Bah! glaubt solche Verleumdungen nicht."

„Wenn ich Dir sage, daß Du mehr als kurzsichtig, daß Du blind bist, Mord und Teufel! willst Du mir endlich einmal glauben, Starrkopf. Ich sage Dir, daß Margot Dich betrügt, und daß wir diesen Abend den Gegenstand ihrer Leidenschaft erdrosseln werden."

Heinrich machte eine Bewegung des Erstaunens und schauete seinen Schwager mit bestürzter Miene an.

„Gestehe, Du bist im Grunde nicht ärgerlich darüber, Henriot. Margot wird wohl kreischen, wie hundert tausend Krähen; meiner Treue, desto schlimmer! Man soll Dich nicht unglücklich machen. Condé mag von dem Herzog von Anjou betrogen werden, ich drücke ein Auge zu, Condé ist mein Feind; aber Du, Du bist mein Bruder, Du bist mehr als mein Bruder, Du bist mein Freund."

„Aber, Sire ..."

„Und man soll Dich nicht belästigen, man soll Dich nicht betrügen; Du dienst schon lange genug zur Zielscheibe für alle diese Jungfernknechte, welche von der Provinz herbeilaufen, um unsere Brosamen zusammenzulesen und unsern Frauen den Hof zu machen! Sie mögen kommen, oder vielmehr sie mögen wiederkommen, alle Teufel! Man hat Dich betrogen, Henriot, das kann Jedermann widerfahren, aber ich schwöre Dir, Du sollst eine glänzende Genugthuung erhalten und morgen wird man sagen: „„Tausend Donner und Teufel! es scheint, der König Karl liebt seinen Schwager, denn er hat diese Nacht Herrn de la Mole ganz hübsch die Zunge herausstrecken lassen.""

„Sprecht, Sire, ist es wirklich eine abgemachte Sache?"

„Abgemacht, beschlossen, entschieden, der Jungfernknecht soll sich nicht zu beklagen haben. Wir nehmen die

Expedition unter uns vor, ich Anjou, Alençon und Guise expediren ihn. Ein König, zwei Söhne von Frankreich und ein souveräner Fürst, Dich nicht zu rechn.n."

„Wie, mich nicht zu rechnen?"

„Ja, Du wirst dabei seyn."

„Ich!"

„Ja, Du; erdolche mir diesen Burschen auf eine königliche Weise, während wir ihn erdrosseln."

„Sire," sprach Heinrich, „Euere Güte macht mich ganz verwirrt; aber woher wißt Ihr....?"

„Bei des Teufels Horn! es scheint, der Junge hat damit geprahlt. Er geht bald zu ihr im Louvre, bald in der Rue Cloche-Percée. Sie machen Verse mit einander. Ich möchte wohl Verse von diesem Jungfernknechte sehen, Schäferspiele ohne Zweifel; sie sprechen von Bion und Moschus und lassen Daphnis und Corydon abwechseln. Man könnte in der That Mitleid bekommen!"

„Sire," sprach Heinrich, „wenn ich bedenke...."

„Was?"

„Euere Majestät wird einsehen, daß ich einer solchen Expedition nicht beiwohnen kann. Meine persönliche Anwesenheit wäre meines Erachtens unschicklich. Ich bin bei der Sache zu sehr betheiligt, als daß nicht meine Mitwirkung als eine Rohheit bezeichnet werden sollte. Euere Majestät rächt die Ehre ihrer Schwester an einem Gecken, der meine Frau verleumdend geprahlt hat; das ist ganz einfach, und Margarethe, deren Unschuld ich behaupte, wird dadurch nicht entehrt, Sire; bin ich aber von der Partie, so ist es etwas Anderes; meine Mitwirkung macht aus einer Handlung der Gerechtigkeit eine Handlung der Rache. Es ist keine Hinrichtung mehr, sondern ein Mord, meine Frau ist nicht mehr verleumdet, sie ist schuldig."

„Mordieu! Heinrich, Du sprichst goldene Worte, und ich sagte es so eben noch zu meiner Mutter: Du hast Geist, wie ein Teufel."

Und dabei schaute Karl wohlgefällig seinen Schwa-

ger an, welcher sich, dieses Compliment erwiedernd, verbeugte.

„Nichtsdestoweniger bist Du zufrieden, daß man Dich von diesem Jungfernknechte befreit?“ fragte Karl.

„Alles, was Euere Majestät thut, ist wohl gethan,“ antwortete der König von Navarra.

„Dann ist es gut; laß mich das Geschäft für Dich abmachen, sei unbesorgt, es wird nicht schlecht abgemacht werden.“

„Ich verlasse mich auf Euch, Sire.“

„Nun sage mir, zu welcher Stunde geht er gewöhnlich zu Deiner Frau?“

„Gegen neun Uhr Abends.“

„Und er verläßt sie?“

„Ehe ich zu ihr komme, denn ich finde ihn nie.“

„Gegen . . .?“

„Gegen eilf Uhr.“

„Gut; gehe diesen Abend um Mitternacht hinab, die Sache wird geschehen seyn.“

Und Karl entfernte sich, sein Lieblingsjagdlied pfeifend, nachdem er Heinrich zuvor herzlich die Hand gedrückt und ihm seine Freundschafts-Versprechungen erneuert hatte.

„Ventre-saint-gris!“ sagte der Bearner, Karl mit den Augen folgend, „wenn ich mich nicht sehr täusche, geht diese ganze Teufelei von der Königin Mutter aus. Sie weiß in der That nicht, was sie erfinden soll, um uns zu entzweien, mich und meine Frau: eine so hübsche Ehe!“

Und Heinrich fing an zu lachen, wie er lachte, wenn ihn Niemand sehen und hören konnte.

Gegen sieben Uhr Abends an demselben Tage, an welchem alle diese Ereignisse vorgefallen waren, stand ein schöner junger Mann, nachdem er zuvor gebadet, vor dem Spiegel in einem Zimmer des Louvre, ordnete und salbte sich die Haare und trällerte dabei ein Liedchen.

Neben ihm schlief oder streckte sich vielmehr ein anderer junger Mann auf einem Bette.

Der Eine war unser Freund La Mole, mit dem man sich an diesem Tage so viel beschäftigt hatte und mit dem man sich vielleicht noch mehr beschäftigte, ohne daß er es vermuthete, der Andere sein Gefährte Coconnas.

Dieser ganze große Sturm war wirklich um La Mole her vorgegangen, ohne daß er hatte den Donner rollen hören und die Blitze zucken sehen. Um drei Uhr Morgens zurückgekehrt, war er bis drei Uhr Nachmittags liegen geblieben, halb schlafend, halb träumend, Schlösser auf den beweglichen Sand bauend, den man die Zukunft nennt; dann war er aufgestanden, hatte der Mode gemäß eine Stunde bei einem der beliebtesten Bader zugebracht und sofort bei La Hurière zu Mittag gespeist; nun abermals im Louvre vollendete er seine Toilette, um Margarethe seinen gewöhnlichen Besuch abzustatten.

„Und Du sagst also, Du habest zu Mittag gespeist?" fragte Coconnas gähnend.

„Meiner Treue, ja, und zwar mit großem Appetit."

„Warum hast Du mich nicht mitgenommen, Selbstsüchtiger?"

„Du schliefst so fest, daß ich Dich nicht wecken wollte. Aber weißt Du, Du wirst nun zu Nacht statt zu Mittag speisen. Vergiß nur nicht, von Meister La Hurière von dem Anjou-Wein zu verlangen, den er vor einigen Tagen bekommen hat."

„Ist er gut?"

„Verlange davon, ich sage nicht mehr."

„Und Du, wohin gehst Du?"

„Ich," versetzte La Mole, erstaunt, daß sein Freund nur eine solche Frage an ihn machte, „wohin ich gehe? ich mache der Königin den Hof."

„Wenn ich in unserem kleinen Hause in der Rue Cloche-Percée speisen würde," sagte Coconnas, „so fände ich die Ueberbleibsel von gestern, und es gibt dort einen gewissen äußerst erfrischenden Alicantewein."

„Das wäre unklug, Freund Annibal, nach dem, was gestern Nacht vorgefallen ist. Hat man uns nicht überdieß unser Wort abgenommen, daß wir nicht allein dahin zurückkehren würden? Gieb mir meinen Mantel.“

„Das ist meiner Treue wahr,“ sprach Coconnas; „ich hatte es vergessen. Aber wo Teufels ist denn Dein Mantel? Ah! hier ist er.“

„Nein, Du giebst mir den schwarzen und ich will den rothen haben. Die Königin sieht mich lieber in diesem.“

„Suche selbst, ich finde ihn nicht,“ sagte Coconnas, nachdem er überall umhergeschaut hatte.

„Wie,“ rief La Mole, „Du findest ihn nicht, wo ist er denn?“

„Du wirst ihn verkauft haben?“

„Warum? ich habe noch sechs Thaler.“

„Dann nimm den meinigen.“

„Oh! ja, in einem gelben Mantel bei grünem Wamms, ich würde aussehen wie ein Papagei.“

„Bei meiner Treue, Du bist sehr häkelig. Mache es wie Du willst.“

In diesem Augenblicke, als La Mole Alles durch einandergeworfen hatte und sich in Schmähworten gegen die Diebe auszulassen anfing, welche bis in den Louvre drängen, erschien ein Page des Herzogs von Alençon mit dem kostbaren Mantel.

„Ah!“ rief La Mole, „da ist er endlich.“

„Euer Mantel, mein Herr?“ sprach der Page ... „Ja, Monseigneur hatte ihn bei Euch holen lassen, um sich in Beziehung auf eine Wette Aufklärung zu verschaffen, die er über die Farbe gemacht hatte.“

„Oh!“ rief La Mole, „ich verlange ihn nur, weil ich ausgehen will; wenn ihn aber Seine Hoheit noch länger zu behalten wünschte ...“

„Nein, Herr Graf, es ist schon abgemacht.“

Der Page ging ab; La Mole häkelte seinen Mantel zu.

„Nun, wozu bestimmst Du Dich?" fragte La Mole.

„Ich weiß es nicht."

„Werde ich Dich diesen Abend finden?"

„Wie soll ich Dir dieß sagen?"

„Du weißt nicht, was Du in zwei Stunden thun wirst?"

„Ich weiß wohl, was ich thun werde, aber ich weiß nicht, was man mir thun wird."

„Die Herzogin von Nevers?"

„Nein, der Herzog von Alençon."

„Ich bemerke in der That, daß er Dir seit einiger Zeit viel Freundschaft erzeigt."

„Allerdings."

„Dann ist Dein Glück gemacht," versetzte La Mole lachend.

„Bah!.." rief Coconnas, „ein jüngerer Prinz."

„Oh! er hat so große Lust, der ältere zu werden, daß der Himmel vielleicht zu seinen Gunsten ein Wunder thun wird. Du weißt also nicht, wo Du diesen Abend seyn wirst?"

„Nein."

„Zum Teufel! oder vielmehr Gott befohlen."

„Dieser La Mole ist furchtbar," sagte Coconnas, „daß er immer wissen will, wo man ist! Weiß man es? Uebrigens habe ich, wie es mir scheint, Lust zu schlafen." Und er legte sich wieder nieder.

La Mole nahm seinen Flug nach den Gemächern der Königin.

In dem uns bekannten Corridor begegnete er dem Herzog von Alençon.

„Ah! Ihr seyd es, Herr de La Mole?" sagte dieser.

„Ja, Monseigneur," erwiederte La Mole, sich ehrfurchtsvoll verbeugend.

„Geht Ihr aus dem Louvre?"

„Nein, Hoheit, ich will Ihrer Majestät der Königin von Navarra meine Huldigung darbringen."

„Um welche Stunde verlaßt Ihr sie?"

„Hat mir Monseigneur Befehle zu ertheilen?"

„Für den Augenblick nicht, aber ich wünsche Euch diesen Abend noch zu sprechen."

„Um welche Stunde?"

„Zwischen neun und zehn Uhr."

„Ich werde die Ehre haben, mich zu dieser Stunde Stunde bei Eurer Hoheit einzufinden."

„Gut, ich zähle auf Euch."

La Mole verbeugte sich und setzte seinen Weg fort.

„Dieser Herzog," sagte er, „hat Augenblicke, wo er leichenbleich aussieht; das ist sonderbar!"

Und er klopfte an die Thüre der Königin; Gillonne, welche auf seine Erscheinung zu lauern schien, führte ihn zu Margarethe.

Diese war mit einer Arbeit beschäftigt, welche sie sehr zu ermüden schien; ein Papier voll ausgestrichener Stellen und ein Band von Isokrates lagen vor ihr. Sie bedeutete La Mole durch ein Zeichen, er möge sie einen Paragraphen vollenden lassen; als dieß geschehen war, was nicht lange dauerte, warf sie ihre Feder weg und lud den jungen Mann ein, sich neben sie zu setzen.

La Mole strahlte. Er war nie so schön, so heiter gewesen.

„Griechisch!" rief er, einen Blick in das Buch werfend: „eine Rede von Isokrates! Was wollt Ihr damit machen? Oh! oh! auf diesem Papiere Lateinisch! Ad Sarmatiæ legatos reginæ Margaritæ concio... Wollt Ihr mit diesen Barbaren in lateinischer Sprache reden?"

„Ich muß wohl," erwiederte Margaretha, „da sie nicht Französisch sprechen."

„Aber, wie könnt Ihr die Antwort machen, ohne die Anrede gehört zu haben?"

„Eine Gefallsüchtigere als ich würde Euch an eine Improvisation glauben lassen, aber für Euch, mein Hyacinth, habe ich keine solche Täuschungen: man hat mir die Rede um Voraus mitgetheilt, und ich antwortete darauf."

„Werden diese Botschafter bald ankommen?“

„Sie sind bereits diesen Morgen eingetroffen.“

„Niemand weiß davon.“

„Sie sind incognito angekommen. Ihr feierlicher Einzug ist, wie ich glaube, auf übermorgen verschoben. Ihr werdet übrigens sehen,“ sprach Margarethe mit einer zufriedenen Miene, welche von Pedanterie nicht ganz frei war, „was ich diesen Abend gemacht habe, ist ziemlich ciceronionisch; doch lassen wir diese Nichtswürdigkeiten. Sprechen wir von dem, was Euch begegnet ist.“

„Mir?“

„Ja.“

„Was ist mir denn begegnet?“

„Ah! Ihr möget immerhin den Muthigen spielen, ich finde Euch etwas bleich.“

„Das kommt von zu langem Schlafen her; ich klage mich dessen in Demuth an.“

„Stille, stille, seyd kein Prahler, ich weiß Alles.“

„Habt also die Güte, mich auf das Laufende zu bringen, meine Perle, denn ich weiß nichts.“

„Antwortet mir unumwunden. Was hat Euch die Königin Mutter gefragt?“

„Die Königin Mutter, mich! Sie hatte also mit mir zu sprechen?“

„Wie, Ihr habt sie nicht gesehen?“

„Nein.“

„Und den König Karl?“

„Nein.“

„Und den König von Navarra?“

„Nein.“

„Aber den Herzog von Alençon habt Ihr gesehen?“

„Ja, ich habe ihm so eben im Corridor begegnet.“

„Was hat er Euch gesagt?“

„Er wolle mir zwischen neun und zehn Uhr diesen Abend Befehle ertheilen.“

„Nichts Anderes?“

„Nichts.“

„Das ist sonderbar!“

„Was findet Ihr denn sonderbar, sagt es mir?“

„Das Ihr von Nichts habt sprechen hören.“

„Was ist denn vorgefallen?“

„Es ist vorgefallen, Unglücklicher.... daß Ihr diesen ganzen Tag über einem Abgrunde schwebtet!“

„Ich?“

„Ja, Ihr.“

„Aus welchem Anlaß?“

„Hört. Diese Nacht in dem Zimmer des Königs von Navarra überrascht, den man verhaften wollte, hat von Mouy drei Menschen getödtet und sich sodann geflüchtet, ohne daß man etwas Anderes von ihm erkannte, als den berühmten rothen Mantel.“

„Nun?“

„Dieser rothe Mantel nun, der mich einmal täuschte, hat auch Andere getäuscht; man hatte Euch im Verdacht, klagte Euch sogar dieses dreifachen Mordes an. Diesen Morgen wollte man Euch verhaften, richten, wer weiß?.... vielleicht verurtheilen, denn Ihr hättet, um Euch zu retten, gewiß nicht sagen wollen, wo Ihr waret, nicht wahr?“

„Sagen, wo ich war!“ rief La Mole, „Euch compromittiren, meine edle Königin! meine reizende Majestät! Oh! Ihr habt Recht, ich wäre singend gestorben, um Euren schönen Augen eine Thräne zu ersparen.“

„Ach! mein armer Freund,“ sprach Margarethe, „meine schönen Augen hätten viel geweint!“

„Aber wie hat sich dieser große Sturm gelegt?“

„Errathet.“

„Was weiß ich?“

„Es gab nur ein Mittel, zu beweisen, daß Ihr nicht in dem Zimmer des Königs von Navarra gewesen seyd.“

„Welches?“

„Zu sagen, wo Ihr waret.“

„Nun?“

„Ich habe es gesagt.“

„Wem?“

„Meiner Mutter.“

„Und die Königin Catharina?“

„Die Königin Catharina weiß, daß ich Euch liebe.“

„Oh! Madame, nachdem Ihr so viel für mich gethan habt, könnt Ihr Alles von Euerem Diener fordern. Oh! es ist schön und groß, was Ihr da gethan habt, Margarethe. Oh! Margarethe, mein Leben gehört ganz und gar Euch!“

„Ich hoffe es, denn ich habe es denjenigen entrissen, welche es mir nehmen wollen; aber jetzt seyd Ihr gerettet.“

„Und durch Euch,“ rief der junge Mann, „durch meine angebetete Königin.“

In demselben Augenblick machte sie ein heftiges Geräusch beben. La Mole warf sich, von einem unbestimmten Schrecken erfaßt, zurück; Margaretha stieß einen Schrei aus und sah mit starren Augen nach einer zerbrochenen Fensterscheibe.

Durch diese Scheibe war ein Kieselstein von der Größe eines Eis geflogen, der noch auf dem Boden fortrollte.

La Mole sah ebenfalls die zerbrochene Scheibe und erkannte die Ursache des Geräusches.

„Welch ein Unverschämter,‘ rief er und lief an das Fenster.

„Einen Augenblick,“ sagte Margarethe, „es scheint mir, es ist etwas an diesen Stein angebunden.“

„In der That,“ versetzte La Mole, „ein Stückchen Papier.“

Margarethe stürzte auf das seltsame Wurfgeschoß und riß das dünne Blatt davon ab, das wie ein schmales Band zusammengelegt mitten um den Kiesel gewickelt war.

Dieses Papier wurde durch einen Faden gehalten, der durch die Oeffnung der zerbrochenen Scheibe ging.

Margarethe entfaltete den Brief und las.

„Unglücklicher!“ rief sie.

Sie reichte das Papier La Mole, welcher bleich, unbeweglich wie die Statue des Schreckens, dastand.

La Mole las, das Herz von einer schmerzlichen Ahnung zusammengeschnürt, folgende Worte:

„Man erwartet Herrn de La Mole mit langen Degen in dem Corridor, welcher zu dem Herzog von Alençon führt. Vielleicht würde er lieber zu diesem Fenster hinaussteigen und sich zu Herrn von Mouy in Mantes begeben."

„Ei?" fragte La Mole, nachdem er gelesen hatte, „sind diese Degen, von denen die Rede ist, länger als der meinige?"

„Nein, aber es sind zehn gegen einen."

„Und wer ist der Freund, der uns dieses Billet schickt?" fragte La Mole.

Margarethe nahm es noch einmal aus den Händen des jungen Mannes und heftete einen glühenden Blick darauf.

„Die Handschrift des Königs von Navarra!" rief sie; „da er warnt, so muß die Gefahr wirklich vorhanden seyn. Flieht, La Mole, flieht! ich bitte Euch darum."

„Und wie soll ich fliehen?"

„Durch dieses Fenster! ist denn in dem Billet nicht von diesem Fenster die Rede?"

„Befehlt, meine Königin, und ich springe aus diesem Fenster, und sollte ich tausendmal beim Falle zerschmettert werden."

„Wartet, wartet," sprach Margarethe, „es scheint mir, dieser Bindfaden trägt eine Last."

„Wir wollen sehen," sagte La Mole.

Und sie zogen Beide den an der Schnur hängenden Gegenstand an sich und sahen zu ihrer unsäglichen Freude das Ende einer Leiter von Roßhaar und Seide erscheinen.

„Ihr seyd gerettet!" rief Margarethe.

„Das ist ein Wunder vom Himmel."

„Nein, es ist eine Wohlthat des Königs von Navarra."

„Wenn es im Gegentheil eine Falle wäre," sprach

La Mole, „wenn diese Leiter unter meinen Füßen brechen sollte! Madame, habt Ihr nicht heute Euere Liebe für mich zugestanden?“

Margarethe, der die Freude ihre Farbe wieder verliehen hatte, wurde abermals todtenbleich.

„Ihr habt Recht,“ sagte sie, „das ist möglich.“

Und sie eilte nach der Thüre.

„Was wollt Ihr thun?“ rief La Mole.

„Mich selbst überzeugen, ob es wahr ist, daß man Euch im Corridor erwartet.“

„Nie! nie! damit der Zorn auf Euch fällt!“

„Was soll man einer Tochter von Frankreich, einer Frau und Prinzessin von Geblüt thun? Ich bin doppelt unverletzlich.“

Die Königin sprach diese Worte mit einer solchen Würde, daß La Mole begriff, sie wagte nichts und er müßte sie machen lassen, wie es ihr gut dünkte.

Margarethe ließ La Mole unter der Obhut von Gillonne und stellte es seiner Klugheit anheim, je nach dem, was sich ergeben würde, zu fliehen oder ihre Rückkehr abzuwarten, und ging in den Corridor, der durch eine Verzweigung in die Bibliothek, so wie in mehre Empfangszimmer führte und, wenn man ihm in seiner ganzen Länge folgte, nach den Gemächern des Königs, der Königin Mutter und der kleinen geheimen Treppe ausmündete, auf der man zu dem Herzog von Alençon und zu Heinrich hinaufstieg. Obgleich die Glocke kaum erst neun Uhr geschlagen hatte, waren doch alle Lichter ausgelöscht und der Corridor, abgesehen von einem schwachen Schimmer, der von einem Seitengange kam, in vollkommene Finsterniß gehüllt. Die Königin von Navarra wanderte festen Schrittes vorwärts; als sie aber kaum den dritten Theil des Corridors erreicht hatte, hörte sie ein Flüstern von Stimmen, welche durch die Mühe, die man sich gab, sie zu dämpfen, einen geheimnißvollen, erschreckenden Ausdruck bekamen. Doch beinahe in demselben Augenblick hörte das Geräusch

auf, als ob es ein höherer Befehl erstickt hätte, und Alles versank in Stillschweigen und Finsterniß, denn sogar jener Schimmer, so schwach er auch war, schien abzunehmen.

Margarethe setzte ihren Weg fort, gerade der Gefahr entgegen, welche, wenn sie vorhanden war, hier ihrer wartete. Sie war scheinbar ruhig, obgleich ihre krampfhaft zusammengezogenen Hände eine furchtbare Nervenspannung andeuteten. Wie sie näher kam, verdoppelte sich das finstere Stillschweigen, und ein Schatten, dem einer Hand ähnlich, verdunkelte den zitternden, unsichern Schimmer.

Als sie an den Seitengang des Corridors gelangte, machte plötzlich ein Mann zwei Schritte vorwärts, enthüllte einen Handleuchter von Vermeil, beleuchtete sie damit und rief:

„Hier ist er!"

Margarethe stand ihrem Bruder Karl gegenüber.

Hinter ihm sah sie, eine seidene Schnur in der Hand, den Herzog von Alençon. Ganz im Hintergrunde erschienen neben einander zwei Schatten, ohne ein anderes Licht von sich zu geben, als das, welches das bloße Schwert ausstrahlte, das sie in der Hand hielten.

Margarethe umfaßte das ganze Gemälde mit einem einzigen Blicke. Sie rief ihre Entschlossenheit zu Hülfe und erwiederte, Karl zulächelnd:

„Ihr wollt sagen: hier ist sie! Sire."

Karl wich einen Schritt zurück. Die Andern blieben unbeweglich.

„Du, Margot," sagte er; „und wohin gehst Du zu dieser Stunde?"

„Zu dieser Stunde," entgegnete Margarethe, „ist es denn so spät?"

„Ich frage Dich, wohin Du gehst?"

„Ich will ein Buch der Reden von Cicero holen, das ich, wie ich glaube, bei unserer Mutter gelassen habe."

„So ohne Licht?"

„Ich wähnte, der Corridor wäre beleuchtet.“

„Und Du kommst aus Deinen Zimmern?“

„Ja.“

„Was machst Du denn diesen Abend?“

„Ich bereite meine Rede an die polnischen Gesandten. Findet morgen nicht Rathsversammlung statt, und ist es nicht verabredet, daß jeder seine Rede Euerer Majestät vorlegen soll?“

„Und Du hast nicht irgend Jemand, der Dir bei Deiner Arbeit hilft?“

Margarethe raffte alle ihre Kräfte zusammen und erwiederte:

„Ja, mein Bruder, Herr de La Mole; er ist sehr gelehrt.“

„So gelehrt,“ sprach der Herzog von Alençon, „daß ich ihn bat, wenn er bei Euch fertig wäre, meine Schwester, mich aufzusuchen und mir, der ich nicht so stark bin, wie Ihr, seinen Rath zu geben.“

„Und Ihr erwartet ihn?“ sagte Margarethe mit dem allernatürlichsten Tone.

„Ja,“ erwiederte Alençon ungeduldig.

„Dann will ich ihn Euch schicken, mein Bruder, denn wir sind fertig.“

„Und Euer Buch?“ fragte Karl.

„Ich werde es durch Gillonne holen lassen.“

Die zwei Brüder wechselten ein Zeichen.

„Geht,“ sprach Karl; „und wir wollen unsere Runde fortsetzen.“

„Euere Runde?“ versetzte Margarethe; „was sucht Ihr denn?“

„Das rothe Männchen,“ erwiederte Karl. „Wißt Ihr nicht, daß es ein rothes Männchen giebt, welches im Louver umhergeht. Mein Bruder Alençon behauptet es gesehen zu haben, und wir suchen dasselbe auf.“

„Gute Jagd,“ sprach Margarethe.

Und sie kehrte um, jedoch nicht ohne einen Blick zurückzuwerfen. Da sah sie an der Wand des Corri-

dort die vier Schatten vereinigt und, wie es schien, in einer Berathung begriffen.

In einer Sekunde war sie an der Thüre ihrer Wohnung.

„Oeffne, Gillonne, öffne," sagte sie.

Gillonne gehorchte.

Margarethe stürzte in das Zimmer und fand La Mole, der ihrer harrte, kalt und entschlossen, aber das Schwert in der Faust.

„Flieht!" rief sie, „flieht, ohne eine Sekunde zu verlieren. Sie erwarten Euch im Corridor, um Euch zu tödten."

„Ihr befehlt es?" sprach La Mole.

„Ich will es. Wir müssen uns trennen, um uns wiederzusehen."

Während der Abwesenheit von Margarethe hatte La Mole die Leiter an die Fensterstange befestigt, er schwang sich hinauf; aber ehe er den Fuß auf die erste Sprosse setzte, küßte er der Königin zärtlich die Hand und sprach:

„Wenn diese Leiter eine Falle ist und ich für Euch sterbe, Margarethe, so erinnert Euch Eueres Versprechens."

„Es ist kein Versprechen, La Mole, es ist ein Schwur. Befürchtet nichts. Gott befohlen!"

Und voll kecken Muthes glitt La Mole mehr hinab, als er auf der Leiter zu Boden stieg.

In demselben Augenblick klopfte man an die Thüre.

Margarethe folgte La Mole mit den Augen bei seinem gefährlichen Unternehmen, und wandte sich erst um, als sie gewiß wußte, daß seine Füße die Erde berührt hatten.

„Madame!" sagte Gillonne. „Madame!"

„Nun?" fragte Margarethe.

„Der König klopft an die Thüre."

„Oeffne."

Gillonne gehorchte.

Die vier Prinzen standen, ohne Zweifel des Wartens müde, auf der Schwelle.

Karl trat ein.

Margarethe kam Karl, ein Lächeln auf den Lippen, entgegen.

Der König warf einen raschen Blick umher.

„Was sucht Ihr, mein Bruder?“ sagte Margarethe.

„Ich suche ... ich suche ...“ antwortete Karl, ei! der Teufel! „ich suche Herrn de La Mole.“

„Herrn de La Mole?“

„Ja, wo ist er?“

Margarethe nahm ihren Bruder bei der Hand und führte ihn an das Fenster.

In diesem Augenblicke sprengten zwei Männer im stärksten Galoppe ihrer Pferde davon und erreichten bereits den hölzernen Thurm; der Eine derselben löste seine Binde und ließ zum Zeichen des Abschiedes die weiße Seide in der Nacht flattern; diese zwei Männer waren Orthon und La Mole.

Margarethe zeigte Karl die zwei Männer mit der Fingerspitze.

„Nun!“ fragte der König, „was soll dieß bedeuten?“

„Dieß soll bedeuten,“ erwiederte Margarethe, „daß der Herr Herzog von Alençon seine Schnur in die Tasche und die Herren Anjou und Guise ihre Schwerter in die Scheide stecken können, insofern Herr de La Mole diese Nacht nicht durch den Corridor zurückgehen wird.“

XIX.

Die Atriden.

Seit seiner Rückkehr nach Paris hatte Heinrich von Anjou seine Mutter, deren vielgeliebter Sohn er bekanntlich war, noch nicht offen gesehen.

Es war nicht mehr die leere Befriedigung einer Etiquette, nicht mehr die peinliche Vollziehung einer Ceremonie, sondern die Erfüllung einer süßen Pflicht für diesen Sohn, der, wenn er seine Mutter nicht liebte, doch wenigstens überzeugt war, daß er von ihr zärtlich geliebt wurde.

Catharina zog wirklich diesen Sohn vor, sey es nun wegen seiner Tapferkeit, sey es wegen seiner Schönheit, denn in Catharina war außer der Mutter auch die Frau zu finden, sey es endlich, weil, wie einige Scandal-Chroniken behaupten, Heinrich von Anjou die Florentinerin an eine gewisse glückliche Epoche geheimnißvoller Liebschaften erinnerte.

Catharina wußte allein von der Rückkehr des Herzogs von Anjou nach Paris, von der Karl nichts erfahren hätte, würde ihn nicht der Zufall gerade in dem Augenblick vor das Hotel Condé geführt haben, in welchem sein Bruder heraustrat. Karl erwartete ihn erst am andern Tage, und Anjou hoffte ihm die zwei Schritte zu verbergen, die seine Ankunft um einen Tag beschleunigt hatten, nämlich seinen Besuch bei der schönen Marie von Kleve, Prinzessin von Condé, und seine Besprechung mit den polnischen Gesandten.

Diesen letzten Schritt, über dessen Zweck Karl noch ungewiß geblieben war, hatte der Herzog von Anjou seiner Mutter zu erklären, und der Leser, der, wie Heinrich von Navarra, sicherlich in einem Irrthum befangen war, wird diese Erklärung benützen.

Als der Herzog von Anjou, längst erwartet, bei Catharina eintrat, öffnete Catharina, sonst so kalt, so abgemessen, Catharina, welche seit der Abreise ihres vielgeliebten Sohnes nur Coligny, der am andern Tage ermordet werden sollte, mit einer gewissen Begeisterung umarmt hatte, öffnete Catharina, sagen wir, dem Kinde ihrer Liebe die Arme und drückte es mit einem Ergusse mütterlicher Zärtlichkeit an die Brust,

die man nur mit Erstaunen an diesem vertrockneten Herzen wahrnehmen konnte.

Dann trat sie zurück, schaute ihn an, und begann abermals, ihn zu umarmen.

„Oh! Madame," sagte er, „da mir der Himmel die Freude gönnt, meine Mutter ohne Zeugen zu umarmen, so tröstet den unglücklichsten Menschen dieser Welt."

„Mein Gott! mein liebes Kind," rief Catharina, „was ist Euch denn begegnet?"

„Nichts, was Ihr nicht wüßtet, meine Mutter. Ich liebe, ich werde geliebt, aber gerade diese Liebe, welche das Glück eines Andern bilden würde, macht mein Unglück."

„Erklärt mir das, mein Sohn."

„Oh! meine Mutter . . ., diese Gesandten, diese Abreise . . ."

„Ja," sprach Catharina, „die Gesandten sind angekommen, die Abreise drängt."

„Sie hat keine Eile, meine Mutter, aber mein Bruder wird darauf dringen; er haßt mich; ich mache ihm Schatten und er will sich meiner entledigen."

Catharina lächelte.

„Indem er Euch einen Thron giebt, armer, unglücklicher Gekrönter!"

„Oh! gleichviel, meine Mutter," versetzte Heinrich, „ich will nicht abreisen. Ich, ein Sohn von Frankreich, erzogen inmitten der feinsten Sitten, in der Nähe der besten Mutter, geliebt von einer der reizendsten Frauen der Erde, soll da hinaus in die Schneefelder, an das Ende der Welt, langsam sterben unter plumper, rohen Menschen, welche sich vom Morgen bis zum Abend betrinken und die Fähigkeiten ihres Königs nach denen eines Fasses ermessen. Nein, meine Mutter . . . ich will nicht abreisen . . . Ich würde darüber sterben!"

„Sprecht, Heinrich," sagte Catharina und drückte

ihrem Sohne beide Hände, „sprecht, ist dieß die wahre Ursache?“

Heinrich schlug die Augen nieder, als wagte er es nicht, seiner Mutter zu gestehen, was in seinem Herzen vorging.

„Ist es nicht eine andere,“ fuhr Catharina fort, „eine minder romanhafte, aber mehr vernünftige, mehr politische?“

„Meine Mutter, es ist nicht mein Fehler, wenn dieser Gedanke in meinem Geiste geblieben ist, und er nimmt vielleicht mehr Platz darin ein, als er einnehmen sollte. Sagtet Ihr mir aber nicht selbst, das Horoskop, das man meinem Bruder Karl bei seiner Geburt gezogen, verdamme ihn, jung zu sterben?“

„Ja,“ erwiederte Catharina, „aber ein Horoskop kann lügen, mein Sohn. Ich selbst hoffe in diesem Augenblick, daß die Horoskope insgesammt nicht wahr seien.“

„Aber sprecht, sagte dieß nicht sein Horoskop?“

„Sein Horoskop, sprach von einem Vierteljahrhunderte, aber es sagte nicht, ob damit sein Leben oder seine Regierung gemeint sei.“

„Nun wohl, meine, Mutter, macht daß ich bleibe. Mein Bruder ist beinahe vierundzwanzig Jahre alt, in einem Jahre wird die Frage entschieden sein.“

Catharina versank in tiefes Nachdenken.

„Ja, gewiß,“ sagte sie nach einer Weile, „es wäre besser, wenn das so sein könnte.“

„Oh! urtheilt doch selbst, meine Mutter, welch' eine Verzweiflung für mich, wenn ich die Krone von Frankreich gegen die von Polen vertauscht hätte! Wenn ich dort sollte von dem Gedanken gemartert werden, daß ich im Louvre inmitten dieses eleganten, wissenschaftlich gebildeten Hofes, in der Nähe der besten Mutter der Welt regieren könnte, in der Nähe einer Mutter, welche gewohnt war, mit meinem Vater einen Theil der Bürde des Staates zu tragen, gern sie auch mit

mir getragen hätte. Oh! meine Mutter, ich wäre ein großer König gewesen!"

„Ruhig, ruhig, liebes Kind," sprach Catharina, für welche diese Zukunft stets die süßeste Hoffnung gewesen war, „ruhig, verzweifelt nicht. Habt Ihr nicht Euerer Seits an irgend ein Mittel gedacht, die Sache zu ordnen?"

„Oh! gewiß, und gerade deßhalb bin ich zwei oder drei Tage früher gekommen, als man mich erwartete, wobei ich indessen meinen Bruder glauben ließ, es wäre Frau von Condé zu Liebe geschehen. Dann ritt ich Lasco, dem Gewichtigsten von den polnischen Gesandten entgegen, gab mich ihm zu erkennen und that bei dieser ersten Zusammenkunft Alles, was mir möglich war, um mich haßenswerth zu machen, und ich hoffe, es ist mir gelungen."

„Oh! mein liebes Kind," sprach Catharina, „das ist schlimm! Ihr müßt mehr Werth auf das Interesse Frankreichs, als auf Eueren Widerwillen legen."

„Meine Mutter, will das Interesse Frankreichs, daß, wenn meinem Bruder Unglück widerfährt, der Herzog von Alençon oder der König von Navarra regiere?"

„Oh! der König von Navarra, nie! nie!" murmelte Catharina, und die Unruhe bedeckte ihre Stirne mit dem sorgenvollen Schleier, der sich immer darüber ausbreitete, so oft diese Frage sich darbot.

„Meiner Treue," fuhr Heinrich fort, „mein Bruder Alençon ist kaum besser und liebt Euch nicht mehr."

„Nun, was hat Lasco gesagt?" versetzte Catharina.

„Lasco zögerte selbst, als ich in ihn drang, eine Audienz zu verlangen. Oh! wenn er nach Polen schreiben, diese Wahl zu nichte machen könnte."

„Tollheit, mein Sohn, Tollheit! Was ein Reichstag geheiligt hat, ist geheiligt."

„Aber, meine Mutter, könnte man diese Polen

nicht veranlassen, meinen Bruder statt meiner zu nehmen?"

"Das ist, wenn nicht unmöglich, doch wenigstens schwierig."

"Gleichviel! versucht es, sprecht mit meinem Bruder, werft Alles auf meine Liebe für Frau von Condé. Mutter, sagt ihm, ich sei wie ein Verrückter in sie verliebt, ich verliere den Verstand darüber. Er hat mich gerade aus dem Hotel des Prinzen mit Guise gehen sehen, der mir dort alle Dienste eines guten Freundes leistet."

"Ja, um die Ligue zu bilden. Ihr seht das nicht, aber ich sehe es."

"Allerdings, meine Mutter, allerdings, aber mittlerweile benütze ich ihn. Sind wir denn nicht glücklich, wenn ein Mensch uns dient, während er sich selbst dient?"

"Und was sagte der König, als er Euch begegnete?"

"Er schien an das zu glauben, was ich ihn versicherte, nämlich die Liebe allein hätte mich nach Paris zurückgeführt."

"Hat er Euch aber nicht über den Rest der Nacht um Rechenschaft gefragt?"

"Gewiß, aber ich speiste bei Nantouillet zu Nacht, wo ich einen abscheulichen Lärmen machte, damit sich das Gerücht hievon verbreiten und der König nicht daran zweifeln würde, ich wäre dort."

"Also weiß er nichts von Euerem Besuche bei Lasco?"

"Durchaus nichts."

"Desto besser; ich werde es versuchen, mit ihm für Euch zu sprechen; aber Ihr wißt, es gibt keinen wirklichen Einfluß auf diese rauhe Natur."

"Oh! meine Mutter, meine Mutter, welch' ein Glück, wenn ich bliebe; ich würde Euch, wenn es mög-

lich wäre, noch viel mehr lieben, als ich Euch jetzt liebe."

„Wenn Ihr bleibt, wird man Euch abermals in den Krieg schicken."

„Oh! mir gleichviel, wenn ich nur Frankreich nicht verlasse."

„Ihr werdet machen, daß man Euch tödtet."

„Meine Mutter, man stirbt nicht an Streichen . . man stirbt vor Schmerz, vor Kummer. Aber Karl wird mir nicht erlauben, zu bleiben; er haßt mich."

„Er ist eifersüchtig auf Euch, mein schöner Sieger, das ist eine abgemachte Sache; warum seid Ihr auch so brav und so glücklich? Warum habt Ihr, kaum zwanzig Jahre alt, Schlachten gewonnen, wie Alexander und Cäsar? Mittlerweile entdeckt Euch aber Niemand, stellt Euch zufrieden, macht dem König den Hof. Noch heute versammelt man sich im geheimen Rathe, um die Reden, welche bei der Festlichkeit gehalten werden sollen, zu lesen und zu besprechen; spielt den König von Polen und überlaßt mir das Uebrige. Doch sagt, wie ging es mit Euerer Expedition gestern Abend?"

„Sie ist gescheitert; der Liebhaber war gewarnt und entfloh durch das Fenster."

„Endlich werde ich doch einmal erfahren," sagte Catharina, „wer der böse Genius ist, der alle meine Pläne durchkreuzt. Vorläufig habe ich eine Vermuthung... und wehe ihm!"

„Also meine Mutter?"

„Laßt mich diese Angelegenheit leiten."

Und sie küßte Heinrich zärtlich auf die Augen und verließ ihr Cabinet.

Bald erschienen bei der Königin die Prinzen ihres Hauses. Karl war in guter Laune, denn die Haltung seiner Schwester Margot hatte ihn mehr gefreut, als geärgert; er grollte La Mole nicht und hatte im Corridor nur eifrig auf ihn gewartet, weil es eine Art von Jagd auf den Anstand war.

Alençon war im Gegentheil sehr aufgebracht. Die Abneigung, die er immer gegen La Mole hegte, hatte sich in dem Augenblick in Haß verwandelt, wo er erfuhr, daß La Mole von seiner Schwester geliebt wurde.

Margarethe war zugleich träumerisch und aufgeweckt. Sie hatte zugleich sich zu erinnern und zu wachen.

Die polnischen Abgeordneten hatten den Text der Reden geschickt, welche sie halten wollten.

Margarethe, mit der man von der Scene des vorhergehenden Abends nicht mehr gesprochen hatte, als ob diese Scene gar nicht vorgefallen wäre, las die Reden, und außer Karl brachte Jeder zur Sprache, was es antworten würde. Karl ließ Margarethe antworten, wie es ihr beliebte. Er zeigte sich sehr schwierig in Beziehung auf die Wahl der Ausdrücke bei Alençon. Die Rede von Heinrich von Anjou aber behandelte er mehr als böswillig, er tadelte und änderte daran mit hartnäckiger Leidenschaftlichkeit.

Diese Sitzung, obgleich sie noch nichts zum Ausbruch brachte, hatte doch eine dumpfe Erbitterung der Geister zur Folge. Heinrich der seine Rede beinahe ganz neu zu machen hatte, entfernte sich, um diese Arbeit vorzunehmen. Margarethe, welcher von dem König von Navarra keine Nachricht seit der zugekommen war, die er ihr zum Nachtheil ihrer Fensterscheibe gegeben hatte, kehrte in ihre Wohnung zurück, in der Hoffnung, ihn dort erscheinen zu sehen. Alençon, welcher das Zögern in den Augen seines Bruders Anjou gelesen und einen Blick des Verständnisses zwischen ihm und seiner Mutter ertappt hatte, ging in seine Gemächer, um über das zu träumen, was er als eine entstehende Kabale betrachtete. Karl wollte in seine Schmiede gehen, um einen Spieß zu vollenden, den er sich selbst verfertigte, als Catharina ihn zurückhielt.

Karl vermuthete, er würde bei seiner Mutter irgend eine Opposition gegen seinen Willen finden, blieb stehen, schaute sie fest an und fragte sie:

„Nun, was haben wir noch?“

„Wir haben ein letztes Wort zu sprechen, Sire. Wir haben dieses Wort vergessen, und doch ist es von einigem Belang. Welchen Tag bestimmen wir für die öffentliche Versammlung?"

„Ah! das ist wahr," sagte der König, sich wieder setzend, „wir wollen darüber sprechen, meine Mutter. Nun, welchen Tag gefällt es Euch dazu zu bestimmen?"

„Ich glaube," antwortete Catharina, „daß in dem Stillschweigen Euerer Majestät, in dem scheinbaren Vergessen etwas tief Berechnetes lag."

„Nein; warum dies, meine Mutter?"

„Weil, wie es mir scheint, mein Sohn, die Polen uns nicht mit so viel Hitze ihrer Krone nachlaufen sehen sollten."

„Im Gegentheil, meine Mutter, sie haben sich beeilt und kommen in forcirten Märschen von Warschau hieher... Ehre für Ehre, Artigkeit für Artigkeit."

„Euere Majestät kann in einer Beziehung Recht haben, wie ich in einer andern nicht Unrecht haben dürfte. Es ist also Eure Meinung, daß die öffentliche Sitzung beschleunigt werden soll?"

„Meiner Treue, ja, Mutter; ist es zufällig nicht auch die Eurige?"

„Ihr wißt, daß ich nie eine andere Ansicht habe, als diejenige, welche am meisten zu Erhöhung Eueres Ruhmes beitragen kann; ich sage Euch also, daß ich befürchte, wenn Ihr Euch so sehr beeilt, dürfte man Euch beschuldigen, Ihr benütztet sehr schnell die Gelegenheit, die sich Euch bietet, das Haus Frankreich von den Lasten zu befreien, die Euch Euer Bruder auferlegt, Euch aber sicherlich in Ruhm und Ergebenheit zurückerstattet."

„Meine Mutter," sprach Karl, „ich werde meinen Bruder bei seiner Abreise aus dem Lande so reich dotiren, daß Niemand es wagen wird, nur zu denken, was Ihr befürchtet, man werde es sagen."

„Gut, ich ergebe mich, da Ihr eine so gute Antwort

auf jeden von meinen Einwürfen habt. Aber, um dieses kriegerische Volk zu empfangen, welches die Macht der Staaten nach den äußeren Zeichen beurtheilt, bedarf es einer beträchtlichen Schaustellung von Truppen, und ich denke, es sind nicht hinreichend auf der Ile-de-France *) zusammenberufen."

„Verzeiht, meine Mutter, ich sah dieses Ereigniß vorher und bereitete mich darauf vor. Ich habe zwei Bataillons aus der Normandie und eines aus der Guyenne einberufen; meine Compagnie Bogenschützen ist gestern aus der Bretagne eingetroffen; die in der Touraine zerstreuten Chevaurlegers werden morgen im Verlauf des Tages in Paris ankommen; und während man glaubt, ich habe kaum über vier Regimenter zu verfügen, kann ich zwanzig tausend Mann aufmarschiren lassen."

„Ah! ah!" sagte Catharina erstaunt, „also fehlt es Euch nur noch an Einem, aber man wird es sich verschaffen können."

„An was?"

„An Geld. Ich glaube, Ihr seyd nicht übermäßig damit versehen."

„Im Gegentheil, Madame, im Gegentheil," sprach Karl IX. „Ich habe vierzehn mal hundert tausend Thaler in der Bastille; meine Privatersparniß hat sich in diesen Tagen auf acht mal hundert tausend Thaler belaufen, die in meinem Keller im Louvre vergraben sind, und im Falle der Noth hat Nantouillet noch weitere dreimal hundert tausend Thaler zu meiner Verfügung."

Catharina bebte, denn sie hatte Karl bis jetzt heftig und aufbrausend, aber nie vorsichtig gesehen.

„Euere Majestät denkt in der That an Alles," sagte sie, „das ist bewunderungswürdig; und wenn sich die Schneider, die Stickerinnen und die Juweliere ein wenig beeilen, so wird Euere Majestät im Stande seyn, die Sitzung vor sechs Wochen halten zu lassen."

---

*) Die Gegend um Paris sonst das Gouvernement France.

„Sechs Wochen!“ rief Karl. „Meine Mutter, die Schneider, die Stickerinnen, die Juweliere arbeiten seit dem Tage, an welchem man die Ernennung meines Bruders erfahren hat. Es könnte im Ganzen Alles heute bereit seyn; aber ganz sicher ist Alles in drei bis vier Tagen fertig.“

„Oh! Ihr seyd noch eiliger, als ich glaubte, mein Sohn,“ murmelte Catharina.

„Ehre für Ehre, sage ich Euch.“

„Gut. Es schmeichelt Euch also diese dem Hause Frankreich erwiesene Ehre, nicht wahr?“

„Sicherlich.“

„Und einen Sohn von Frankreich auf dem polnischen Throne zu sehen, ist Euer theuerster Wunsch?“

„Ihr sprecht die Wahrheit.“

„Es ist also die Sache und nicht der Mensch, um was Ihr Euch kümmert, und wer dort regieren mag...“

„Nein, nein, meine Mutter, bleiben wir, wo wir sind, bei Gott! Die Polen haben gut gewählt. Diese Leute sind gewandt und stark! Eine militärische Nation, ein Volk von Soldaten, nehmen sie einen Feldherrn zum Fürsten; den Teufel, das ist logisch! Anjou ist ganz geeignet für ihre Sache. Der Held von Jarnac und und Montcontour paßt ihnen wie ein Handschuh. Wen soll ich ihnen schicken? Alençon, einen Feigen? das würde ihnen einen schönen Begriff von den Valois geben. Alençon würde bei der ersten Kugel fliehen, die ihm um die Ohren zischte, während Heinrich von Anjou, ein Schlachtenlenker, gut!.... Stets das Schwert in der Faust, stets vorwärts marschirend, zu Fuß oder zu Pferd!.. Frisch auf! zugeritten, niedergehauen, todtgeschlagen! Ah, mein Bruder Anjou ist ein geschickter Mensch, ein Muthiger, der sie vom Morgen bis zum Abend, vom ersten Tage des Jahres bis zum letzten schlagen läßt. Er trinkt schlecht, das ist wahr, aber er wird sie mit kaltem Blute tödten lassen, und das ist die Hauptsache. Der gute Heinrich

wird dort in seiner Sphäre sein. Auf! auf! zum Schlachtfelde! Bravo, Trommeln und Trompeten! Es lebe der König! es lebe der Sieger! es lebe der Feldherr! Man ruft ihn dreimal des Jahrs zum Imperator aus. Das wird herrlich werden für das Haus Frankreich und die Ehre der Valois. Man tödtet ihn vielleicht dort, aber bei allen Teufeln, das wird ein glorreicher Tod seyn!"

Catharina bebte, ein Blitz zuckte aus ihren Augen und sie rief:

„Sagt, daß Ihr ihn entfernen wollt; sagt, daß Ihr Euern Bruder nicht liebt."

„Ah! ah! ah!" rief Karl in ein nerviges Gelächter ausbrechend; „Ihr habt es errathen, daß ich ihn entfernen wollte? Ihr habt es errathen, daß ich ihn nicht liebe? Und wenn dies wäre, sprecht! Meinen Bruder lieben! Warum sollte ich ihn denn lieben? Ah! ah! ah! wollt Ihr lachen?..." Und je mehr er sprach, desto mehr belebten sich seine bleichen Wangen mit einer fieberhaften Röthe. „Liebt er mich? Liebt Ihr mich? Giebt es, meine Hunde, Marie Touchet und meine Amme ausgenommen, überhaupt Jemand, der mich je geliebt hätte? Nein, nein, ich liebe meinen Bruder nicht, ich liebe nur mich, versteht Ihr? Und ich halte meinen Bruder nicht ab, zu thun, was ich thue."

„Sire," sprach Catharina, sich ebenfalls belebend, „da Ihr mir Euer Herz enthüllt, so muß ich auch das meinige öffnen. Ihr handelt als ein schwacher König, als ein schlecht berathener Monarch; Ihr entfernt Euren zweiten Bruder, die natürliche Stütze des Thrones, einen Mann, der in jeder Beziehung würdig ist, Euch in der Regierung zu folgen, sollte Euch Unglück widerfahren und Eure Krone dadurch erledigt werden. Denn Alençon ist, wie Ihr sagtet, jung, unfähig, schwach, mehr als schwach, feig!... Und der Bearner erhebt sich hinter ihm, versteht Ihr?"

„Ei! Mord und alle Teufel!" rief Karl, „was kümmere ich mich um das, was geschehen wird, wenn ich

nicht mehr bin? Der Bearner erhebt sich hinter meinem Bruder, sagt Ihr? Bei Gott! desto besser. Ich sagte vorhin, ich liebte Niemand... das war ein Irrthum: ich liebe Henriot, ja ich liebe diesen guten Henriot, er hat eine treuherzige Miene, eine warme Hand, während ich rings um mich her nur falsche Augen erblicke und eisige Hände berühre. Er ist eines Verrathes gegen mich unfähig, darauf schwöre ich. Ueberdieß bin ich ihm eine Entschädigung schuldig, man hat ihm seine Mutter vergiftet, armer Junge! Leute aus meiner Familie, wie ich sagen hörte. Ich befinde mich wohl; träfe mich aber eine Krankheit, so würde ich ihn rufen, er sollte mich nicht verlassen, ich würde nichts annehmen, außer von seiner Hand, und wenn ich sterbe, so mache ich ihn zum König von Frankreich und Navarra. Bei des Papstes Bauch! statt bei meinem Tode zu lachen, wie es meine Brüder thun würden, würde er weinen oder sich wenigstens den Anschein geben, als weinte er."

Hätte der Blitz zu den Füßen von Catharina eingeschlagen, sie würde minder darüber erschrecken seyn, als über diese Worte. Sie blieb wie niedergeschmettert und schaute Karl mit starren Augen an; nach einigen Sekunden aber rief sie:

„Heinrich von Navarra! Heinrich von Navarra, König von Frankreich! zum Nachtheil meiner Kinder! Oh! heilige Mutter Gottes, wir werden sehen! Deshalb also wollt Ihr meinen Sohn entfernen?"

„Euren Sohn... Und wer bin ich denn? Der Sohn einer Wölfin, wie Romulus!" rief Karl zitternd vor Zorn und das Auge funkelnd, als hätte es sich stellenweise entzündet. „Euren Sohn, Ihr habt Recht, der König von Frankreich ist nicht Euer Sohn; der König von Frankreich hat keine Brüder, der König von Frankreich hat keine Mutter; der König von Frankreich hat nur Unterthanen. Der König von Frankreich bedarf keiner Gefühle, er hat seine Willensmeinung. Er wird die Liebe entbehren können, aber er fordert Gehorsam."

„Sire, Ihr habt meine Worte schlecht ausgelegt; ich nannte denjenigen meinen Sohn, welcher mich verlassen sollte. Ich liebe ihn in diesem Augenblicke mehr, weil er der ist, welchen ich am meisten zu verlieren befürchten muß. Ist es ein Verbrechen von einer Mutter, zu wünschen, daß ihr Kind sie nicht verlasse?"

„Und ich, ich sage Euch, er wird Euch verlassen, ich sage Euch, er wird Frankreich verlassen, er wird nach Polen gehen, und zwar in zwei Tagen, und wenn Ihr noch ein Wort beifügt, so geschieht es morgen, und wenn Ihr nicht die Stirne beugt, wenn Ihr nicht die Drohung Eurer Augen erstickt, so erdroßle ich ihn diesen Abend, wie man nach Eurem Willen den Liebling Eurer Tochter erdrosseln sollte. Nur werde ich ihn nicht verfehlen, wie wir La Mole verfehlt haben."

Catharina beugte wirklich unter dieser Drohung die Stirne, erhob sie aber alsbald wieder und sprach:

„Ah! armes Kind, Dein Bruder will Dich tödten. Doch sey ruhig, Deine Mutter vertheidigt Dich."

„Ah! man trotzt mir," rief Karl. „Nun wohl, bei dem Blute Christi! er wird sterben, nicht diesen Abend, sondern sogleich, auf der Stelle! Ah! eine Waffe! einen Degen! ein Messer! . . . Ah!"

Und nachdem er vergeblich um sich her geschaut hatte, um zu suchen, was er forderte, gewahrte er den kleinen Dolch, den seine Mutter am Gürtel trug, stürzte darauf los, riß ihn aus der mit Silber incrustirten Scheide und sprang aus dem Zimmer, um Heinrich von Anjou niederzustoßen, wo er ihn finden würde. Als er aber in den Vorsaal kam, verließen ihn seine über das Maß der menschlichen Stärke aufgereizten und angespannten Kräfte plötzlich; er streckte den Arm aus, ließ die spitzige Waffe fallen, welche im Boden stecken blieb, stieß ein Klagegeschrei aus, drehte sich um sich selbst und stürzte nieder.

Zu gleicher Zeit schoß das Blut in Masse aus Mund und Nase.

„Jesus!" rief er, „man mordet mich! Herbei! Hülfe!"

Catharina, die ihm gefolgt war, sah ihn fallen; sie schaute ihn einen Augenblick gefühllos und ohne sich zu rühren an; dann, nicht durch die mütterliche Liebe, sondern durch die Schwierigkeit der Lage, zu sich zurückgerufen öffnete sie und rief:

„Der König befindet sich unwohl. Zu Hülfe! zu Hülfe!"

Auf diesen Ruf drängte sich eine Welt von Dienern, Offizieren und Höflingen um den jungen König. Aber vor dieser Welt stürzte eine Frau herbei; sie schob die Zuschauer auf die Seite und hob den leichenbleichen Karl auf."

„Man mordet mich, Amme, man mordet mich!" murmelte der König, in Schweiß und Blut gebadet.

„Man mordet Dich, mein Karl?" rief die gute Frau und ließ auf allen Gesichtern einen Blick umherlaufen, der sogar Catharina zurückweichen machte; „und wer ermordet Dich denn?"

Karl stieß einen schwachen Seufzer aus und sank vollends in Ohnmacht.

„Ah! ah!" sprach der Arzt Ambroise Paré, den man sogleich hatte holen lassen, „der König ist sehr krank."

„Nun mag es freiwillig oder mit Gewalt geschehen," sagte die unversöhnliche Catharina zu sich selbst, „er muß eine Frist gestatten."

Und sie verließ den König, um ihren zweiten Sohn aufzusuchen, der ängstlich im Betzimmer den Erfolg der für ihn so wichtigen Unterredung erwartete.

XX.

Das Horoskop.

Als Catharina aus dem Betzimmer trat, wo sie ihrem vielgeliebten Sohne Alles, was vorgefallen war, mitgetheilt hatte, fand sie René in ihrem Gemache.

Es war das erste Mal, daß die Königin und der Astrolog sich seit dem Besuche von Catharina in seiner Bude auf dem Pont Saint-Michel wieder sahen. Die Königin hatte ihm am Tage zuvor geschrieben, und es war die Antwort auf dieses Billet, welche ihr René in Person überbrachte.

„Nun, habt Ihr ihn gesehen?"

„Ja."

„Wie geht es ihm?"

„Eher besser als schlechter."

„Kann er sprechen?"

„Nein. Der Degen hat den Kehlkopf durchdrungen."

„Ich sagte Euch, Ihr solltet ihn in diesem Falle schreiben lassen."

„Ich versuchte es; er raffte selbst alle seine Kräfte zusammen; aber seine Hand vermochte nur zwei beinahe unleserliche Buchstaben zu schreiben, und er fiel in Ohnmacht. Die Halsader wurde geöffnet und der Blutverlust hat ihm alle seine Kräfte geraubt."

„Habt Ihr diese Buchstaben gelesen?"

„Hier sind sie."

René zog aus seiner Tasche ein Papier und bot es Catharina, die es rasch entfaltete.

„Ein M und ein O," sagte sie; „sollte es wirklich La Mole seyn, und wäre diese ganze Komödie von Margarethe nur ein Mittel, um den Verdacht abzuwenden?"

„Madame," sprach René, „wenn ich es wagte, meine Meinung in einer Angelegenheit auszusprechen,

wo Eure Majestät zögert, die ihrige zu fassen, so würde ich sagen, ich halte Herrn de La Mole für zu verliebt, um sich ernstlich mit der Politik zu beschäftigen."

„Glaubt Ihr?"

„Ja, und besonders zu verliebt in die Königin von Navarra, um mit Ergebenheit dem König zu dienen; denn es gibt keine wahre Liebe ohne Eifersucht."

„Und Ihr haltet ihn also für ganz und gar verliebt?"

„Ich bin dessen gewiß."

„Sollte er seine Zuflucht zu Euch genommen haben?"

„Ja."

„Hat er Euch um irgend einen Liebestrank gebeten?"

„Nein, wir haben uns an die Wachsfigur gehalten."

„In das Herz gestochen?"

„In das Herz gestochen."

„Und diese Figur ist noch vorhanden?"

„Ja, sie ist bei Euch."

„Sie ist bei mir...? Es wäre doch seltsam," sprach Catharina, „wenn diese kabalistischen Vorbereitungen wirklich den Einfluß hätten, den man ihnen zuschreibt."

„Eure Majestät ist mehr im Stande darüber zu urtheilen, als ich."

„Liebt die Königin von Navarra Herrn de La Mole?"

„Sie liebt ihn so sehr, daß sie sich für ihn in das Verderben stürzen würde. Gestern hat sie ihn mit Gefahr ihrer Ehre und ihres Lebens vom Tode errettet. Ihr seht, Madame, und dennoch zweifelt Ihr."

„Woran?"

„An der Wissenschaft."

„Weil mich die Wissenschaft ebenfalls verrathen hat," erwiederte Catharina und schaute dabei René fest an. Doch dieser hielt ihren Blick auf eine bewunderungswürdige Weise aus.

„Bei welcher Gelegenheit?"

„Oh, Ihr wißt, was ich sagen will; es sey denn, es war der Gelehrte und nicht die Wissenschaft.“

„Ich weiß nicht, was Ihr sagen wollt, Madame,“ entgegnete der Florentiner.

„René, haben Eure Prasums ihren Geruch verloren?“

„Nein, Madame, wenn sie von mir angewendet werden; aber es ist möglich, daß, wenn sie durch die Hand von Andern gehen....“

Catharina lächelte, schüttelte den Kopf und sprach: „Euer Opiat hat Wunder gethan, René, und Frau von Sauve hat frischere Lippen als je.“

„Dazu darf man nicht meinem Opiat Glück wünschen, Madame, denn die Baronin von Sauve hat von dem Rechte jeder hübschen Frau, launenhaft zu seyn, Gebrauch machend, nicht mehr von diesem Opiat gesprochen. Und ich hielt es, nach der Vorschrift Eurer Majestät, für geeignet, ihr nicht davon zu schicken. Die Kapseln sind daher insgesammt noch in meinem Hause, so wie Ihr sie dort gelassen habt, eine ausgenommen, welche verschwand, ohne daß ich weiß, wer die Person war, die mir sie genommen hat, noch was diese Person damit machen wollte.“

„Es ist gut, René,“ sprach Catharina, „wir kommen vielleicht später hierauf zurück. Mittlerweile sprechen wir von etwas Anderem.“

„Ich höre, Madame.“

„Was braucht man, um die wahrscheinliche Lebensdauer eines Menschen zu schätzen?“

„Zuerst muß man den Tag seiner Geburt, sein Alter und das Zeichen wissen, unter welchem er das Tageslicht erblickt hat.“

„Ferner? ..“

„Muß man von seinem Blut und von seinen Haaren haben.“

„Und wenn ich Euch von seinem Blut und seinem Haare bringe, wenn ich Euch sage, unter welchem Zei-

chen er zuerst das Licht der Welt erblickt hat, wenn ich Euch den Tag seiner Geburt und sein Alter nenne, könnt Ihr mir dann die wahrscheinliche Epoche seines Todes offenbaren?"

„Ja, auf einige Tage."

„Gut, ich habe bereits von seinen Haaren und werde mir von seinem Blute verschaffen."

„Ist die betreffende Person bei Tag oder bei Nacht geboren?"

„Um fünf Uhr drei und zwanzig Minuten Abends."

„Seyd morgen um fünf Uhr bei mir. Die Probe muß genau zur Stunde der Geburt gemacht werden."

„Es ist gut," sprach Catharina, „wir werden dort seyn."

René verbeugte sich und trat ab, ohne daß er das: wir werden dort seyn, bemerkt zu haben schien, welches doch andeutete, Catharina würde wider ihre Gewohnheit nicht allein kommen.

Am andern Morgen begab sich Catharina bei Tagesanbruch zu ihrem Sohne. Um Mitternacht habe sie sich nach ihm erkundigen lassen und die Antwort erhalten, Meister Ambroise René befinde sich bei ihm und würde ihm eine Ader öffnen, wenn die Nervenaufregung fortdauerte.

Noch bebend in seinem Schlummer, noch bleich von dem Blutverluste, schlief Karl auf der Schulter seiner treuen Amme, die an sein Bett gelehnt, aus Furcht, die Ruhe ihres lieben Kindes zu stören, seit drei Stunden ihre Stellung nicht verändert hatte.

Ein leichter Schaum drang von Zeit zu Zeit aus den Lippen des Kranken hervor, und die Amme trocknete ihn mit feinem Battist ab. Auf dem Kopfkissen lag ein Sacktuch, auf welchem viele große Blutflecken sichtbar waren.

Catharina hatte einen Augenblick im Sinne, sich dieses Sacktuches zu bemächtigen; aber sie dachte, das mit Speichel vermischte Blut könnte vielleicht nicht die-

selbe Wirksamkeit haben. Sie fragte die Amme, ob der Arzt ihrem Sohne nicht zur Ader gelass'n, wie dies nach der Meldung, die man ihr gemacht, hätte geschehen sollen. Die Amme antwortete bejahend, denn es hatte ein so starker Aderlaß stattgefunden, daß Karl zweimal in Ohnmacht gefallen war.

Die Königin Mutter, welche einige medizinische Kenntnisse besaß, wie alle Fürstinnen jener Epoche, verlangte das Blut zu sehen. Nichts war leichter, der Arzt hatte befohlen, es aufzubewahren, um die Phänomene zu erforschen.

Es war in einem Wasserbecken in dem Cabinet neben dem Zimmer. Catharina ging hinein, um es zu untersuchen, und während sie es untersuchte, füllte sie mit der rothen Flüssigkeit ein Fläschchen, daß sie zu diesem Behufe mitgebracht hatte. Dann kehrte sie zurück, verbarg jedoch in ihren Taschen ihre Finger, deren Spitzen die Entheiligung verriethen, welche sie begangen hatte.

In dem Augenblick, wo sie wieder auf der Schwelle des Cabinets erschien, öffnete Karl die Augen und wurde von dem Anblick seiner Mutter berührt. Da erinnerte er sich, wie in Folge eines Traumes, aller seiner von heftigem Zorne erfüllten Gedanken und rief:

„Ah, Ihr seyd es, Madame! Kündigt Eurem vielgeliebten Sohne, Eurem Heinrich von Anjou, an, daß es morgen geschehen soll.“

„Mein lieber Karl,“ sprach Catharina, „an welchem Tage Ihr wollt. Beruhigt Euch und schlaft.“

Karl, als fügte er sich diesem Rathe, schloß wirklich die Augen, und Catharina, die ihn gegeben hatte, wie man dies thut, um einen Kranken oder ein Kind zu trösten, verließ sein Gemach. Aber hinter ihr und sobald er die Thüre schließen hörte, richtete sich Karl auf und sprach plötzlich mit einer von dem Anfalle, an welchem er noch litt, gepreßten Stimme:

„Meinen Kanzler, die Siegel, den Hof .... man lasse Alles dies kommen!“

Mit zarter Gewalt legte die Amme den Kopf des Königs auf ihre Schulter zurück und suchte ihn, um ihn wieder einzuschläfern, zu wiegen, wie zur Zeit, da er noch ein Kind war.

„Nein, nein, Amme,“ sagte er, „ich werde nicht mehr schlafen. Ruft meine Leute, ich will diesen Morgen arbeiten.“

Wenn Karl so sprach, mußte man gehorchen, und selbst die Amme wagte es, trotz der Vorrechte, die ihr königlicher Säugling ihr bewahrt hatte, nicht, seinen Befehlen zuwider zu handeln. Man ließ diejenigen, welche der König verlangte, kommen, und die Sitzung wurde nicht auf den andern Tag, denn dies war unmöglich, sondern auf fünf Tage nachher anberaumt.

Zur verabredeten Stunde, das heißt um fünf Uhr begaben sich die Königin Mutter und der Herzog von Anjou zu René, welcher, wie man weiß, von diesem Besuche unterrichtet, Alles zu der geheimnißvollen Zusammenkunft vorbereitet hatte.

In dem Zimmer rechts, das heißt in dem für die Opfer bestimmten Zimmer röthete sich auf einem glühenden Réchaud eine Stahlplatte, welche bestimmt war, durch ihre seltsamen Arabesken die Ereignisse des Schicksals darzustellen, über das man das Orakel um Rath fragte. Auf dem Altar lag das Zauberbuch, und René hatte während der Nacht, welche sehr hell gewesen war, den Gang und die Stellung der Gestirne studiren können.

Heinrich von Anjou trat zuerst ein. Er hatte falsche Haare, eine Maske bedeckte sein Gesicht und ein großer Nachtmantel umhüllte seine Gestalt. Seine Mutter kam nach ihm, und wenn sie nicht gewußt hätte, daß ihr Sohn ihrer hier harrte, so würde sie ihn selbst nicht erkannt haben. Catharina nahm ihre Maske ab; der Herzog von Anjou behielt im Gegentheil die seinige.

„Hast Du in dieser Nacht Deine Beobachtungen angestellt?“ fragte Catharina.

„Ja, Madame,“ erwiederte René, „und die Antwort der Gestirne hat mich bereits über die Vergangenheit belehrt. Derjenige, für welchen Ihr mich befragt, hat, wie alle Personen, die unter dem Zeichen des Krebses geboren sind, ein glühendes, beispiellos stolzes Herz. Er ist mächtig, er hat beinahe ein Vierteljahrhundert gelebt, der Himmel hat ihm bis jetzt Ruhm und Reichthum verliehen. Ist es so, Madame?“

„Es kann seyn,“ erwiederte Catharina.

„Habt Ihr die Haare und das Blut?“

„Hier.“

Und Catharina übergab dem Negromanten eine gelblichblonde Haarlocke und eine Phiole mit Blut.

René nahm die Phiole, schüttelte sie, um den Faserstoff und die wässerigen Theile gut zu verbinden, und ließ auf die glühende Platte einen großen Tropfen von dem Blute fallen, das sogleich kochte und sich bald in phantastischen Zeichnungen auf der Fläche ausbreitete.

„Oh, Madame,“ rief René, „ich sehe, wie er sich in furchtbaren Schmerzen krümmt; hört Ihr, wie er seufzt, wie er um Hülfe ruft? Gewahrt Ihr, wie Alles um ihn her Blut wird? Bemerkt Ihr, wie um sein Sterbebett her sich große Kämpfe entspinnen? Seht Ihr die Lanzen, seht Ihr die Schwerter?“

„Wird es lange dauern?“ fragte Catharina vor unsäglicher Aufregung zitternd und die Hand von Heinrich von Anjou ergreifend, der sich in seiner glühenden Neugierde über die Gluthpfanne beugte.

René näherte sich dem Altar und sprach ein kabalistisches Gebet, wobei er mit einem Feuer und einer Ueberzeugung zu Werke ging, daß die Adern seiner Schläfe aufschwollen, daß er die prophetischen Convulsionen und Nervenzuckungen bekam, von welchen die Pythien des Alterthums auf dem Dreifuße erfaßt und bis an ihr Todesbett verfolgt wurden.

Endlich stand er auf und kündigte an, es wäre Alles bereit, nahm mit der einen Hand das noch zu drei Viertheilen volle Fläschchen, und mit der andern die Haarlocke, hieß Catharina das Buch auf den Zufall öffnen und ihren Blick auf die erste beste Stelle fallen lassen, goß auf die Stahlplatte alles Blut und warf in die Gluthpfanne alle Haare, wobei er eine kabalistische Phrase bestehend aus Worten sprach, die er selbst nicht verstand.

Sogleich sahen der Herzog von Anjou und Catharina, wie sich auf dieser Platte eine weiße Figur, ähnlich der eines in sein Schweißtuch gehüllten Leichnames, ausbreitete.

Eine andere Figur, wie es schien die einer Frau, neigte sich über die erste.

Zu gleicher Zeit entflammten sich die Haare, gaben aber nur einen hellen, raschen, einer rothen Zunge ähnlichen, Brand.

„Ein Jahr!" rief René, „kaum ein Jahr, und dieser Mensch wird todt seyn, und eine Frau wird allein um ihn weinen. Doch nein, hier unten am Ende der Platte ist noch eine andere Frau, die ihn wie ein Kind in ihren Armen hält."

Catharina schaute ihren Sohn an, und schien ihn, obgleich sie Mutter war, zu fragen, wer wohl diese zwei Frauen wären?

Aber René hatte kaum geendigt, als die Stahlplatte wieder weiß wurde; Alles hatte sich allmählig auf derselben verwischt.

Catharina öffnete nun das Buch auf den Zufall und las mit einer Stimme, deren Bewegung sie trotz aller ihrer Selbstbeherrschung nicht zu verbergen vermochte, folgenden Vers:

Ains a peri cil que l'on redoutait,
Plutôt, trop tôt, si prudence n'était. *)

---

*) So starb derjenige, welchen man fürchtete, früher, zu früh, wenn nicht Klugheit wäre.

Es herrschte einen Augenblick tiefe Stille um die Gluthpfanne.

„Und wie sind die Zeichen dieses Monats für denjenigen, welchen Du kennst?“ fragte Catharina.

„Blühend, wie immer, Madame; wenn nicht das Geschick durch einen Kampf mit Gott besiegt wird, so ist die Zukunft für diesen Mann sehr sicher; jedoch, ...“

„Was jedoch?“

„Einer von den Sternen, welche seine Plejade bilden, ist während der Zeit meiner Beobachtungen von einer schwarzen Wolke bedeckt geblieben.“

„Oh!“ rief Catharina, „eine schwarze Wolke! Es wäre also einige Hoffnung vorhanden?“

„Von wem sprecht Ihr, Madame?“ fragte der Herzog von Anjou.

Catharina führte ihren Sohn aus dem Schimmer der Gluthpfanne und sprach leise mit ihm.

Während dieser Zeit kniete René nieder und goß bei der Helle der Flamme in seine Hand einen letzten Blutstropfen. der im Grunde der Phiole zurückgeblieben war.

„Seltsamer Widerspruch!“ sagte er, „ein Widerspruch, der zum Beweise dient, wie wenig haltbar die Zeugnisse der einfachen Wissenschaft sind, welche die gewöhnlichen Menschen treiben. Für jeden Andern als für mich, für einen Arzt, für einen Gelehrten, sogar für Meister Ambroise Paré ist dieß ein so reines, so fruchtbares Blut, ein Blut so voll von animalischen Säften, daß es dem Körper dessen, aus welchem es hervorgegangen ist, ein langes Leben verspricht, und dennoch muß diese ganze Stärke bald verschwinden, muß dieses Leben vor einem Jahre erlöschen.“

Catharina und Heinrich von Anjou hatten sich umgewendet und hörten. Die Augen des Prinzen glänzten durch seine Maske.

Oh!“ fuhr René fort, „dem gewöhnlichen Gelehrten gehört nur die Gegenwart, während uns die Vergangenheit und die Zukunft gehören.“

„Ihr glaubt also beharrlich," sagte Catharina, „daß er vor einem Jahre sterben wird?"

„So gewiß als wir hier drei lebende Personen sind, welche ebenfalls eines Tages im Sarge ruhen werden."

„Ihr sagtet jedoch, das Blut wäre rein und fruchtbar? Ihr sagtet, es verhieße ein langes Leben?"

„Ja, wenn die Dinge ihren gewöhnlichen Lauf verfolgen würden. Aber ist es nicht möglich, daß ein Unfall . . . ."

„Ah! ja, Ihr versteht, ein Unfall," sprach Catharina zu Heinrich.

„Ach," versetzte dieser, „ein Grund mehr, um zu bleiben."

„Oh, was das betrifft, daran denkt nicht, das ist unmöglich."

Der junge Mann wandte sich sodann gegen René und sagte zu diesem mit verändertem Stimmtone:

„Ich danke, nimm diese Börse."

„Kommt, Graf," sprach Catharina, ihren Sohn absichtlich mit einem Titel nennend, der René in seinen Vermuthungen irre leiten sollte.

Und sie entfernten sich.

„Oh, meine Mutter, Ihr seht," sprach Heinrich, „ein Unfall! . . . . Und wenn dieser Unfall eintritt, bin ich nicht hier, bin ich vierhundert Meilen von Euch entfernt."

„Vierhundert Meilen macht man in acht Tagen, mein Sohn."

„Ja, aber wer weiß, ob diese Leute mich zurückkehren lassen! Warum kann ich nicht warten, meine Mutter!"

„Wer weiß!" sprach Catharina, „ist der Unfall, von dem René spricht, nicht derjenige, welcher seit gestern den König an ein Schmerzenslager fesselt? Kehrt auf Eurer Seite zurück, mein Kind; ich will durch die kleine Pforte des Klosters der Augustinerinnen gehen; mein

Gefolge erwartet mich in diesem Kloster. Geht, Heinrich, geht, und hütet Euch, Euren Bruder in Harnisch zu bringen, wenn Ihr ihn seht."

XXI.

Geständnisse.

Das Erste, was der Herzog von Anjou bei seiner Rückkehr im Louvre erfuhr, war, daß man den feierlichen Einzug der Gesandten auf den fünften Tag festgestellt hatte. Die Schneider und die Juweliere erwarteten den Prinzen mit prachtvollen Gewändern und herrlichen Schmucksachen, die der König für ihn bestellt hatte.

Während er dieselben mit einem Zorne anprobirte, der seine Augen mit Thränen befeuchtete, freute sich Heinrich von Navarra ungemein über ein prachtvolles Halsband von Smaragden, über einen Degen mit goldenem Griffe, über einen kostbaren Ring und ähnliche Dinge, die ihm Karl am Morgen geschickt hatte.

Alençon hatte einen Brief erhalten und sich sodann eingeschlossen, um ihn in voller Freiheit zu lesen.

Coconnas forderte seinen Freund von allen Echos des Louvre.

Wie man sich leicht denken kann, nur sehr wenig darüber erstaunt, daß er seinen Freund die ganze Nacht nicht zurückkommen sah, fing Coconnas am Morgen an, etwas unruhig zu werden. Demzufolge wollte er La Mole aufsuchen, wobei er seine Forschungsreise mit dem Gasthofe zum Schönen Gestirne begann und von dem Gasthofe zum Schönen Gestirne nach der Rue Cloche-Percée, von der Rue Cloche-Percée nach der Rue Tison, von der Rue Tison nach dem Pont Saint-Michel, und endlich von dem Pont Saint-Michel nach dem Louvre ging.

Diese Nachforschung war denen gegenüber, an welche sie gerichtet wurde, auf eine bald so originelle, bald so anspruchsvolle Weise ausgeführt worden, was sich leicht begreift, wenn man den excentrischen Charakter von Coconnas kennt, daß sie zwischen ihm und drei Herren vom Hofe zu Erklärungen führte, welche nach der Mode jener Zeit an Ort und Stelle zur Entscheidung gebracht wurden. Coconnas war bei diesen Zweikämpfen mit der Gewissenhaftigkeit zu Werk gegangen, die er gewöhnlich bei solchen Dingen an den Tag legte, das heißt, er hatte den Ersten getödtet und die andern Zwei verwundet, und dabei immer die Worte gesprochen:

„Dieser arme La Mole! er verstand so gut Lateinisch!"

Der Letzte, der Baron von Boissey, sagte deshalb zu ihm, als er fiel:

„Oh! um des Himmels Willen, Coconnas, wechsle doch, sage doch wenigstens: er verstand das Griechische."

Das Gerücht von dem Abenteuer im Corridor verbreitete sich; Coconnas wurde ganz toll vor Schmerz, denn er glaubte einen Augenblick, alle diese Könige und alle diese Prinzen hätten ihm seinen Freund getödtet und in irgend ein Loch geworfen, oder in irgend einem Winkel begraben.

Er erfuhr, daß der Herzog von Alençon von der Partie gewesen war, und sich über die Majestät wegsetzend, die den Prinzen von Geblüt umgab, suchte er ihn auf und forderte eine Erklärung von ihm, wie er dieß bei einem einfachen Edelmanne gethan hätte.

Alençon hatte Anfangs große Lust, den Frechen, der ihm Rechenschaft über seine Handlungen abverlangte, aus der Thüre werfen zu lassen. Aber Coconnas sprach mit so kurzem Tone, seine Augen flammten in einem solchen Feuer, das Abenteuer der drei Duelle in weniger als vierundzwanzig Stunden hatte den Piemontesen so hoch gestellt, daß er sich die Sache überlegte und, statt sich seiner ersten Bewegung hinzugeben,

seinem Edelmann mit einem reizenden Lächeln antwortete:

„Es ist wahr, mein lieber Coconnas, daß der König, wüthend, ein silbernes Wasserbecken auf die Schulter bekommen zu haben, der Herzog von Anjou unzufrieden darüber, daß sein Kopf mit einer Orangen-Compote eingesalbt worden ist, und der Herzog von Guise sehr gedemüthigt durch die Beohrfeigung mit einer Schweinskeule, den Entschluß faßt n, Herrn de La Mole zu tödten. Aber ein Freund Eures Freundes wandte den Streich ab und die Partie scheiterte; darauf gebe ich Euch mein Fürstenwort."

„Ah!" sprach Coconnas, bei dieser Versicherung aufathmend, wie der Blasebalg eines Schmiedes, „ah! Mordi, Monseigneur, das ist gut; ich wünschte diesen Freund zu kennen, um ihm meine Dankbarkeit zu beweisen."

Herr von Alençon antwortete nicht; aber er lächelte noch angenehmer, als er es vorher gethan, was Coconnas glauben ließ, dieser Freund wäre kein Anderer, als der Prinz selbst.

„Wohl, Monseigneur," sagte er, „da Ihr so weit gegangen seyd, daß Ihr mir den Anfang der Geschichte erzählt habt, so setzt Eurer Güte die Krone auf und erzählt mir das Ende. Man wollte ihn tödten, aber man hat ihn nicht getödtet, sagt Ihr mir? Laßt hören, was hat man gethan? Ich bin muthig, sprecht, ich weiß eine schlimme Kunde zu ertragen. Man hat ihn in ein tiefes Kerkerloch geworfen, nicht wahr? Desto besser, das wird ihn vorsichtig machen. Er will nie auf meinen Rath hören. Uebrigens wird man ihn herausziehen, Mordi! Die Steine sind nicht für Jedermann hart."

Alençon schüttelte den Kopf und sprach:

„Das Schlimmste bei Allem dem ist, mein braver Coconnas, daß Dein Freund seit jenem Abenteuer ver-

schwunden ist, ohne daß Jemand weiß, wohin er sich begeben hat."

„Mordi!" rief der Piemontese abermals erbleichend, „und wäre er in die Hölle gerathen, ich werde erfahren, wo er ist."

„Höre," sprach Alençon, der, obwohl aus sehr verschiedenen Gründen, eben so begierig war, als Coconnas, zu erfahren, wo sich La Mole befand, „ich werde Dir einen Freundesrath geben."

„Gebt ihn, Monseigneur," sprach Coconnas, „gebt ihn."

„Suche die Königin Margarethe auf, sie muß wissen, was aus dem, welchen Du beweinst, geworden ist."

„Ich habe, wenn ich es Eurer Hoheit gestehen soll, bereits daran gedacht; aber ich wagte es nicht, denn abgesehen davon, daß mir Frau Margarethe mehr imponirt, als ich sagen sollte, befürchtete ich, sie in Thränen zu finden. Da mich aber Eure Hoheit versichert, daß La Mole nicht todt ist, und daß Ihre Majestät wissen muß, wo er sich befindet, so will ich mein Herz in meine beiden Hände nehmen und sie aufsuchen."

„Gehe, mein Freund, gehe," sprach der Herzog Franz, „und wenn Du etwas erfahren hast, theile es mir mit; denn ich bin in der That eben so unruhig als Du. Nur erinnere Dich, Coconnas, daß Du nicht in meinem Auftrage kommst; denn wenn Du diese Unklugheit begehen würdest, könntest Du sehr leicht gar nichts erfahren."

„Monseigneur," erwiederte Coconnas, „da mir Eure Hoheit Geheimhaltung in diesem Punkte anempfiehlt, so werde ich stumm seyn, wie ein Fisch oder wie die Königin Mutter. Guter Prinz, vortrefflicher Prinz, großherziger Prinz!" murmelte Coconnas, während er sich zur Königin von Navarra begab.

Margarethe erwartete Coconnas, denn das Gerücht von seiner Verzweiflung war bereits zu ihr gedrungen, und als sie erfuhr, durch welche Thaten sich diese Ver-

zweiflung kundgegeben, hatte sie Coconnas auch die etwas rohe Weise vergeben, mit der er ihre Freundin die Frau Herzogin von Nevers behandelte, an die sich der Piemontese wegen eines Zwiespaltes, welcher unter ihnen herrschte, nicht wenden wollte. Er wurde also, sobald man ihn meldete, bei der Königin eingeführt.

Coconnas trat ein, ohne eine gewisse Verlegenheit überwinden zu können, die er bei Alençon berührt hatte, und die ihm mehr durch das Uebergewicht des Geistes, als durch das des Ranges eingeflößt wurde. Aber Margarethe empfing ihn mit einem Lächeln, das ihn gleich von Anfang beruhigte.

„Ei, Madame," sprach er, „gebt mir meinen Freund zurück, ich bitte Euch, oder sagt mir wenigstens, was aus ihm geworden ist; denn ohne ihn kann ich nicht leben. Denkt Euch Euryalos ohne Nisos, Damon ohne Pythias, Orestes ohne Pylades, und habt Mitleid mit meinem Unglück, aus Rücksicht für einen der Helden, die ich Euch genannt habe, und dessen Herz, das schwöre ich Euch, an Zärtlichkeit nicht über dem meinigen steht."

Margarethe lächelte, und nachdem sie Coconnas Geheimhaltung hatte versprechen lassen, erzählte sie ihm die Flucht durch das Fenster. Ueber seinen Aufenthaltsort beobachtete sie, so inständig der Piemontese auch bat, das tiefste Stillschweigen. Dies befriedigte Coconnas nur halb; er erlaubte sich deshalb diplomatische Andeutungen, welche auf die höchste Sphäre hinwiesen. Für Margarethe ging daraus hervor, daß der Herzog von Alençon an dem Verlangen seines Edelmanns, zu erfahren, was aus La Mole geworden war, Antheil hatte.

„Wenn Ihr durchaus etwas Bestimmtes über Euern Freund erfahren wollt," sagte Margarethe, „so fragt den König Heinrich von Navarra. Er allein hat das Recht zu sprechen. Ich meines Theils kann Euch nur bemerken,

daß derjenige, welchen Ihr sucht, lebt. Glaubt meinem Worte."

„Ich glaube etwas noch Gewisseren, Madame, Euren schönen Augen, welche nicht geweint haben."

Coconnas meinte einer Phrase nichts beifügen zu müssen, welche den doppelten Vortheil hatte, daß sie seinen Gedanken und die hohe Meinung ausdrückte, die er von dem Verdienste von La Mole hegte, und entfernte sich, indem er über eine Versöhnung mit Frau von Nevers nachdachte, nicht ihrer Person wegen, sondern um von ihr zu erfahren, was er von Margarethe nicht hatte erfahren können.

Große Schmerzen sind anormale Zustände, deren Joch der Geist so schnell abschüttelt, als es ihm möglich ist. Der Gedanke, Margarethe zu verlassen, brach Anfangs das Herz von La Mole, und er hatte mehr um den Ruf der Königin zu retten, als um sein eigenes Leben zu bewahren, in die Flucht gewilligt.

Schon am Abend des andern Tages kehrte er nach Paris zurück, um Margarethe auf ihrem Balcon zu sehen. Margarethe aber, als ob ihr eine geheime Stimme die Rückkehr des jungen Mannes mitgetheilt hätte, brachte den ganzen Abend an ihrem Fenster zu. Dadurch erfolgte, daß sich Beide mit dem unbeschreiblichen Glücke wiedersahen, welches unerlaubte Genüsse begleitet. Mehr noch: der schwermüthige und romanhafte Geist von La Mole fand einen gewissen Reiz in dieser Widerwärtigkeit. Da jedoch der wahrhaft verliebte Liebhaber nur einen Augenblick glücklich ist, den, in welchem er sieht oder besitzt, und während der ganzen Zeit der Abwesenheit leidet, so beschäftigte sich La Mole in glühender Begierde, Margarethe wiederzusehen, damit, daß er so schnell als möglich das Ereigniß herbeizuführen suchte, das ihm dieselbe wiedergeben sollte, nämlich die Flucht des Königs von Navarra.

Margarethe überließ sich ihrerseits dem Glücke, mit so reiner Ergebenheit geliebt zu seyn. Oft machte sie

sich das, was sie als eine Schwäche betrachtete, zum Vorwurf, sie, der männliche Geist, der alle Aermlichkeiten der gewöhnlichen Liebe verachtete. Unempfindlich für die Kleinlichkeiten, welche für zarte Gemüther das süßeste, das wünschenswertheste Glück bilden, fand sie ihren Tag, wenn nicht glücklich ausgefüllt, doch wenigstens glücklich beschlossen, wenn sie, gegen neun Uhr in einem weißen Nachtgewande auf ihrem Balcon erscheinend, auf dem Quai im Schatten einen Cavalier erblickte, der seine Hand an seine Lippen oder an sein Herz drückte. Ein bezeichnendes Husten gewährte sodann dem Liebenden die Erinnerung an die geliebte Stimme. Zuweilen war es auch ein von einer kleinen Hand kräftig geschleudertes Billet, einen kostbaren Juwel enthaltend, der jedoch noch viel kostbarer war, weil er der Entsendenden gehört hatte, als des Stoffes wegen, der ihm seinen Werth verlieh, was einzige Schritte von dem jungen Manne auf dem Pflaster ertönte. Einem Raubvogel ähnlich, schoß dann La Mole auf seine Beute, drückte sie an seine Brust, antwortete auf demselben Wege und Margarethe verließ den Balcon nicht eher, als bis sie in der Nacht den Tritt des Pferdes sich verlieren hörte, das beim Kommen mit der größten Eile angetrieben wurde und sich entfernend von einem eben so trägen Stoffe zu seyn schien, als der berüchtigte Coloß, der den Untergang von Troja herbeiführte.

Man höre, warum die Königin über das Schicksal von La Mole nicht unruhig war, dem sie übrigens aus Furcht, seine Schritte könnten bespäht werden, hartnäckig jedes andere Rendezvous verweigerte, als diese Zusammenkünfte auf spanische Weise, welche seit seiner Flucht dauerten und sich am Abend von jedem der Tage erneuerten, welche in Erwartung des Empfangs der Gesandten vergingen, der, wie man gesehen hat, auf den ausdrücklichen Befehl von Ambroise Paré um einige Tage verschoben worden war.

Am Abend vor diesem Empfang, als Jedermann

im Louvre mit den Vorbereitungen für den nächsten Morgen beschäftigt war, öffnete Margarethe ihr Fenster und trat auf den Balcon. Aber kaum war sie daselbst, als La Mole eiliger als gewöhnlich und ohne den Brief von Margarethe abzuwarten den seinigen entsandte, der mit der gewöhnlichen Geschicklichkeit zu den Füßen seiner königlichen Geliebten niederfiel.

Margarethe begriff, daß der Brief etwas Besonderes enthalten mußte, und kehrte in ihr Zimmer zurück, um ihn zu lesen.

Das Billet enthielt auf dem Recto der ersten Seite folgende Worte:

„Madame, ich muß den König von Navarra sprechen, die Sache ist dringend. Ich warte."

Und auf dem zweiten Recto die Worte, die man, die Blätter trennend, vereinzeln konnte:

„Madame und meine Königin, macht, daß ich Euch einen von den Küssen geben kann, die ich Euch schicke. Ich warte."

Margarethe hatte kaum diesen zweiten Theil des Briefes gelesen, als sie die Stimme von Heinrich von Navarra hörte, der mit seiner gewöhnlichen Zurückhaltung an die Thüre klopfte und Gillonne fragte, ob er eintreten könnte.

Die Königin theilte sogleich den Brief, steckte eine von den Seiten in ihren Schnürleib, die andere in ihre Tasche, lief an das Fenster, schloß dasselbe, kehrte in größter Eile zu der Thüre zurück und rief:

„Tretet ein, Sire."

So stille, so rasch, so geschickt auch Margarethe das Fenster geschlossen hatte, so war die Erschütterung doch bis zu Heinrich gedrungen, dessen inmitten dieser Gesellschaft, welcher er so sehr mißtraute, stets gespannten Sinne beinahe die außerordentliche Feinheit erlangt hatten, welche sie bei den in wildem Zustande lebenden Menschen erreichte. Doch der König von Navarra war keiner von den Tyrannen, die ihre Frauen

Luft zu schöpfen oder die Gestirne zu betrachten verhindern wollen.

Heinrich war freundlich und lächelnd, wie gewöhnlich.

„Madame,“ sagte er, „während alle Leute von Hof ihre Ceremonienkleider probiren, wollte ich mit Euch einige Worte über meine Angelegenheiten sprechen, die Ihr fortwährend als die Eurigen betrachtet, nicht wahr?“

„Allerdings, mein Herr; sind unsere Interessen nicht immer dieselben?“

„Ja, Madame, und ich wollte Euch deßhalb fragen, was Ihr davon denkt, daß mich der Herzog von Alençon seit einigen Tagen so absichtlich flieht, daß er sich vorgestern nach Saint-Germain zurückgezogen hat. Sollte es nicht für ihn, der nur sehr wenig bewacht wird, ein Mittel seyn, allein abzureisen oder am Ende gar nicht abzureisen? Sagt mir Eure Meinung, wenn es Euch beliebt, Madame. Sie wird für mich, ich gestehe es, von großem Gewichte seyn, um die meinige zu bekräftigen.“

„Eure Majestät hat Recht, sich über das Stillschweigen meines Bruders zu beunruhigen. Ich dachte den ganzen Tag darüber nach, und es ist meine Ansicht, daß er mit Veränderung der Umstände sich auch verändert hat.“

„Das heißt, nicht wahr, daß er, da er König Karl krank und den Herzog von Anjou als König von Polen sieht, gern in Paris bleiben würde, um die Krone von Frankreich im Auge zu haben?“

„Ganz richtig.“

„Wohl, es ist mir lieb, er bleibe; nur verändert dieß unsern ganzen Plan; denn ich muß, um allein zu reisen, dreifach die Garantien haben, die ich verlangt hätte, um mit Eurem Bruder zu reisen, dessen Name und Gegenwart mich bei dem Unternehmen beschirmten. Ich wundere mich nur darüber, daß ich nicht von Mouy sprechen höre; es ist nicht seine Ge-

wohnheit, so bewegungslos zu bleiben. Habt Ihr nicht zufällig Kunde von ihm, Madame?"

„Ich, Sire," sprach Margarethe erstaunt, „wie soll ich?"

„Ei, bei Gott, meine Theure, nichts wäre natürlicher; Ihr hattet die Güte, um mir ein Vergnügen zu machen, dem kleinen La Mole das Leben zu retten.... Dieser Junge mußte nach Mantes gehen,... und wenn man dahin geht, kann man auch zurückkehren."

„Ah! das gibt mir den Schlüssel zu einem Räthsel, das ich vergebens zu deuten suchte," erwiederte Margarethe. „Ich hatte das Fenster offen gelassen und fand, als ich wieder eintrat, auf dem Boden eine Art von Billet."

„Seht Ihr!" rief Heinrich.

„Ein Billet, das ich Anfangs nicht verstand, und worauf ich kein Gewicht legte," fuhr Margarethe fort; „vielleicht hatte ich Unrecht und es kommt von dieser Seite."

„Das ist möglich," sprach Heinrich; „ich wage sogar zu behaupten, es ist wahrscheinlich. Darf man das Billet sehen?"

„Allerdings, Sire," antwortete Margarethe und übergab dem König das Blatt Papier, welches sie in ihre Tasche gesteckt hatte.

Der König warf einen Blick darauf.

„Ist dies nicht die Handschrift von Herrn de La Mole?" sagte er.

„Ich weiß nicht, die Schrift schien mir verstellt."

„Gleichviel, wir wollen lesen."

Und er las.

„Madame, ich muß den König von Navarra sprechen; die Sache ist dringend.... Ich warte."

„Ah, ah!" rief Heinrich. „Seht Ihr, er sagt: er warte."

„Gewiß sehe ich es," sprach Margarethe; „aber was wollt Ihr?"

„Ventre-saint-gris! er soll kommen."

„Er soll kommen!" rief Margarathe, ihre schönen

Augen voll Erstaunen auf den König heftend. „Wie könnt Ihr so etwas sagen, Sire! Ein Mensch, den der König tödten wollte, der bezeichnet, bedroht ist.... Er soll kommen, sagt Ihr? Sind die Thüren für diejenigen gemacht, welche....“

„Genöthigt waren, durch das Fenster zu fliehen, wollt Ihr sagen?“

„Ganz richtig, Ihr vollendet meinen Gedanken.“

„Wohl, doch wenn sie den Weg durch das Fenster kennen, so sollen sie denselben einschlagen, da sie durchaus nicht durch die Thüre kommen dürfen; das ist ganz einfach.“

„Ihr glaubt“, sprach Margarethe vor Vergnügen bei dem Gedanken, sich La Mole zu nähern, erröthend.

„Ich bin es überzeugt.“

„Aber wie heraufsteigen?“

„Habt Ihr die Strickleiter, die ich Euch zusandte, nicht aufbewahrt? Ah! daran würde ich Eure gewöhnliche Vorsicht nicht erkennen.“

„Gewiß, Sire,“ sprach Margarethe.

„Dann ist die Sache abgemacht.“

„Was befiehlt Eure Majestät?“

„Das ist ganz einfach. Befestigt sie an Euren Balcon und laßt sie hinabhängen. Ist es von Mouy, welcher wartet, und ich bin versucht, dies zu glauben, ist es von Mouy, und er will heraufsteigen, so wird dieser würdige Freund steigen.“

Und ohne von seinem Phlegma abzugehen, nahm Heinrich die Kerze, um Margarethe bei dem Suchen der Leiter, wozu sie sich anschickte, zu leuchten. Das Suchen dauerte nicht lange: sie war in einem Schranke des bekannten Cabinets eingeschlossen.

„Da ist sie,“ sprach Heinrich... „Nun bitte ich Euch, Madame, wenn dies nicht von Eurer Gefälligkeit zu viel fordern heißt, befestigt diese Leiter an dem Balcon.“

„Warum ich und nicht Ihr, Sire?“ fragte Margarethe.

„Weil die besten Verschworenen auch die klügsten sind. Der Anblick eines Mannes könnte unsern Freund scheu machen. Ihr begreift...“

Margarethe lächelte und befestigte die Leiter.

„Gut,“ sprach Heinrich, welcher in einer Ecke des Zimmers verborgen blieb, „zeigt Euch; nun laßt die Leiter sehen. Vortrefflich, ich bin überzeugt, Herr von Mouy wird heraufsteigen.“

Zehn Minuten nachher schwang sich wirklich ein freudetrunkener Mann auf den Balcon, zögerte aber einige Sekunden, als er sah, daß ihm die Königin nicht entgegenkam. Doch in Ermangelung von Margarethe trat Heinrich vor.

„Halt!“ sagte er freundlich, „das ist nicht Mouy, es ist Herr de La Mole. Guten Abend, Herr de La Mole, tretet ein, ich bitte Euch.“

La Mole blieb einen Augenblick ganz erstaunt; wäre er noch an seiner Leiter gehängt, so würde er vielleicht, statt auf dem Balcon Fuß zu fassen, rückwärts gefallen seyn.

„Ihr habt den König von Navarra in dringenden Angelegenheiten zu sprechen gewünscht,“ sagte Margarethe; „ich ließ ihn davon in Kenntniß setzen, und hier ist er.“

Heinrich ging an das Fenster, um es zu schließen.

„Ich liebe Dich,“ sprach Margarethe, und drückte dem jungen Manne lebhaft die Hand.

„Nun, mein Herr,“ fragte Heinrich, La Mole einen Stuhl bietend, „was sagen wir?“

„Wir sagen, Sire,“ antwortete dieser, „daß ich Herrn von Mouy an der Barriere verlassen habe. Er wünscht zu erfahren, ob Maurevel gesprochen hat und ob seine Anwesenheit im Zimmer Euerer Majestät bekannt ist.“

„Noch nicht, aber es kann nicht mehr lange währen, wir müssen uns also beeilen.“

„Euere Meinung ist auch die seinige, Sire, und wenn morgen Abend Herr von Alençon zur Abreise bereit

ist, so wird sich Herr von Mouy mit hundert und fünfzig Mann an der Porte Saint-Marcel einfinden; hundert und fünfzig Mann erwarten Euch in Fontainebleau; so erreicht Ihr Blois, Angoulême und Bordeaux."

„Madame," sprach Heinrich, sich zu der Königin umwendend, „morgen werde ich für meine Person bereit seyn; seyd Ihr es auch?"

Die Augen von La Mole waren mit großer Bangigkeit auf die von Margarethe geheftet.

„Ihr habt mein Wort," erwiederte die Königin, „wohin Ihr geht, folge ich Euch; aber Ihr wißt, Herr von Alençon muß zu gleicher Zeit mit uns abreisen. Bei ihm gibt es keine Mitte, entweder dient er uns oder er verräth uns; zögert er, so rühren wir uns nicht."

„Weiß er etwas von diesem Plane, Herr de La Mole?" fragte Heinrich.

„Er muß vor einigen Tagen einen Brief von Herrn von Mouy erhalten haben."

„Ah! ah!" rief Heinrich, „und er hat mir nichts davon gesagt!"

„Mißtraut ihm, Herr," sprach Margarethe, „mißtraut ihm!"

„Seyd unbesorgt, ich bin auf meiner Hut. Wie kann man Herrn von Mouy eine Antwort zukommen lassen?"

„Kümmert Euch nicht darum, Sire. Rechts oder links von Euerer Majestät, sichtbar oder unsichtbar wird er morgen während des Empfangs der Gesandten anwesend seyn: ein Wort in der Rede der Königin mag ihm begreiflich machen, ob Ihr einwilligt oder nicht einwilligt, ob er fliehen oder bleiben soll. Weigert sich der Herzog von Alençon, so verlangt er nur vierzehn Tage, um Alles in Euerem Namen zu organisiren."

„In der That," sprach Heinrich, „Herr von Mouy ist ein kostbarer Mann. Könnt Ihr in Euerer Rede den Satz, den man erwartet, einschieben, Madame?"

„Nichts leichter," erwiederte Margarethe.

„Nun wohl,“ sagte Heinrich, „ich werde morgen Herrn von Alençon sehen. Herr von Mouy mag auf seinem Posten seyn und auch das halbe Wort verstehen.“

„Er wird nicht ermangeln, Sire.“

„So bringt ihm meine Antwort, Herr de La Mole. Ihr habt ohne Zweifel ein Pferd, einen Diener in der Nähe.“

„Orthon erwartet mich auf dem Quai.“

„Begebt Euch zu ihm, Herr Graf. Oh! nicht durch das Fenster, das ist gut in der Noth. Man könnte Euch sehen, und da man nicht wüßte, daß Ihr Euch mir zu Liebe der Gefahr bloßstellt, so würdet Ihr die Königin compromittiren.“

„Doch auf welchem Wege soll ich gehen, Sire?“

„Wenn Ihr nicht allein in den Louvre herein könnt, so könnt Ihr doch mit mir hinaus, denn ich besitze das Losungswort. Ihr habt Eueren Mantel, ich habe den meinigen; wir hüllen uns Beide ein und gelangen ohne Schwierigkeit durch die Pforte. Ueberdies wünschte ich Orthon einige besondere Befehle zu geben. Wartet hier, ich will sehen, ob Niemand in den Gängen ist.“

Heinrich ging mit der natürlichsten Miene der Welt hinaus, um den Weg zu erforschen. La Mole blieb allein bei der Königin.

„Oh! wann werde ich Euch wiedersehen?“ sprach La Mole.

„Morgen Abend, wenn wir fliehen; an einem der nächsten Abende in dem Hause der Rue Cloche-Percée, wenn wir nicht fliehen.“

„Herr de La Mole, sagte Heinrich zurückkommend, „Ihr könnt gehen, es ist Niemand da.“

La Mole verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor der Königin.

„Reicht ihm Euere Hand zum Kusse, Madame,“ sprach Heinrich, „Herr de La Mole ist kein gewöhnlicher Diener.“

Margarethe gehorchte.

„Schließt die Strickleiter sorgfältig ein,“ fügte der

König bei, „es ist ein kostbares Geräthe für Verschworene und man bedarf desselben oft in einem Augenblicke, wo man es am wenigsten erwartet. Kommt, Herr de La Mole, kommt!"

XXII.

Die Gesandten.

Am andern Tage begab sich die Bevölkerung von Paris nach dem Faubourg Saint-Antoine, durch welchen die Gesandten einziehen sollten. Ein Spalier von Schweizern hielt die Menge zurück und Reiter-Abtheilungen beschützten den Weg für die Herren und Damen des Hofes, welche dem Zuge entgegenritten.

Bald erschien auf der Höhe der Abtei Saint-Antoine eine Truppe schwarz und gelb gekleideter Reiter, welche mit Pelz verbrämte Mäntel und Mützen trugen und breite, auf türkische Weise gekrümmte, Säbel in der Hand hatten.

Die Offiziere marschirten auf den Seiten der Linien.

Hinter dieser ersten Truppe erschien eine zweite mit wahrhaft orientalischem Luxus. Sie ritt vor den Gesandten, welche vier an der Zahl, prachtvoll das Fabelhafteste der ritterlichen Königreiche des 16ten Jahrhunderts vertraten.

Einer von den Gesandten war der Bischof von Krakau. Er trug ein halb priesterliches, halb kriegerisches, aber von Gold und Edelsteinen strotzendes Gewand. Sein weißes Pferd mit langer flatternder Mähne und hohem Tritte schien durch seine Nüstern Feuer zu schnauben. Niemand hätte gedacht, daß das edle Thier seit einem Monat täglich fünfzehn Meilen auf Wegen machte, welche durch das schlechte Wetter beinahe unbenützbar geworden waren.

Neben dem Bischof ritt der Palatin Lasco, ein mächtiger Herr, der der Krone so nahe stand, daß er den Reichthum eines Königs besaß, wie er auch den Stolz eines solchen hatte.

Nach den zwei vornehmsten Gesandten, welche zwei andere Palatine von hoher Geburt begleiteten, kam eine Anzahl polnischer Herren, deren mit Seide, Gold und Edelsteinen geschirrte Pferde den lärmenden Beifall des Volkes erregten. Die französischen Cavaliere wurden in der That, trotz des Reichthums ihrer Equipirung, von den Ankömmlingen, welche sie verächtlicher Weise Barbaren nannten, völlig verdunkelt.

Bis zum letzten Augenblicke hatte Catharina gehofft, der Empfang würde noch verschoben werden, und die Entscheidung des Königs würde seiner fortbestehenden Schwäche unterliegen. Als aber der Tag erschien, als sie Karl, bleich wie ein Gespenst, den königlichen Mantel anlegen sah, begriff sie, daß man sich scheinbar unter diesen eisernen Willen beugen mußte, und der sicherste Theil für Heinrich von Anjou wäre die glänzende Verbannung, zu der man ihn verdammt hatte.

Abgesehen von den paar Worten, die er gesprochen, als er die Augen in der Sekunde öffnete, wo seine Mutter aus dem Cabinet trat, hatte Karl seit der Scene, welche die Krise herbeiführte, der er beinahe unterlegen wäre, nichts mehr mit seiner Mutter geredet. Jedermann im Louvre wußte, daß ein furchtbarer Streit zwischen ihnen stattgefunden hatte, ohne daß man die Ursache dieses Streites kannte, und die Kühnsten zitterten vor diesem kalten Stillschweigen, wie die Vögel vor der bedrohlichen Ruhe zittern, die dem Sturme vorhergeht.

Indessen hatte sich Alles im Louvre vorbereitet, allerdings nicht wie für ein Fest, sondern wie für eine traurige Ceremonie. Der Gehorsam jedes Einzelnen war

düster und leidend. Man wußte, daß Catharina gezittert hatte, und alle Welt zitterte.

Der große Empfangssaal des Palastes war zu diesem Behufe eingerichtet worden, und da dergleichen Versammlungen gewöhnlich öffentlich stattfanden, so hatten die Garden und Wachen Befehl erhalten, mit den Gesandten Alles, was die Zimmer und Höfe an Volk fassen konnten, miteinzulassen.

Was Paris betrifft, so war sein Anblick der, welchen die große Stadt stets unter solchen Umständen bietet, d. h. es herrschten überall Gedränge und Neugierde. Nur würde Jeder, der an diesem Tage die Bevölkerung der Hauptstadt genau beobachtet hätte, unter den aus ehrlichen, naiv aufgesperrten Bürgergesichtern bestehenden Gruppen viele in große Mäntel gehüllte Männer erschaut haben, welche sich durch Blicke, durch Zeichen mit der Hand antworteten, wenn sie von einander entfernt standen, und mit leiser Stimme ein paar Worte austauschten, so oft sie sich näherten. Diese Männer schienen indessen sehr mit dem Zuge beschäftigt, folgten demselben als die Ersten und erhielten, wie man glauben mußte, Befehle von einem ehrwürdigen Greise, dessen schwarze, lebhafte Augen, trotz seines weißen Bartes und seiner gräulichen Brauen, eine frische Thätigkeit kundgaben. Diesem Greise gelang es wirklich, sey es durch seine eigenen Mittel, sey es durch die Anstrengungen seiner Gefährten, unter den Ersten in den Louvre zu schlüpfen, und durch die Gefälligkeit des Anführers der Schweizer, eines würdigen, trotz seiner Bekehrung gar wenig katholischen Hugenotten, vermochte er sich unter den Gesandten, Margarethe und Heinrich von Navarra gerade gegenüber, aufzupflanzen.

Durch La Mole unterrichtet, daß Herr von Mouy unter einer Verkleidung der Versammlung beiwohnen sollte, schaute Heinrich überall umher. Endlich begegneten seine Blicke denen des Greises und verließen ihn nicht mehr. Ein Zeichen von Mouy beseitigte alle

Zweifel des Königs von Navarra. Herr von Mouy war so gut verkleidet, daß Heinrich von Anfang nicht glauben wollte, dieser Mensch mit dem weißen Barte könnte eine und dieselbe Person mit dem unerschütterlichen Führer der Hugenotten seyn, der sich fünf bis sechs Tage vorher s• mächtig vertheidigt hatte.

Ein Wort von Heinrich, der Königin Margarethe zugeflüstert, zog die Blicke der Königin auf Mouy; dann irrten ihre schönen Augen wieder in den Tiefen des Saales umher. Sie suchte La Mole, aber vergeblich.

La Mole war nicht da.

Die Reden begannen. Die erste war an den König. Lasco bat ihn im Namen des Reichstages um seine Einwilligung dazu, daß die Krone von Polen einem Prinzen des Hauses Frankreich angeboten würde.

Karl antwortete durch eine kurze, bestimmte Beipflichtung, wobei er den Herzog von Anjou, seinen Bruder, vorstellte, dessen Muth er den Gesandten gegenüber großes Lob spendete. Er sprach Französisch. Ein Dolmetscher übersetzte seine Antwort nach jeder Periode, und während der Dolmetscher sprach, konnte man den König an seinen Mund ein Sacktuch drücken sehen, das jedesmal mit Blut befleckt zurückkam.

Als die Antwort von Karl beendigt war, wandte sich Lasco gegen den Herzog von Anjou, verbeugte sich vor ihm und fing eine lateinische Rede an, in welcher er ihm den Thron im Namen der polnischen Nation anbot.

Der Herzog antwortete in derselben Sprache und mit einer Stimme, deren Bewegung er vergebens zu bewältigen suchte, er nehme dankbar die ihm zugedachte Ehre an. So lange er sprach, blieb Karl, die Lippen zusammengepreßt, das Auge starr auf ihn gerichtet, unbeweglich, drohend, wie eines Adlers Auge, aufrecht stehen. Als der Herzog von Anjou geendigt hatte, nahm Lasco die auf einem rothen Sammetkissen liegende Krone

der Jagellonen, und während zwei polnische Herren den Herzog von Anjou mit dem Königsmantel bekleideten, legte er diese Krone in die Hände von Karl.

Karl machte seinem Bruder ein Zeichen. Der Herzog von Anjou kniete vor ihm nieder, und Karl drückte ihm mit seinen eigenen Händen die Krone auf das Haupt.

Hierauf wechselten die zwei Könige einen der gehässigsten Küsse, die sich je zwei Brüder gegeben haben.

Alsbald rief ein Herold:

„Alexander Eduard Heinrich von Frankreich, Herzog von Anjou, ist zum König von Polen gekrönt worden. Es lebe der König von Polen!“

Die ganze Versammlung wiederholte einstimmig:

„Es lebe der König von Polen!“

Dann wandte sich Lasco gegen die Königin von Navarra. Die Rede der schönen Fürstin war bis zuletzt aufbewahrt worden. Da dies als eine Galanterie zu betrachten war, die man ihr zugestanden hatte, um ihren schönen Geist, wie man damals sagte, glänzen zu lassen, so horchte Jedermann mit großer Aufmerksamkeit auf die Antwort, welche in lateinischer Sprache gegeben werden sollte. Wir haben gesehen, daß Margarethe sie selbst abgefaßt hatte.

Die Rede von Lasco war mehr eine Lobeserhebung, als eine Rede. Obgleich ganz und gar Sarmate, hatte er sich doch der Bewundrung gefügt, welche Allen die schöne Königin von Navarra einflößte. Seine Sprache Ovid, seinen Styl aber Ronsard entlehnend, sagte er, von Warschau mitten in der Nacht abreisend, hätten er und seine Gefährten den Weg nicht zu finden gewußt, wären sie nicht, wie die Könige aus dem Morgenlande, und sogar noch glücklicher als diese Könige, durch zwei Sterne geleitet worden. Diese Sterne seyen immer glänzender erschienen, je mehr sie sich Frankreich genähert, und nun erkennen sie, daß es nichts Anderes gewesen, als die zwei schönen Augen der Königin von

Navarra. Vom Evangelium auf den Koran, von Syrien auf das steinige Arabien, von Nazareth auf Mekka übergehend, schloß er, indem er sagte, er wäre ganz bereit, zu thun, was glühende Anhänger des Propheten thun, die, nachdem sie einmal das Glück gehabt, sein Grab zu erschauen, sich die Augen aushöhlten, urtheilend, daß man, wenn man einen so schönen Anblick genossen, nichts in der Welt mehr einer Bewunderung würdig finden könnte.

Diese Rede wurde mit Beifallsbezeugungen von Seiten derjenigen überhäuft, welche die lateinische Sprache inne hatten, weil sie die Meinung des Redners theilten, und ebenso von Seiten derjenigen, welche sie nicht verstanden, denn sie wollten sich das Ansehen geben, als verständen sie dieselbe.

Margarethe machte zuerst eine anmuthige Verbeugung vor dem artigen Sarmaten, dann begann sie dem Gesandten antwortend, während sie aber zugleich ihre Augen auf Herrn von Mouy heftete, mit folgenden Worten:

„Quod nunc hac in aula insperati adestis exultaremus ego et rex conjugo, nisi ideo immineret calamitas, scilicet non solum fratris sed etiam amici orbitas.*)"

Diese Worte hatten einen doppelten Sinn, und konnten, während sie an Herrn von Mouy gerichtet waren, auch Heinrich von Anjou betreffen. Der Letztere verbeugte sich auch zum Zeichen der Dankbarkeit.

Karl erinnerte sich nicht, diesen Satz in der Rede gelesen zu haben, welche ihm einige Tage vorher mitgetheilt worden war, aber er legte kein großes Gewicht auf die Worte von Margarethe, die er nur als eine Sprache einfacher Höflichkeit betrachtete.

---

*) Euere unerwartete Anwesenheit an diesem Hofe würde mich und meinen königlichen Gemahl mit Freude erfüllen, wenn sie nicht ein großes Ungemach herbeiführte, nämlich nicht allein den Verlust eines Bruders, sondern auch den eines Freundes.

Margarethe fuhr fort:

„Adeo dolemur a te dividi, ut tecum proficisci, maluissemus, sed idem fatum, quo nunc sine ulla mora Lutetia cedere juberis, hac in urba detinet. Proficiscere ergo, frater; proficiscere, amice; proficiscere sine nobis; proficiscentem sequuntur spes et desideria nostra.*)“

Man kann sich leicht denken, daß Herr von Mouy mit tiefer Aufmerksamkeit diese Worte hörte, die, an die Gesandten gerichtet, für ihn allein ausgesprochen wurden. Wohl hatte Heinrich bereits zwei oder drei Mal den Kopf verneinend auf den Schultern hin und her gedreht, um dem jungen Hugenotten begreiflich zu machen, Alençon habe sich geweigert, aber diese Geberde, welche eine Wirkung des Zufalls seyn könnte, wäre Mouy ungenügend erschienen, wenn die Worte von Margarethe dieselbe nicht bestätigt hätten. Während er aber Margarethe anschaute und mit ganzer Seele auf ihre Worte horchte, trafen seine schwarzen, unter den grauen Brauen scharf glänzenden Augen Catharina, welche, wie von einem elektrischen Schlage berührt, bebte und ihren Blick nicht mehr von dieser Seite des Saales abwandte.

„Das ist ein seltsames Gesicht,“ murmelte sie, indeß sie ihr Gesicht beständig nach den Gesetzen des Ceremoniels gerichtet hielt. „Wer ist dieser Mensch, der Margarethe so aufmerksam anschaut und von Margarethe und Heinrich ebenfalls aufmerksam angeschaut wird?“

Die Königin von Navarra setzte indessen ihre Rede fort, worin sie von diesem Augenblicke an die Artigkeiten des polnischen Gesandten erwiederte, während sich

*) Wir sind trostlos, von Euch getrennt zu werden, während wir mit Euch zu reisen vorgezogen hätten, aber dasselbe Geschick, welches heischt, daß Ihr Paris ohne Verzug verlaßt, fesselt uns an diese Stadt. Reiset also, Bruder; reiset Freund; reiset ohne uns. Unsere Hoffnung und unsere Wünsche werden Euch folgen.

Catharina den Kopf darüber zerbrach, wer der schöne Greis seyn könnte, als sich ihr der Ceremonienmeister von hinten näherte und ihr ein parfumirtes Säckchen von Atlaß übergab, das ein viereckig zusammengelegtes Papier enthielt. Sie öffnete das Säckchen, zog das Papier heraus und las folgende Worte:

„Maurevel hat mit Hülfe eines herzstärkenden Mittels, das ich ihm gegeben, etwas Kraft erlangt und wurde dadurch in den Stand gesetzt, den Namen des Mannes zu schreiben, welcher sich in dem Zimmer des Königs von Navarra befunden hat. Dieser Mann ist Herr von Mouy.“

„Von Mouy!“ dachte die Königin, „wohl, ich hatte es geahnet. Aber dieser Greis . . . Ei! Cospetto! . . . dieser Greis ist . . .“

Catharina verharrte das Auge starr, den Mund geöffnet.

Dann sich an das Ohr des Kapitäns der Garden neigend, der an ihrer Seite stand, sagte sie:

„Schaut, doch als ob es nur zufällig geschehen würde, nach dem Herrn Lasco, welcher in diesem Augenblick spricht. Seht Ihr hinter ihm einen Greis mit weißem Barte, in einem schwarzen Sammetkleid?“

„Ja, Madame.“

„Gut. Verliert ihn nicht aus dem Blicke.“

„Ihr meint denjenigen, welchem der König von Navarra ein Zeichen macht?“

„Allerdings. Stellt Euch mit zehn Mann an die Pforte des Louvre und ladet ihn, wenn er hinausgeht, von Seiten des Königs zum Mittagsmahle ein. Folgt er Euch, so führt ihn in ein Zimmer und haltet ihn darin gefangen. Weigert er sich, so bemächtigt Euch seiner todt oder lebendig. Geht, geht.“

Nur sehr wenig mit der Rede von Margarethe beschäftigt, hatte Heinrich glücklicher Weise seinen Blick auf Catharina geheftet und keinen Ausdruck ihres Gesichtes verloren. Als er die Augen der Königin Mutter

mit so großer Erbitterung auf Herrn von Mouy gerichtet sah, wurde er unruhig; er gewahrte, wie Catharina dem Kapitän der Garden einen Befehl gab, und begriff Alles.

In diesem Augenblick machte er die Geberde, welche Herr von Nancey wahrgenommen hatte, und die in der Zeichensprache bedeutete: „Ihr seyd entdeckt, flüchtet Euch sogleich."

Herr von Mouy begriff diese Geberde, welche so gut zu dem an ihn gerichteten Theil der Rede paßte. Er ließ sich dieß nicht zweimal sagen, drängte sich durch die Menge und verschwand.

Heinrich war aber nicht eher ruhig, als bis er Herrn von Nancey zurückkehren sah und an dem Zusammenziehen des Gesichtes der Königin erkannte, daß dieser ihr meldete, er wäre zu spät gekommen.

Die Audienz war beendigt. Margarethe wechselte noch einige nicht offizielle Worte mit Lasco. Der König erhob sich wankend, grüßte und entfernte sich, auf die Schulter von Ambroise Paré gestützt, der ihn nicht verließ, seitdem ihm der bekannte Unfall begegnet war.

Catharina, bleich vor Zorn, und Heinrich, stumm vor Schmerz, folgten ihm.

Der Herzog von Alençon hatte sich während der Ceremonie völlig unbemerkbar gemacht. Und nicht ein einziges Mal war der Blick von Karl, der sich nicht einen Moment von dem Herzog von Anjou abwandte, auf ihn gerichtet gewesen.

Der neue König von Polen fühlte sich verloren. Ferne von seiner Mutter, von diesen Barbaren entführt, war er Anteus, dem Sohne der Erde ähnlich, welcher von den Armen des Hercules emporgehoben seine Kräfte verlor. Einmal jenseits der Gränze, betrachtet sich der Herzog von Anjou als für immer vom Throne Frankreichs ausgeschlossen.

Statt dem König zu folgen, begab er sich auch zu seiner Mutter.

Er fand sie nicht minder düster, nicht minder unruhig, als er selbst war, denn sie dachte an den feinen, spöttischen Kopf, den sie während der Ceremonie nicht aus dem Gesichte verloren hatte, an den Bearner, dem das Schicksal, Könige, Prinzen, Mörder, seine Feinde und seine Hindernisse aus dem Wege räumend, Platz zu machen schien.

Als ihn Catharina bleich unter seiner Krone, gebrochen unter seinem Königsmantel erblickte, als sie sah, wie er flehend ohne ein Wort zu sprechen seine Hände faltete, diese schönen Hände, die er von ihr hatte, stand sie auf und ging ihm entgegen.

„Oh! meine Mutter," rief der König von Polen, „ich bin also verdammt, in der Verbannung zu sterben."

„Mein Sohn." erwiederte Catharina, „vergeßt Ihr so schnell die Weissagung von René? Seyd unbesorgt, Ihr werdet nicht lange dort bleiben."

„Meine Mutter, ich beschwöre Euch bei dem ersten Gerüchte, bei der ersten Muthmaßung, die Krone von Frankreich könnte erledigt werden, benachrichtigt mich! . ."

„Seyd ruhig mein Sohn, bis zu dem Tage, den wir Beide erwarten, wird beständig in meinem Stalle ein Pferd gesattelt stehen und in meinem Gemache ein zur Abreise nach Polen bereiter Eilbote warten."

XIII.

Orestes und Pylades.

Als Heinrich von Anjou abgereist war, hätte man glauben sollen, der Friede und das Glück wären in den Louvre an den Herd dieser Familie der Atriden zurückgekehrt.

Karl vergaß seine Schwermuth, erlangte seine kräftige Gesundheit wieder, jagte mit Heinrich und sprach mit ihm

von der Jagd an den Tagen, an denen er nicht jagen konnte. wobei er ihm nur Eines zum Vorwurfe machte: seine Unempfindlichkeit gegen die Beize, denn er sagte, er wäre ein vollkommener Fürst, wenn er Falken so gut als Schweißhunde zu dressiren wüßte.

Catharina war wieder gute Mutter geworden. sanft gegen Karl und Alençon, liebevoll gegen Heinrich und Margarethe, freundlich gegen Frau von Nevers und Frau von Sauve, und unter dem Vorwande, daß er in der Erfüllung eines Befehles von ihr verwundet worden sey, trieb sie ihre Herzensgüte so weit, daß sie Maurevel zweimal in seinem Hause in der Rue de la Cérisaie besuchte.

Margarethe setzte ihre Liebschaft nach spanischer Weise fort.

Jeden Abend öffnete sie ihr Fenster und correspondirte mit La Mole durch Geberden und Briefe, und in jedem seiner Briefe erinnerte der junge Mann seine schöne Königin daran, daß sie ihm zum Lohne für seine Verbannung einige süße Augenblicke in der Rue Cloche-Percée versprochen hatte.

Eine einzige Person war allein und getrennt in dem wieder so ruhig und friedlich gewordenen Louvre.

Diese Person war unser Freund, der Graf Annibal von Coconnas.

Allerdings war es etwas, daß er La Mole am Leben wußte; es war viel, daß er immer noch von Frau von Nevers, der lachendsten, phantastischsten aller Frauen, bevorzugt wurde. Aber alles Glück einer ihm bewilligten Zusammenkunft mit der schönen Herzogin, alle Geistesruhe, die Margarethe Coconnas über das Schicksal ihres gemeinschaftlichen Freundes gab, waren in den Augen des Piemontesen nicht so viel werth, als eine einzige Stunde mit La Mole bei dem Freunde La Hurière, bei einer Kanne süßen Weines, zugebracht oder eine Kreuz- und Querfahrt nach allen Orten von Paris,

wo ein ehrlicher Edelmann Risse in seiner Haut, in seiner Börse oder in seinem Kleide bekommen konnte.

Zur Schande der Menschheit muß man gestehen, daß Frau von Nevers nur mit großer Ungeduld diese Nebenbuhlerschaft von La Mole ertrug, nicht als ob sie dem Provençalen abhold gewesen wäre, im Gegentheil, hingerissen durch den unwiderstehlichen Instinkt, der jede Frau unwillkührlich antreibt, gegen den Liebhaber einer andern Frau, besonders wenn diese ihre Feundin ist, sich auf eine gefallsüchtige Weise zu benehmen, hatte sie La Mole durchaus nicht mit den Blitzen ihrer Smaragdaugen verschont, und Coconnas hätte die Händedrücke und den Aufwand an Liebenswürdigkeit der Herzogin zu Gunsten seines Freundes während der Tage der Laune beneiden können, an welchen das Gestirn des Piemontesen an dem Himmel seiner schönen Geliebten zu erbleichen schien. Aber Coconnas, der fünfzehn Personen wegen eines einzigen Blickes seiner Dame erwürgt hätte, war so wenig eifersüchtig auf La Mole, daß er ihm häufig in Folge solcher Launenhaftigkeiten der Herzogin gewisse vertrauliche Mittheilungen in das Ohr flüsterte, worüber der Provençale erröthet war.

Hiedurch erfolgte, daß Henriette, welche die Abwesenheit von La Mole aller Vortheile beraubte, die ihr die Gesellschaft von Coconnas verschafft hatte, nämlich seiner unversiegbaren Heiterkeit und seiner nicht zu sättigenden Vergnügungssucht, eines Tags Margarethe aufsuchte, um sie zu bitten, ihr den Unerläßlichen zurückzugeben, ohne welchen der Geist und das Herz von Coconnas von Tag zu Tag immer mehr verdunsteten.

Stets mitleidig und überdieß bestürmt durch die Bitten von La Mole und angetrieben durch die Wünsche ihres eigenen Herzens, gab Margarethe ihrer Freundin Henriette für den zweiten Tag Rendezvous in dem Hause mit den zwei Thüren, um dort diese Stoffe in

einer Unterredung, die Niemand unterbrechen könnte, gründlich zu behandeln.

Coconnas empfing auf eine ziemlich unfreundliche Weise das Billet von Henriette, das ihn auf halb zehn Uhr Abends in die Rue Tison beschied. Nichtsdestoweniger begab er sich nach dem Orte der Zusammenkunft, wo er Henriette fand, welche sich bereits sehr darüber geärgert hatte, daß sie zuerst angekommen war.

„Pfui! mein Herr,“ sagte sie, „es ist sehr ungebildet, ich sage nicht eine Prinzessin, sondern eine Frau so warten zu lassen.“

„Oh! warten,“ erwiederte Coconnas, „das ist einmal ein Wort von Euch. Ich wette im Gegentheil, daß wir der bestimmten Zeit noch voraus sind.“

„Ich, ja.“

„Bah, ich auch; ich wette, es ist höchstens zehn Uhr.“

„Wohl, aber in meinem Billet hieß es halb zehn Uhr.“

„Ich bin auch um neun Uhr vom Louvre weggegangen; denn ich habe den Dienst bei dem Herzog von Alençon, weßhalb ich, beiläufig gesagt, genöthigt seyn werde, Euch in einer Stunde zu verlassen.“

„Was Euch ganz angenehm ist?“

„Meiner Treue, nein, der Herzog ist ein sehr verdrießlicher, wunderlicher Mensch, und wenn ich gezankt werden soll, so mag es lieber durch hübsche Lippen, wie die Eurigen, geschehen, als durch einen schiefen Mund, wie der seinige.“

„Nun, das klingt ein wenig besser,“ versetzte die Herzogin. „Ihr sagt also, Ihr wäret um neun Uhr vom Louvre weggegangen.“

„Oh! mein Gott, ja, in der Absicht, geraden Wegs hieher zu kommen, als ich an der Ecke der Rue de Grenelle einen Mann erblicke, der La Mole gleicht.“

„Gut, abermals La Mole.“

„Allerdings, mit Euerer Erlaubniß oder ohne dieselbe.“

„Grober!“

„Gut,“ sprach Coconnas, „wir fangen unsere Höflichkeiten wieder an.“

„Nein, aber endigt Eure Erzählung.“

„Ich verlange nicht, dieselbe zum Besten zu geben; Ihr fragt, warum ich so spät komme.“

„Allerdings; ist es meine Sache, zuerst einzutreffen?“

„Ei, Ihr habt Niemand zu suchen.“

„Ihr seid in der That verletzend, mein Lieber; doch fahrt fort. Also an der Rue de Grenelle saht Ihr einen Menschen, der La Mole ähnlich ist; aber was habt Ihr an Euerem Wammse? Blut!“

„Es wird mich wohl einer beim Fallen bespritzt haben.“

„Ihr habt Euch geschlagen?“

„Ich denke.“

„Für Euren La Mole?“

„Für wen soll ich mich sonst schlagen, für eine Frau?“

„Ich danke.“

„Ich folge also diesem Menschen, der die Frechheit hatte, das Aussehen meines Freundes zu entlehnen. Ich hole ihn in der Rue Coquillière ein, ich trete vor ihn, ich schaue ihm bei dem Schimmer einer Bude unter die Nase.“

„Gut, das war wohl gethan.“

„Ja, aber es ist ihm schlecht bekommen. „„Mein Herr,““ sage ich zu ihm, „„Ihr seyd ein Geck, daß Ihr Euch erlaubt. entfernt meinem Freunde La Mole zu gleichen, der ein vollkommener Cavalier ist, während man, wenn man Euch von Nahem betrachtet, sieht, daß Ihr nur ein Landstreicher seyd.““ Hienach nahm er den Degen in die Hand; ich that dasselbe. Bei dem dritten Stoße fällt der Ungeschickte nieder und bespritzt mich.“

„Ihr habt ihm doch wenigstens Hülfe geleistet?“

„Ich wollte es thun, als ein Reiter vorüber kam. Diesmal, Herzogin, war ich gewiß, daß ich La Mole sah. Leider lief das Pferd im Galopp. Ich lief dem Pferde nach, und die Leute, die sich versammelt hatten, liefen hinter mir. Da man mich aber, insofern mir

diese ganze Canaille folgte und gleichsam auf meinen Fersen brüllte, für einen Dieb halten konnte, so wandte ich mich um, um sie in die Flucht zu schlagen, wodurch ich etwas Zeit verlor. Während dieser Zeit war der Reiter verschwunden. Ich verfolge ihn, ich erkundigte mich, ich fragte, gab die Farbe des Pferdes an; aber vergebens, Niemand hatte ihn gesehen. Endlich der Sache müde, kam ich hieher."

„Der Sache müde!" sprach die Herzogin, „wie artig das ist!"

„Hört, liebe Freundin," versetzte Coconnas, sich nachläßig in einen Lehnstuhl legend, „Ihr macht mir abermals Vorwürfe, in Beziehung auf diesen armen La Mole. Ihr habt Unrecht, denn seht Ihr, die Freundschaft.... Ich wünschte wohl seinen Geist und sein Wissen zu besitzen, ich fände am Ende eine Vergleichung, um meinen Gedanken auszudrücken. Die Freundschaft, seht Ihr, ist ein Stern, während die Liebe... die Liebe,... nun, ich habe die Vergleichung,... die Liebe ist nur eine Kerze. Ihr werdet mir sagen, es gäbe verschiedene Arten."

„Von Liebe?

„Nein, von Kerzen, und es gebe darunter, welche den Vorzug verdienen. Die Rosakerze z. B. ist die beste. Aber obgleich rosa, wird sie doch abgenutzt, wird sie doch verbraucht, während der Stern beständig glänzt. Hierauf werdet Ihr mir antworten, wenn die Kerze verbraucht sey, stecke man eine andere in den Leuchter."

„Herr von Coconnas, Ihr seyd ein Alberner."

„Bah!"

„Herr von Coconnas, Ihr seyd ein Frecher."

„Bah, bah!"

„Herr von Coconnas, Ihr seyd ein Unverschämter."

„Madame, ich sage Euch, daß Ihr Schuld seyd, wenn ich La Mole noch dreimal mehr vermisse und beklage."

„Ihr liebt mich nicht mehr."

„Im Gegentheil, Herzogin, Ihr versteht das nicht, ich vergöttere Euch. Aber ich kann Euch lieben, schätzen, vergöttern, und in meinen verlorenen Augenblicken dennoch meinen Freund loben."

„Ihr nennt also Eure verlorenen Augenblicke diejenigen, in welchen Ihr bei mir seyd."

„Was wollt Ihr? dieser arme La Mole steht unabläßig vor meinen Gedanken."

„Ihr zieht ihn mir vor, das ist unwürdig! Gesteht offenherzig, daß Ihr mir ihn vorzieht. Annibal, ich sage Euch, wenn Ihr irgend Etwas in der Welt mir vorzieht..."

„Henriette, Schönste der Herzoginnen, für Eure eigene Ruhe bitte ich Euch, macht keine indiscrete Frage an mich. Ich liebe Euch mehr, als alle Frauen, aber ich liebe La Mole mehr, als alle Männer."

„Gut geantwortet," sprach plötzlich eine fremde Stimme.

Und ein Damastvorhang, welcher vor einer großen Füllung aufgehoben wurde, die in die Dicke der Mauer gleitend, eine Verbindung zwischen den zwei Zimmern öffnete, ließ La Mole sehen, der in dem Rahmen dieser Thüre stand, wie ein schönes Porträt von Tizian in seiner goldenen Einfassung.

„La Mole!" rief Coconnas, ohne auf Margarethe zu achten und ohne sich Zeit zu lassen, ihr für die Ueberraschung zu danken, welche sie ihm bereitet hatte, „La Mole, mein Freund, mein theurer Freund!"

Und er stürzte in die Arme seines Feundes und warf dabei den Stuhl nieder, auf dem er saß, und den Tisch, der sich in seinem Wege fand.

La Mole erwiederte seine Umhalsungen mit vollem Ergusse. Während er dieselben aber erwiederte, sagte er, sich an die Herzogin von Nevers wendend:

„Verzeiht, Madame, wenn mein Name, unter Euch ausgesprochen, Anlaß zu einer Störung Euerer reizenden Wirthschaft gab. Gewiß," fügte er mit einem Blicke

voll unendlicher Zärtlichkeit auf Margarethe bei, „gewiß ich bin nicht Schuld, daß ich Euch nicht früher sah.“

„Du siehst, Henriette,“ sprach Margarethe, „daß ich Dir Wort gehalten habe. Hier ist er!“

„Ich habe also einzig und allein den Bitten der Frau Herzogin dieses Glück zu danken?“ sagte La Mole.

„Einzig und allein ihren Bitten,“ antwortete Margarethe.

Dann sich gegen La Mole umwendend, fuhr sie fort:

„La Mole, ich erlaube Euch, kein Wort von dem zu glauben, was ich sage.“

Coconnas, der seinen Freund zehnmal an das Herz gedrückt, zehnmal sich im Ringe um ihn gedreht hatte, der einen Leuchter an sein Gesicht gehalten hatte, um ihn nach Wohlgefallen zu betrachten, kniete nun vor Margarethe nieder und küßte den Saum ihres Kleides.

„Oh! das ist ein Glück,“ sprach die Herzogin von Nevers, „Ihr werdet mich nun erträglich finden.“

„Mordi! ich werde Euch finden, wie immer: anbetungswürdig; nur werde ich es Euch von besserem Herzen sagen. Hätte ich nur etliche dreißig Polen, Sarmaten und andere nordländische Barbaren hier, um sie zu dem Geständnisse zu zwingen, daß Ihr die Königin der Schönen seyd.“

„Ei, sachte, sachte, Coconnas,“ sprach La Mole, „was ist denn Frau Margarethe?“

„Oh, ich widerrufe nicht,“ antwortete Coconnas mit einem halb ernsten, halb komischen Tone, der nur ihm eigenthümlich war; „Frau Henriette ist die Königin der Schönen, und Frau Margarethe ist die Schöne unter den Königinnen.“

Was aber auch der Piemontese sagen oder thun mochte, er war nur von dem Glücke erfüllt, seinen lieben La Mole wieder gefunden zu haben, er hatte nur Augen für ihn.

„Kommt, meine schöne Königin,“ sprach Frau von Nevers, „kommt, und lassen wir diese vollkommenen Freunde

eine Stunde mit einander plaudern. Sie haben sich tausend Dinge zu sagen, die unserem Gespräch in die Quere kommen würden. Es ist zwar hart für uns, aber das einzige Mittel, Herrn Annibal seine volle Gesundheit wieder zu geben. Thut mir also den Gefallen, meine Königin, da ich einmal so albern bin, diesen abscheulichen Kopf zu lieben, wie sein Freund La Mole sagt."

Margarethe flüsterte La Mole, der, so sehr er sich auch sehnte, seinen Freund wiederzusehen, doch gerne die Zärtlichkeit von Coconnas etwas minder anspruchsvoll gefunden hätte, einige Worte in das Ohr.

Während dieser Zeit suchte Coconnas durch alle mögliche Betheurungen ein ungezwungenes Lächeln und ein sanftes Wort auf die Lippen von Henriette zu bringen, ein Resultat, zu welchem er leicht gelangte.

Die zwei Frauen begaben sich nun in das Nebenzimmer, wo das Abendbrod ihrer harrte.

Das Erste, worüber Coconnas seinen Freund im Einzelnen fragte, war der unselige Abend, der ihm beinahe das Leben gekostet hätte. Während La Mole in seiner Erzählung vorrückte, bebte der Piemontese, der doch bekanntlich in diesem Punkte nicht leicht zu erschüttern war, an allen Gliedern.

„Und warum hast Du Dich," sagte er, „statt in das Weite zu laufen, wie Du es gethan, und mir so große Unruhe zu bereiten, nicht zu unserem Herrn geflüchtet? Der Herzog, der Dich vertheidigt hatte, würde Dich auch verborgen haben. Ich hätte bei Dir gelebt, und meine Traurigkeit würde, wenn auch geheuchelt, nichtsdestoweniger die einfältigen Bursche bei Hofe getäuscht haben."

„Zu unserem Herrn?" sprach La Mole leise, „zu dem Herzog von Alençon?"

„Ja, nachdem, was er mir sagte, mußte ich glauben, Du hättest ihm das Leben zu verdanken."

„Ich verdanke das Leben dem König von Navarra," erwiederte La Mole.

„Oh, oh!“ rief Coconnas, „bist Du dessen gewiß?“

„Es ist kein Zweifel möglich.“

„Oh, der gute, der vortreffliche König! Aber was that der Herzog von Alençon bei dieser ganzen Geschichte?“

„Er hielt den Strick, um mich zu erdrosseln.“

„Mordi!“ rief Coconnas, „weißt Du das ganz sicher, La Mole? Wie, dieser bleiche Prinz, dieses Pomerchen, dieser Grünspecht will meinen Freund erdrosseln! Ah, ich werde ihm morgen sogleich sagen, was ich von dieser ganzen Sache halte.“

„Bist Du verrückt?“

„Es ist wahr, er würde wieder anfangen; ... doch gleichviel, das soll nicht so hingehen.“

„Stille, Coconnas, beruhige Dich und vergiß nicht, daß es so eben halb eilf Uhr geschlagen hat, und daß Du diesen Abend den Dienst hast.“

„Ich kümmere mich den Teufel um den Dienst. Ah, gut, er mag darauf rechnen! Mein Dienst! Ich einem Menschen dienen, der die Schnur gehalten hat! .... Du scherzest! Nein! .... Das ist ein Wink der Vorsehung. Es steht geschrieben, daß ich Dich wiederfinden soll, um Dich nie mehr zu verlassen. Ich bleibe hier.“

„Unglücklicher, bedenke doch, Du bist nicht betrunken.“

„Glücklicherweise, denn wenn ich es wäre, würde ich den Louvre in Brand stecken.“

„Sey vernünftig, Annibal,“ versetzte La Mole, „kehre nach Hause, der Dienst ist etwas Heiliges.“

„Kehrst Du mit mir zurück?“

„Unmöglich.“

„Sollte man noch daran denken, Dich umzubringen?“

„Ich glaube nicht; ich bin zu unwichtig, als daß gegen mich ein bestimmtes Complott stattfinden, ein fester Entschluß verfolgt werden sollte. In einem Anfall von Laune wollte man mich tödten, und weiter nicht. Die Prinzen waren an jenem Abend heiter.“

„Was machst Du dann?“

„Ich? nichts: ich gehe spazieren, ich schweife umher."

„Wohl, ich werde spazieren gehen, wie Du, ich werde mit Dir umherschweifen; das ist ein reizender Zustand. Wenn man Dich sodann angreift, so sind wir zu zwei, und wir werden ihnen wohl zu schaffen machen. Ah, Dein Insekt von einem Herzog mag kommen; ich spieße ihn wie einen Schmetterling an die Wand."

„Verlange doch Deinen Abschied von ihm."

„Das werde ich thun."

„Benachrichtige ihn wenigstens, daß Du ihn verlässest."

„Nichts ist gerechter, und ich willige auch ein; ich werde ihm schreiben!"

„Ihm schreiben, Coconnas, das ist sehr keck, einem Prinzen von Geblüt schreiben."

„Ja, von Geblüt, dem es nach dem Geblüt meines Freundes gelüstet. Höre wohl," rief Coconnas, seine großen tragischen Augen im Kopfe rollend, „ich mache mir einen Spaß aus dergleichen Etiquette-Angelegenheiten."

„In der That," sagte La Mole zu sich selbst, „in einigen Tagen wird er weder des Prinzen, noch irgend einer andern Person mehr bedürfen, denn wenn er mit uns kommen will, so kann er dies wohl thun."

Coconnas nahm eine Feder, ohne daß sein Freund länger Widerstand leistete, und entwarf in Eile folgendes Stück seiner Beredtsamkeit.

„Monseigneur,

Eure Hoheit muß sehr bewandert in den Schriftstellern des Alterthums, nothwendig die Geschichte von Orestes und Pylades kennen, welche zwei durch ihr Unglück und ihre Freundschaft berühmte Helden waren. Mein Freund La Mole ist nicht minder unglücklich als Orestes und ich bin nicht minder zärtlich als Pylades. Er hat in diesem Augenblick große Geschäfte, welche meine Hülfe in Anspruch nehmen. Ich kann mich also unmöglich von ihm trennen, weshalb ich unter

Voraussetzung der Genehmigung Eurer Hoheit einen kleinen Abschied nehme, entschlossen, mich mit seinem Glücke zu verbinden, wohin es mich auch führen mag. Damit sage ich Eurer Hoheit, wie groß die Gewalt ist, die mich ihrem Dienste entreißt, und auf diesen Grund verzweifle ich nicht, meine Begnadigung zu erhalten, und wage es, mich mit aller Achtung fortwährend zu nennen

Eurer Königlichen Hoheit
unterthänigsten gehorsamsten
Annibal von Coconnas,
unzertrennlichen Freund von Herrn
de La Mole."

Als dieses Meisterwerk vollendet war, las Coconnas dasselbe mit lauter Stimme La Mole vor, welcher die Achseln zuckte.

„Nun, was sagst Du?" fragte Coconnas, der diese Bewegung nicht gesehen hatte, oder sich wenigstens den Anschein gab, als hätte er sie nicht gesehen.

„Ich sage," antwortete La Mole, „daß Herr von Alençon über uns spotten wird."

„Ueber uns?"

„Ueber Beide."

„Mir scheint, das ist noch besser, als wenn er uns einzeln erdrosselt."

„Bah!" rief La Mole lachend, „das Eine wird das Andere vielleicht nicht verhindern."

„Nun, es mag kommen, was da will, ich schicke den Brief morgen früh ab. . . . Wo gehen wir schlafen, wenn wir uns von hier entfernen?"

„Bei Meister La Hurière. Du weißt in dem kleinen Zimmer, wo Du mich erdolchen wolltest, als wir noch nicht Orestes und Pylades waren."

„Gut, ich werde meinen Brief durch unsern Wirth in den Louvre tragen lassen."

In diesem Augenblick öffnete sich der Thürvorhang.

„Nun?“ fragten die zwei Prinzessinnen, „wo sind Pylades und Orestes?“

„Mordi! Madame,“ antwortete Coconnas, „Pylades und Orestes sterben vor Hunger und Liebe.“

Meister La Hurière trug wirklich am andern Tage das ehrfurchtsvolle Sendschreiben von Annibal von Coconnas in den Louvre.

XXIV.

Orthon.

Heinrich war, selbst nach der Weigerung des Herzogs von Alençon, welche Alles bis auf seine Existenz in Frage stellte, ein wo möglich noch größerer Freund des Prinzen geworden, als zuvor.

Catharina schloß aus dieser Innigkeit, die zwei Prinzen verständen sich nicht nur, sondern sie conspirirten auch miteinander. Sie befragte hierüber Margarethe: aber Margarethe war ihre würdige Tochter und die Königin von Navarra, deren größtes Talent darin bestand, eine mißliche Erklärung zu vermeiden, war so wohl auf ihrer Hut gegen die Fragen ihrer Mutter, daß sie diese, nachdem sie alle beantwortet hatte, verlegener verließ, als Catharina vorher gewesen war.

Die Florentinerin hatte also zum Leitfaden nichts Anderes, als den intriganten Instinkt, den sie von Toscana, dem intrigantesten der kleinen Staaten jener Zeit, mitgebracht hatte, und die Leidenschaft des Hasses, die sie an dem Hofe von Frankreich geschöpft, der in Beziehung auf Interessen und Meinungen der getheilteste Hof derselben Epoche war.

Sie begriff vor Allem, daß dem Bearner ein Theil seiner Kraft aus seiner Verbindung mit dem Herzog

von Alençon zufloß, und sie beschloß daher, ihn zu vereinzelnen.

Von dem Tage, an welchem sie diesen Entschluß gefaßt hatte umgab sie ihren Sohn mit der Geduld und dem Talente des Fischers, der, wenn er die Bleie fern von den Fischen hat fallen lassen, dieselben unmerklich anzieht, bis er seine Beute von allen Seiten umgarnt hat.

Der Herzog Franz gewahrte diese verdoppelte Freundlichkeit und kam seiner Mutter einen Schritt entgegen. Heinrich stellte sich, als bemerkte er nichts, bewachte aber seinen Verbündeten schärfer, als bis dahin.

Jedermann erwartete ein Ereigniß.

Als aber Jedermann in Erwartung dieses für die Einen gewissen, für die Anderen wahrscheinlichen Ereignisses lebte, ging, da die Sonne sich eines Morgens rosig, die laue Wärme und den süßen Wohlgeruch, die Anzeigen eines schönen Tages, hervorrufend erhoben hatte, ein bleicher, auf einen Stock gestützter Mensch, aus einem kleinen Hause, das hinter dem Arsenal lag, und wanderte durch die Rue du Petit-Muse. In der Nähe der Porte Saint-Antoine, und nachdem er an der Promenade hingezogen war, die sich wie ein Wiesgrund um die Gräben der Bastille wandte, ließ er das Boulevard links und trat in den Schützengarten, dessen Verwalter ihn mit tiefen Bücklingen empfing.

Es war Niemand in diesem Garten, welcher, wie sein Namen anzeigt, einer Gesellschaft, der der Armbrustschützen angehörte. Aber hätten sich auch Spaziergänger darin befunden, so wäre doch der bleiche Mann ihrer ganzen Theilnahme würdig gewesen; denn sein langer Schnurrbart, sein militärischer Gang, obgleich dieser durch ein Leiden geschwächt und langsamer schien, deuteten hinreichend an, daß es ein in neuester Zeit verwundeter Offizier war, welcher seine Kräfte in einer mäßigen Leibesübung versuchte und in der Sonne wieder Leben schöpfte.

Als aber der Mantel, in den dieser scheinbar

harmlose Mensch trotz der zunehmenden Wärme gehüllt war, sich öffnete, sah man seltsamer Weise ein Paar lange Pistolen, welche an silbernen Agraffen von dem Gürtel herabhingen, der überdieß einen großen Dolch und einen Degen festhielt, welcher so kolossal war, daß er denselben nicht ziehen zu können schien, und dieses lebendige Arsenal vervollständigend mit seiner Scheide an magere, zitternde Beine schlug.

Ueberdieß und zu weiterer Vorsicht warf der Spaziergänger, obgleich ganz einsam, bei jedem Schritte einen Rundblick umher, als wollte er jede Biegung der Allee, jedes Gebüsch, jeden Graben befragen.

So drang dieser Mensch weiter in dem Garten vor, und erreichte allmälig eine Sommerlaube, welche auf die Boulevards ging, von denen er nur durch eine dichte Hecke und einen kleinen Graben getrennt war. Hier streckte er sich auf einer Rasenbank unfern von einem Tischchen aus, auf welches der Wächter der Anstalt, der mit dem Titel eines Verwalters die Industrie des Schenkwirthes verband, nach wenigen Augenblicken eine Art von herzstärkendem Tranke setzte.

Der Kranke war ungefähr zehn Minuten hier und hatte wiederholt die Faiencetasse, deren Inhalt er in kleinen Schlücken zu sich nahm, an den Mund gesetzt, als plötzlich sein Gesicht trotz der interessanten Bläße, die dasselbe bedeckte, einen furchtbaren Ausdruck annahm. Er hatte einen Reiter erblickt, welcher, in einen großen Mantel gehüllt, von der Croix-Faubin auf einem Fußpfade, der heutzutage die Rue de Naples ist, herbeikam, in der Nähe der Bastei anhielt und wartete.

Derselbe war hier ungefähr fünf Minuten, und der Mann mit dem bleichen Gesichte, in welchem der Leser vielleicht bereits Maurevel erkannt hat, hatte kaum Zeit gehabt, sich etwas von der Aufregung zu erholen, von der er durch die Gegenwart des Andern ergriffen worden war, als ein junger Mensch mit einem

Wammse so knapp, wie das eines Pagen, auf dem Wege erschien, der seitdem die Rue des Fossés-Saint-Nicolas geworden ist, und mit dem Reiter zusammentraf.

In seiner Laube verborgen, konnte Maurevel Alles genau sehen und sogar ohne Mühe ein Gespräch hören, dessen Wichtigkeit für ihn man begreifen wird, wenn man erfährt, daß der Reiter von Mouy und der junge Mann mit dem Wammse Orthon war.

Der Eine wie der Andere schauten mit der größten Aufmerksamkeit umher. Maurevel hielt den Athem an sich.

„Ihr könnt sprechen, mein Herr," sagte zuerst Orthon, der als der Jüngere mehr Vertrauen besaß, „Niemand hört, Niemand sieht Euch."

„Es ist gut," erwiederte Mouy, „Du gehst zu Frau von Sauve, und giebst ihr dieses Billet, wenn Du sie zu Hause findest. Ist sie nicht zu Hause, so legst Du es hinter ihren Spiegel, wohin der König die seinigen zu legen die Gewohnheit hat. Dann wartest Du im Louvre. Gibt man Dir eine Antwort, so bringst Du sie, Du weißt wohin. Hast Du keine, so suchst Du mich diesen Abend mit einer Büchse an dem Orte, den ich Dir bezeichnet habe und von welchem ich herkomme."

„Gut," sprach Orthon, „ich weiß."

„Ich verlasse Dich; ich habe den ganzen Tag viel zu thun. Beeile Dich nicht zu sehr, es wäre unnöthig. Du brauchst nicht in den Louvre zu kommen, ehe er dort ist, und ich glaube, daß er diesen Morgen eine Lektion in der Beize nimmt. Geh', und zeige Dich muthig. Du bist wiederhergestellt und erscheinst, um Frau von Sauve für die Güte zu danken, welche sie während Deiner Genesung für Dich gehabt hat. Gehe, mein Kind, gehe."

Maurevel hörte mit starren Augen und Schweiß auf der Stirne. Seine erste Bewegung war, eine Pistole von dem Haken loszumachen und auf Mouy anzu-

schlagen. Als sich aber einen Augenblick der Mantel des Letztern öffnete, sah er unter demselben einen sehr festen Panzer. Es war also wahrscheinlich, daß die Kugel an diesem Panzer abprallen oder irgend eine Stelle des Körpers treffen würde, wo die Wunde nicht tödtlich wäre. Ueberdieß dachte er, kräftig und wohl bewaffnet hätte Mouy leichte Arbeit mit ihm, dem Verwundeten, und mit einem Seufzer zog er die bereits nach dem Hugenotten ausgestreckte Pistole wieder an sich.

„Welch ein Unglück!“ murmelte er, „daß ich ihn hier nicht niederstrecken kann, wo kein anderer Zeuge wäre, als dieser kleine Räuber, dem mein zweiter Schuß so wohl bekommen würde.“

Maurevel aber überlegte sich nun, daß das von Mouy Orthon eingehändigte Billet, welches dieser Frau von Sauve zustellen sollte, vielleicht wichtiger wäre, als das Leben des Hugenottenhäuptlings.

„Ah!“ sagte er, „diesen Morgen entgehst Du mir noch. Zieh unversehrt Deines Weges; aber die Reihe wird bald an mich kommen, und sollte ich Dir bis in die Hölle folgen, aus der Du hervorgegangen bist, um mich zu verderben, wenn ich Dich nicht verderbe.“

In diesem Augenblicke schlug Herr von Mouy seinen Mantel über dem Gesichte zusammenen und entfernte sich rasch in der Richtung des Temple. Orthon folgte wieder den Gräben, die ihn an den Rand des Flusses führten.

Mit mehr Kraft und Behendigkeit, als er dieß zu hoffen wagte, erhob sich nun Maurevel, kehrte in die Rue de la Cerisaie zurück, trat in seine Wohnung, ließ ein Pferd satteln und ritt sodann, so schwach er auch war, auf die Gefahr, seine Wunden wieder zu öffnen, im Galopp durch die Rue Saint-Antoine, erreichte die Quais und drang in den Louvre.

Fünf Minuten, nachdem er im Thorwege verschwunden war, wußte Catharina den ganzen Vorgang, und Maurevel empfing die tausend Goldthaler, die man ihm

für die Verhaftung des Königs von Navarra versprochen hatte.

„Wenn mich nicht Alles täuscht,“ sagte Catharina, „so ist von Mouy der schwarze Fleck, den René in dem Horoskop des verfluchten Bearners gefunden hat.“

Eine Viertelstunde nach Maurevel kam Orthon in den Louvre, ließ sich sehen, wie ihm dieß Herr von Mouy empfahl, und gelangte in das Gemach von Frau von Sauve, nachdem er mit mehreren Bewohnern des Palastes gesprochen hatte.

Dariole allein war in dem Zimmer ihrer Gebieterin. Catharina hatte diese kommen lassen, um für sie gewisse wichtige Briefe abzuschreiben, und sie befand sich seit fünf Minuten bei der Königin.

„Es ist gut,“ sagte Orthon, „ich werde warten.“

Mit den Oertlichkeiten vertraut, ging der junge Mann in das Schlafzimmer der Baronin und legte, nachdem er sich überzeugt hatte, daß er allein war, das Billet hinter den Spiegel.

In dem Augenblick, wo er seine Hand von dem Spiegel zurückzog, trat Catharina ein.

Orthon erbleichte, denn es kam ihm vor, als wäre der rasche, durchdringende Blick der Königin zuerst nach dem Spiegel gerichtet gewesen.

„Was machst Du da, Kleiner?“ fragte Catharina. „Suchst Du nicht Frau von Sauve?“

„Ja, Madame, ich habe sie lange nicht gesehen, und mußte befürchten, für einen Ungezogenen zu gelten, wenn ich länger gesäumt hätte, ihr meinen Dank abzustatten.“

„Du liebst sie also sehr, diese theure Charlotte?“

„Von ganzem Herzen, Madame.“

„Und Du bist treu, wie man mir sagt?“

„Eure Majestät wird begreifen, daß dieß etwas ganz Natürliches ist, wenn sie erfährt, daß mich Frau von Sauve auf eine Weise gepflegt hat, welche ich als ein einfacher Diener nicht erwarten durfte.“

„Bei welcher Veranlassung hat sie Dich so gepflegt?“ fragte Catharina, als wüßte sie nichts von dem Abenteuer, das dem jungen Menschen begegnet war.

„Madame, als ich verwundet wurde.“

„Armes Kind!“ sagte Catharina, „Du bist verwundet worden?“

„Ja, Madame,“

„Wann dieß?“

„An dem Abend, da man den König von Navarra verhaften wollte. Ich hatte so gewaltig bange, als ich Soldaten sah, daß ich schrie und um Hülfe rief; der Eine von ihnen gab mir einen Schlag auf den Kopf und ich fiel ohnmächtig nieder.“

„Armer Junge! Nun bist Du aber völlig wiederhergestellt?“

„Ja, Madame.“

„Und Du suchst wohl den König von Navarra auf, um wieder bei ihm einzutreten?“

„Nein, Madame; als der König von Navarra erfuhr, daß ich mich den Befehlen Eurer Majestät widersetzt hatte, jagte er mich ohne Gnade und Barmherzigkeit fort.“

„Wirklich?“ sprach Catharina mit theilnahmsvollem Tone. „Nun wohl, ich übernehme diese Angelegenheit. Doch wenn Du Frau von Sauve erwartest, wartest Du vergeblich; sie ist unten bei mir in meinem Cabinet beschäftigt.“

Catharina dachte, Orthon hätte vielleicht nicht Zeit gehabt, das Billet hinter dem Spiegel zu verbergen, und trat in das Cabinet von Frau von Sauve, um dem jungen Menschen jede Freiheit zu lassen.

In demselben Augenblick und während Orthon unruhig über die unerwartete Erscheinung der Königin Mutter sich fragte, ob eben diese Erscheinung nicht ein Complott gegen seinen Herrn verberge, hörte er drei schwache Schläge am Plafond. Dieß war das Zeichen, das er selbst seinem Herrn im Falle der Gefahr geben

mußte, wenn sein Herr bei Frau von Sauve war, und er über ihm wachte.

Diese drei Schläge machten ihn beben. Eine geheimnißvolle Offenbarung erleuchtete ihn und er dachte, der Rath wäre dießmal ihm gegeben. Er lief also an den Spiegel und zog das Billet hervor, das er bereits hinter denselben gelegt hatte.

Catharina folgte durch eine Oeffnung der Tapete allen Bewegungen des jungen Menschen und sah, wie er nach dem Spiegel stürzte, aber sie wußte nicht, ob dieß geschah, um das Billet zu verbergen oder zurückzuziehen.

„Nun," murmelte die ungeduldige Florentinerin, „warum zögert er denn, sich zu entfernen?"

Und sie kehrte sogleich mit lächelndem Gesichte in das Zimmer zurück.

„Noch hier, kleiner Junge?" fragte sie, „worauf wartest Du denn? Habe ich Dir nicht gesagt, ich werde für Dein Glück Sorge tragen? Zweifelst Du, wenn ich etwas sage?"

„Oh, Madame, Gott soll mich behüten!" erwiederte Orthon.

Und er näherte sich der Königin, setzte ein Knie auf die Erde, küßte den Saum ihres Kleides und entfernte sich rasch.

Als er wegging, sah er in dem Vorzimmer den Kapitän der Garden, welcher auf Catharina wartete. Dieser Anblick war durchaus nicht geeignet, seinen Verdacht zu beseitigen; er verdoppelte denselben im Gegentheil.

Catharina hatte nicht sobald wahrgenommen, daß der Thürvorhang sich hinter Orthon wieder schloß, als sie auf den Spiegel losstürzte; aber vergeblich streckte sie ihre vor Ungeduld zitternde Hand hinter denselben; sie fand kein Billet.

Und dennoch war sie gewiß, gesehen zu haben, wie das Kind sich dem Spiegel genähert hatte. Es war

dieß also geschehen, um das Billet zu nehmen, nicht um es niederzulegen. Das Schicksal verlieh ihren Gegnern eine gleiche Kraft. Ein Kind wurde zum Mann in dem Augenblick, wo es gegen sie kämpfte.

Sie durchwühlte, beschaute Alles: nichts war zu finden.

„Oh, der Unglückliche!“ rief sie, „ich meinte es nicht böse mit ihm, und nun geht er, das Billet zurückziehend, seinem Geschicke entgegen. Holla, Herr von Nancey!“

Die vibrirende Stimme der Königin Mutter scholl durch den Salon und drang bis in das Vorzimmer, wo sich der Kapitän der Garden aufhielt.

Herr von Nancey lief herbei.

„Hier bin ich, Madame, Was wünscht Eure Majestät?“

„Ihr waret im Vorzimmer?“

„Ja, Madame.“

„Ihr habt einen jungen Menschen, ein Kind herausgehen sehen?“

„In diesem Augenblick.“

„Er kann noch nicht ferne seyn?“

„Kaum auf der Hälfte der Treppe.“

„Ruft ihn zurück.“

„Wie heißt er?“

„Orthon. Weigert er sich, zurückzukehren, so bringt ihn mit Gewalt. Erschreckt ihn jedoch nicht, wenn er keinen Widerstand leistet. Ich muß ihn sogleich sprechen.“

Der Kapitän der Garden eilte weg.

Orthon war, wie er es vorhergesehen hatte, kaum auf der Hälfte der Treppe, denn er ging langsam hinab, in der Hoffnung, den König von Navarra oder Frau von Sauve auf der Treppe zu treffen oder in irgend einem Gange zu erblicken.

Er hörte seinen Namen rufen und bebte.

Es war sein erster Gedanke, zu fliehen. Aber mit

einer über seinem Alter stehenden Geistesgegenwart begriff er, daß er fliehend Alles verderben würde.

Er blieb also stille stehen.

„Wer ruft mich?"

„Ich, Herr von Nancey," antwortete der Kapitän der Garden, die Stufen hinaufspringend.

„Aber ich habe Eile," sprach Orthon.

„Auf Befehl Ihrer Majestät der Königin Mutter," erwiederte Herr von Nancey bei ihm anlangend.

Das Kind trocknete sich den Schweiß ab, der von seiner Stirne lief, und stieg wieder hinauf.

Der erste Plan von Catharina war, den jungen Menschen festzunehmen, ihn durchsuchen zu lassen und sich des Billets zu bemächtigen, das sie bei ihm verborgen wußte. In Folge hievon gedachte sie ihn des Diebstahls anzuklagen, und hatte deßhalb bereits eine Diamant-Agraffe, deren Entwendung sie auf dem Kinde lasten lassen wollte, von der Toilette losgemacht. Aber sie überlegte sich, daß dieses Mittel gefährlich wäre, insofern es den Verdacht des jungen Menschen erwecken müßte, welcher seinen Herrn benachrichtigen könnte, der sodann mißtrauen und sich in seinem Mißtrauen nicht bloßstellen würde.

Allerdings konnte sie den jungen Menschen in irgend einen Kerker führen lassen; aber das Gerücht von seiner Verhaftung würde sich, so geheim man diese vornehmen würde, im Louvre verbreiten, und ein einziges Wort müßte Heinrich von Navarra behutsam machen.

Catharina bedurfte jedoch durchaus dieses Billets, denn ein Billet von Mouy an den König von Navarra, ein so sorgfältig empfohlenes Billet mußte nothwendig eine ganze Verschwörung enthalten.

Sie legte also die Agraffe an den Ort, wo sie dieselbe genommen hatte.

„Nein, nein," sagte sie, „ein Sbirrengedanke, ein schlechter Gedanke! Für ein Billet, . . . das vielleicht keinen Werth hat," fuhr sie die Stirne faltend und so

leise sprechend fort, daß sie selbst kaum das Geräusch ihrer Worte hören konnte. „Ei, meiner Treue! das ist nicht mein Fehler; es ist der seinige. Warum hat die kleine Schlange das Billet nicht dahin gelegt, wohin sie es legen sollte? Ich muß dieses Billet haben.“

In diesem Augenblick trat Orthon ein.

Das Gesicht von Catharina hatte ohne Zweifel einen furchtbaren Ausdruck, denn der junge Mensch blieb erbleichend auf der Schwelle stehen. Er war noch zu jung, um sich vollkommen bemeistern zu können.

„Madame,“ sagte er, „Ihr habt mir die Ehre erwiesen, mich zurückzurufen. Worin kann ich Eurer Majestät dienen?“

Das Antlitz von Catharina hellte sich auf, als ob es ein Sonnenstrahl beleuchtet hätte.

„Ich habe Dich zurückrufen lassen, Kind, weil Dein Gesicht mir gefällt; dann habe ich Dir auch versprochen, mich mit Deinem Glücke zu beschäftigen, und will dieses Versprechen ohne Verzug halten. Man klagt uns Königinnen der Vergeßlichkeit an. Unser Herz ist es nicht, wohl aber unser Geist, der von den Ereignissen fortgerissen wird. Nun aber erinnerte ich mich, daß die Könige das Geschick der Menschen in ihren Händen haben, und rief Dich zurück. Komm', mein Kind, und folge mir.“

Herr von Nancey, der diese Scene im Ernste nahm, betrachtete das freundliche Wohlwollen von Catharina mit großem Erstaunen.

„Kannst Du reiten, Kleiner?“ fragte Catharina.

„Ja, Madame.“

„Dann komm, in mein Cabinet, ich will Dir eine Botschaft übertragen, die Du nach Saint-Germain zu bringen hast“

„Ich stehe zu den Befehlen Eurer Majestät.“

„Laßt ein Pferd für ihn bereit halten, Nancey.“

Herr von Nancey verschwand.

„Komm', Kind,“ sagte Catharina.

Sie ging voraus, Orthon folgte ihr.

Die Königin Mutter stieg einen Stock hinab, schritt dann in den Corridor, wo die Gemächer des Königs und des Herzogs von Alençon waren, erreichte die Wendeltreppe, stieg noch einen Stock hinab, öffnete eine Thüre, welche nach einer kreisförmigen Gallerie führte, zu der Niemand, den König und sie ausgenommen, den Schlüssel hatte, ließ Orthon voraus, trat nach ihm ein und zog hinter sich die Thüre zu. Diese Gallerie umgab wie ein Wall gewisse Abtheilungen der Wohnung des Königs und der Königin Mutter. Es war wie der Gang in der Engelsburg in Rom und wie der des Palastes Pitti in Florenz ein für den Fall der Gefahr vorbehaltener Rückzugsort.

Sobald die Thüre zugezogen war, fand sich die Königin mit dem jungen Menschen in dem dunkeln Gange eingeschlossen. Beide machten etwa zwanzig Schritte, Catharina schritt voraus, Orthon folgte Catharina.

Plötzlich wandte sich Catharina um, und Orthon fand auf ihrem Gesichte wieder denselben düstern Ausdruck, den er zehn Minuten vorher wahrgenommen hatte. Ihre runden, denen einer Katze oder eines Panthers ähnlichen, Augen schienen in der Dunkelheit Feuer auszuwerfen.

„Halt!“ sagte sie.

Orthon fühlte seine Schultern von einem Schauer berührt. Eine tödtliche Kälte fiel wie ein Eismantel von dem Gewölbe herab. Der Boden erschien finster, wie ein Sargdeckel. Der Blick von Catharina war, wenn man so sagen darf, spitzig und drang bis in die Brust des jungen Menschen.

Er drückte sich ganz zitternd an die Wand.

„Wo ist das Billet, das Du der Königin von Navarra zuzustellen beauftragt warst?“

„Das Billet?“ . . . stammelte Orthon.

„Ja, oder in ihrer Abwesenheit hinter den Spiegel stecken solltest?“

„Ich, Madame? Ich weiß nicht, was Ihr damit sagen wollt."

„Das Billet, das Dir Herr von Mouy vor einer halben Stunde hinter dem Schützengarten übergeben hat."

„Ich habe kein Billet, Euere Majestät täuscht sich sicherlich."

„Du lügst!" rief Catharina. „Gieb das Billet und ich halte das Versprechen, das ich Dir geleistet habe."

„Welches?"

„Ich bereichere Dich."

„Ich habe kein Billet."

Catharina begann ein Zähneknirschen, das in einem Lächeln endigte.

„Giebst Du es mir, so erhältst Du tausend Goldthaler," sagte sie.

„Ich habe kein Billet, Madame."

„Zweitausend Thaler."

„Unmöglich; da ich keines habe, so kann ich Euch auch keines geben."

„Zehntausend Thaler, Orthon."

Orthon, der den Zorn wie eine Fluth vom Herzen auf die Stirne der Königin steigen sah, dachte, das einzige Mittel, seinen Herrn zu retten, wäre, das Billet zu verschlingen. Er fuhr mit der Hand an seine Tasche. Catharina errieth seine Absicht und hielt ihm die Hand zurück.

„Gehe, Kind!" sagte sie lachend „Du bist treu. Wollen sich die Könige einen Diener wählen, so thun sie wohl daran, sich zu versichern, ob er ein ergebenes Herz hat. Ich weiß nun, was ich von Dir zu halten habe. Nimm, hier ist meine Börse als erster Lohn. Ueberbringe das Billet Deinem Herrn und sage ihm, Du seyst von heute an in meinem Dienste. Gehe, Du kannst ohne mich durch die Thüre hinaus, durch die wir eingetreten sind, sie öffnet sich von innen."

Nach diesen Worten warf Catharina die Börse dem

erstaunten jungen Menschen zu, ging einige Schritte vorwärts und legte ihre Hand an die Mauer.

Der Jüngling blieb indessen zögernd stehen. Er konnte nicht glauben, die Gefahr, die er über seinem Haupte hatte zusammenziehen sehen, sey beseitigt.

„Zittere nicht so," sprach Catharina, „habe ich Dir nicht gesagt, es stehe Dir frei, zu gehen, und wenn Du zurückkommen wolltest, wäre Dein Glück gemacht?"

„Ich danke, Madame," erwiederte Orthon. „Ihr begnadigt mich also?"

„Mehr noch, ich belohne Dich, Du bist ein guter Briefträger, ein vortrefflicher Liebesbote; nur vergissest Du, daß Dich Dein Herr erwartet."

„Ah! das ist wahr," sprach der Jüngling und eilte nach der Thüre.

Aber kaum hatte er drei Schritte gemacht, als der Boden unter seinen Füßen wich. Er wankte, streckte seine beiden Hände von sich, stieß einen furchtbaren Schrei aus und verschwand in der Oubliette des Louvre, an deren Feder Catharina gedrückt hatte.

„Gut," murmelte Catharina, „nun werde ich wegen der Standhaftigkeit dieses Burschen hundert und fünfzig Stufen hinabsteigen müssen."

Catharina ging in ihre Wohnung, zündete eine Blendlaterne an, kehrte in den Corridor zurück, brachte die Feder wieder in Ordnung, öffnete die Thüre einer Wendeltreppe, welche sich in die Eingeweide der Erde zu versenken schien, und gedrängt von dem unersättlichen Durste einer Neugierde, die nur die Dienerin ihres Hasses war, gelangte sie an eine eiserne Thüre, die sich rückwärts öffnete und auf den Grund der Oubliette ging.

Hier lag blutig, zermalmt, gerädert durch einen Sturz von hundert Fuß, aber noch zuckend, der arme Orthon. Hinter der Mauer hörte man das Wasser der Seine rollen, welches eine unterirdische Infiltration bis an den Fuß der Treppe führte.

Catharina trat in die feuchte, übelriechende Grube,

welche seit ihrem Bestande Zeugin vieler solcher Stürze hatte seyn müssen, durchwühlte den Körper, nahm den Brief, versicherte sich, daß es derjenige war, welchen sie zu haben wünschte, stieß mit dem Fuße den Leichnam zurück und drückte mit dem Daumen an einer Feder; der Boden wankte und von seinem eigenen Gewichte fortgezogen glitt der Leichnam über die schiefe Fläche hinab und verschwand in der Richtung der Seine.

Dann schloß sie die Thüre, stieg wieder hinauf, ging in ihr Cabinet und las das Billet, welches in folgenden Worten abgefaßt war:

„Diesen Abend um zehn Uhr, Rue de l'Arbre-Sec, Gasthof zum Schönen Gestirne. Wenn Ihr kommt, so antwortet nicht, kommt Ihr nicht, so sagt dem Ueberbringer Nein."

Von Mouy Saint-Phale.

Als Catharina dieses Billet gelesen hatte, trat ein Lächeln auf ihre Lippen, sie dachte nur an den Sieg, den sie davon tragen sollte, und vergaß völlig, um welchen Preis sie diesen Sieg erkaufte.

Was war aber auch Orthon? Ein treues Herz, eine ergebene Seele, ein schönes Kind — und weiter nichts.

Das vermochte, wie man sich leicht denken kann, nicht einen Augenblick die Schale der Wage hinabzudrücken, worauf die Geschicke der Völker gewogen werden.

Als Catharina das Billet gelesen hatte, stieg sie sogleich zu Frau von Sauve hinauf und steckte es hinter den Spiegel.

Bei ihrer Rückkehr fand sie am Eingang des Corridors den Kapitän der Garden.

„Madame," sagte Herr von Nancey, „das Pferd steht den Befehlen Euerer Majestät gemäß bereit."

„Mein lieber Baron," erwiederte Catharina, „das Pferd ist unnöthig: ich habe den Jungen zum Sprechen gebracht, und er ist in der That zu albern, als daß ich ihm das Geschäft übertragen könnte, das ich ihm anver-

trauen wollte. Ich hielt ihn für einen Lackeien und es war höchstens ein Stallknecht; ich gab ihm Geld und schickte ihn durch die kleine Pforte zurück."

„Aber der Auftrag?" fragte Herr von Nancey.

„Der Auftrag?" .... wiederholte Catharina.

„Ja, den er in Saint-Germain besorgen sollte? Befiehlt Euere Majestät, daß ich ihn vollziehe oder daß ich ihn durch einen meiner Leute besorgen lasse?"

„Nein, nein," erwiederte Catharina, „Ihr werdet diesen Abend mit Eueren Leuten etwas Anderes zu thun haben."

Und Catharina kehrte in ihre Gemächer zurück, in der Hoffnung noch diesen Abend das Schicksal des verfluchten Heinrich in der Hand zu halten.

XXV.

Das Gasthaus zum Schönen Gestirn.

Zwei Stundennach dem so eben erzählten Ereigniß, wovon nicht eine Spur, selbst nicht auf dem Gesichte von Catharina, geblieben war, kehrte Frau von Sauve, nachdem sie ihre Arbeit bei der Königin vollendet hatte, in ihr Zimmer zurück. Hinter ihr trat Heinrich ein, und da er von Dariole gehört hatte, daß Orthon da gewesen war, so ging er gerade auf dem Spiegel zu und nahm das Billet. Es war wie gesagt in folgenden Worten abgefaßt:

„Diesen Abend um zehn Uhr, Rue de l'Arbre-Sec, Gasthof zum Schönen Gestirne. Wenn Ihr kommt, so antwortet nicht; kommt Ihr nicht, so sagt dem Ueberbringer: Nein.

Von Mouy Saint-Phale."

Eine Ueberschrift hatte es nicht.

„Heinrich wird nicht verfehlen, zu der Zusammenkunft zu gehen," sprach Catharina; „denn wenn er Lust hätte, nicht dahin zu gehen, so fände er den Ueberbringer nicht mehr, um ihm Nein zu sagen."

Catharina täuschte sich in diesem Punkte nicht. Heinrich erkundigte sich nach Orthon. Dariole antwortete ihm, er wäre mit der Königin Mutter weggegangen. Da er aber das Billet an seinem Platze fand und wußte, daß das arme Kind eines Verrathes unfähig war, so beunberuhigte er sich nicht. Er speiste wie gewöhnlich an der Tafel des Königs, welcher viel über Heinrich wegen seiner Ungeschicklichkeit bei der Beize am Morgen spottete. Heinrich entschuldigte sich damit, daß er sagte, er wäre ein Mann des Gebirgs und nicht des flachen Landes, aber er versprach Karl die Jagd mit dem Falken zu studiren.

Catharina war ungemein freundlich und bat Margarethe, als sie von der Tafel aufstand, ihr den ganzen Abend Gesellschaft zu leisten.

Um acht Uhr nahm Heinrich zwei Edelleute, entfernte sich mit ihnen durch die Porte Saint-Honoré, machte einen langen Umweg, kehrte durch den hölzernen Thurm zurück, setzte über die Seine auf der Fähre von Nesle, stieg bis zu der Rue Saint-Jacques hinauf und beurlaubte hier die beiden Herren, als ob es sich um ein Liebesabenteuer handelte. An der Ecke der Rue des Mathurins fand er einen in einen Mantel gehüllten Mann zu Pferde. Er näherte sich ihm.

„Mantes," sagte der Mann.

„Pau," antwortete der König.

Der Mann stieg sogleich ab. Heinrich hüllte sich in den ganz beschmutzten Mantel, bestieg das dampfende Roß, kehrte durch die Rue de la Harpe zurück, ritt über den Pont Saint-Michel nach der Rue Barthélemy, gelangte auf dem Pont-au-Meunier abermals über den Fluß, schlug sodann den Weg nach der Rue de l'Arbre-Sec ein, und klopfte endlich an der Thüre des Meister la Hurière.

La Mole war in dem uns bekannten Saale und schrieb einen langen Liebesbrief; man weiß an wen.

Coconnas befand sich mit La Hurière in der Küche, sah zu, wie sich sechs Feldhühner drehten, und stritt mit seinem Freunde, dem Wirthe, bis auf welchen Grad die Hühner gebraten seyn müßten, daß man sie schicklicher Weise vom Spieße nehmen könnte.

In diesem Augenblick klopfte Heinrich. Gregor öffnete und führte das Pferd in den Stall, während der Reisende eintrat und dabei die Stiefeln auf dem Boden erschallen ließ, als wollte er seine steif gewordenen Füße wieder erwärmen.

„He, Meister La Hurière," sagte La Mole unter dem Schreiben, „das ist ein Edelmann, der nach Euch verlangt."

La Hurière schritt vor, maß Heinrich von dem Scheitel bis zu den Zehen, und da ihm sein Mantel von grobem Tuche keine große Achtung einflößte, so sagte er zu dem König:

„Wer seyd Ihr?"

„Mein Gott!" erwiederte Heinrich, auf La Mole deutend, „dieser Herr hat es Euch gesagt, ich bin ein Edelmann aus Gascogne und komme nach Paris, um mich bei Hofe vorzustellen."

„Was wollt Ihr?"

„Ein Zimmer und ein Abendbrod."

„Hm!" murmelte La Hurière, „habt Ihr einen Lackeien?"

Dies war wie man weiß die gewöhnliche Frage.

„Nein," antwortete Heinrich, „aber ich gedenke einen zu nehmen, sobald ich mein Glück gemacht haben werde."

„Ich vermiethe kein Herrenzimmer ohne ein Bedientenzimmer," sagte La Hurière.

„Selbst wenn ich mich erbiete, Euch für Euer Zimmer und Euer Abendbrod einen Rosenoble zu bezahlen, wonach wir morgen unsern Preis feststellen können?"

„Oh! oh! Ihr seyd sehr großmüthig, mein edler Herr!“ rief La Hurière, Heinrich mißtrauisch anschauend.

„Nein, aber im Glauben, ich werde den Abend und die Nacht in Eurem Gasthofe zubringen, der mir sehr von einem vornehmen Herrn meines Landes, welcher denselben bewohnt, empfohlen worden ist, habe ich einen Freund zum Abendbrod hier eingeladen. Habt Ihr guten Arboiswein.“

„Ich habe einen, wie ihn der Bearner nicht besser trinkt.“

„Gut, ich bezahle ihn besonders. Ah! hier kommt gerade mein Gast.“

Die Thüre hatte sich wirklich geöffnet und es war ein zweiter, einige Jahre älterer, Edelmann eingetreten, der einen ungeheuren Raufdegen an seiner Seite schleppte.

„Oh! oh!“ sagte er, „Ihr seyd sehr pünktlich, mein junger Freund. Für einen Mann, der zweihundert Lieues zurückgelegt hat, ist es sehr schön, auf die Minute anzukommen.“

„Ist dieß Euer Gast?“ fragte La Hurière.

„Ja,“ erwiederte derjenige, welcher zuerst angekommen war, ging auf den Mann mit dem Raufdegen zu und drückte ihm die Hand; „laßt uns Abendbrod auftragen.“

„Hier oder in Eurem Zimmer?“

„Wo Ihr wollt.“

„Meister,“ sprach La Mole, La Hurière zu sich rufend, „befreit uns von diesen Hugenottengesichtern; Coconnas und ich können in ihrer Gegenwart kein Wort von unsern Angelegenheiten sprechen.“

„Tragt das Abendbrod im Zimmer Nro. 2. im dritten Stocke auf,“ sprach La Hurière; „geht hinauf, meine Herren, geht hinauf.“

La Mole folgte ihnen mit den Augen, bis sie verschwunden waren, und sich umwendend sah er Coconnas, der den Kopf aus der Küche hervorstreckte. Große, starre

Augen und ein offener Mund gaben diesem Kopfe den Ausdruck merkwürdigen Erstaunens.

La Mole näherte sich ihm.

„Donner und Teufel!“ sagte Coconas, „hast Du gesehen?“

„Was?“

„Die zwei Herren.“

„Nun?“

„Ich wollte schwören, es ist . . .“

„Wer?“

„Der König von Navarra und der Mann mit dem rothen Mantel.“

„Schwöre, wenn Du willst, aber nicht zu laut.“

„Du hast sie also auch erkannt?“

„Gewiß.“

„Was machen sie hier?“

„Du erräthst es nicht?“

„Liebesangelegenheiten.“

„Ohne Zweifel.“

„Glaubst Du?“

„Ich bin es fest überzeugt.“

„La Mole, ich wollte so eben schwören, jetzt wette ich.“

„Worauf?“

„Daß es sich um eine Conspiration handelt.“

„Bah, Du bist ein Narr!“

„Und ich, ich sage Dir. . .“

„Ich sage Dir, daß es ihre Sache ist, wenn sie conspiriren.“

„Ah! das ist wahr; im Ganzen gehöre ich nicht mehr Herrn von Alençon,“ sprach Coconnas. „Sie mögen also die Geschichte abmachen, wie es ihnen gut dünkt.“

Und da die jungen Feldhühner den Grad erreicht zu haben schienen, wie sie Coconnas liebte, so rief der Piemontese, welcher den besten Theil seines Mahles daraus zu machen gedachte, Meister La Hurière, um sie vom Spieße zu nehmen.

Während dieser Zeit quartierten sich Heinrich und von Mouy in ihrem Zimmer ein.

„Nun, Sire," sprach von Mouy, als Gregor den Tisch gedeckt hatte, „Ihr habt Orthon gesehen?"

„Nein, aber ich habe das Billet erhalten, das er hinter den Spiegel legte. Das Kind bekam ohne Zweifel Angst: die Königin Mutter erschien, so lange es da war, und so ging es fort, ohne auf mich zu warten. Ich war einen Augenblick unruhig, denn Dariole sagte mir, die Königin Mutter habe lange mit Orthon geplaudert."

„Oh, es ist keine Gefahr. Der Bursche ist gewandt, und obgleich die Königin Mutter ihr Geschäft versteht, so wird er ihr doch zu schaffen machen, das bin ich überzeugt."

„Und Ihr, Mouy, habt Ihr ihn wieder gesehen?"

„Nein, aber ich werde ihn diesen Abend sehen. Um Mitternacht muß er mich hier mit einer guten Büchse abholen. Er wird mir die Sache unterweges erzählen."

„Und der Mensch an der Ecke der Rue des Mathurins?"

„Was für ein Mensch?"

„Der Mensch, von dem ich Pferd und Mantel habe, seyd Ihr seiner sicher?"

„Es ist einer unserer Ergebensten. Ueberdieß kennt er Eure Majestät nicht und weiß nicht, mit wem er es zu thun hat."

„Wir können also in vollkommener Ruhe von unseren Angelegenheiten sprechen"?

„Allerdings. Auch hält La Mole Wache."

„Vortrefflich."

„Nun, Sire, was sagt Herr von Alençon?"

„Herr von Alençon will nicht mehr abreisen. Er hat sich unumwunden hierüber ausgesprochen. Die Wahl des Herzogs von Anjou für den Thron von Polen und die Unpäßlichkeit des Königs haben alle seine Entwürfe verändert."

„Also hat er unsern Plan scheitern gemacht?“

„Ja.“

„Er verräth uns also?“

„Noch nicht; aber wird uns bei der ersten Gelegenheit verrathen.“

„Feiges Herz, treuloser Geist! Warum hat er auf die Briefe, die ich ihm schrieb, nicht geantwortet?“

„Um Beweise zu haben und keine zu geben. Mittlerweile ist Alles verloren, nicht wahr, Mouy?“

„Im Gegentheil, Sire, Alles ist gewonnen; Ihr wißt wohl, daß die ganze Partei, abgesehen von der Fraction des Prinzen Condé, für Euch war und sich des Herzogs, mit dem sie sich scheinbar in Verbindung setzte, nur als einer Schutzwache bediente. Seit dem Tage der Ceremonie habe ich Alles mit Euch in Verein gebracht, Alles an Eure Person geknüpft. Hundert Mann genügten Euch, um mit dem Herzog von Alençon zu entfliehen; ich habe fünfzehnhundert aufgeboten; in acht Tagen stehen sie, auf der Straße von Pau aufgestellt, bereit. Das wird keine Flucht mehr seyn, sondern ein Rückzug. Genügen Euch fünfzehnhundert Mann, Sire, und glaubt Ihr Euch mit einer Armee in Sicherheit?“

Heinrich lächelte, klopfte ihm auf die Schulter und sprach:

„Du weißt, Mouy, Du allein weißt es, der König von Navarra ist seiner Natur nach nicht so erschrocken, als man glaubt.“

„Ei! mein Gott, ich weiß es wohl, und binnen Kurzem wird es ganz Frankreich erfahren, wie ich. Aber wenn man conspirirt, muß man siegen. Die erste Bedingung des Sieges ist die Entscheidung, und damit die Entscheidung rasch, offen, eingreifend sey, muß man überzeugt seyn, daß es gelingen wird. Wohl, Sire,“ fuhr von Mouy fort, „es ist Jagd....“

„Alle acht bis zehn Tage, entweder Parforcejagd oder Beize.“

„Wann hat man gejagt?"

„Heute."

„Also wird man in acht bis zehn Tagen abermals jagen?"

„Ohne allen Zweifel."

„Hört: Alles scheint mir vollkommen ruhig. Der Herzog von Anjou ist abgereist; man denkt nicht mehr an ihn. Der König erholt sich täglich mehr von seiner Unpäßlichkeit. Die Verfolgungen gegen uns haben beinahe aufgehört. Macht der Königin Mutter, macht Herrn von Alençon freundliche Augen; sagt diesem immerhin, Ihr könnet nicht ohne ihn abreisen. Gebt Euch alle Mühe, daß er es glaubt, was das Schwierigste dabei ist."

„Sey unbesorgt, er wird es glauben."

„Denkt Ihr, er habe so großes Zutrauen zu Euch?"

„Nein, Gott soll mich behüten; aber er glaubt Alles, was ihm die Königin sagt."

„Und die Königin dient uns mit redlichem Herzen?"

„Ich habe den Beweis davon. Ueberdieß ist sie ehrgeizig, und die fehlende Krone von Navarra brennt ihr im Geiste auf der Stirne."

„Nun wohl, drei Tage vor dieser Jagd laßt mir sagen, wo sie stattfinden wird, ob in Bondy, in Saint-Germain oder in Rambouillet. Fügt bei, Ihr wäret bereit, und wenn Ihr Herrn de La Mole vorüberreiten seht, so folgt ihm und reitet scharf zu. Seyd ihr einmal außerhalb des Waldes, so mag die Königin Mutter Euch nachlaufen, wenn sie Euch haben will. Doch ich denke, ihre normännischen Pferde werden nicht einmal die Hufeisen unserer Barberrosse und unserer spanischen Klepper sehen."

„Abgemacht, Mouy."

„Habt Ihr Geld, Sire?"

„Nicht zu viel; doch ich denke, Margot hat."

„Wohl, mag es Euch oder ihr gehören, nehmt so viel davon mit, als Ihr könnt."

„Aber Du, was wirst Du mittlerweile machen?"

„Nachdem ich mich ziemlich thätig, wie Ihr seht, mit den Angelegenheiten Eurer Majestät beschäftigt habe, so wird mir dieselbe wohl erlauben, mich ein wenig mit dem meinigen zu beschäftigen.“

„Thue dies, Mouy, thu' es; aber worin bestehen Deine Angelegenheiten?“

„Hört, Sire. Orthon sagt mir (das ist ein sehr verständiger Junge, den ich Eurer Majestät empfehle), Orthon sagt mir, er habe gestern beim Arsenal den Schurken Maurevel getroffen, der sich durch die Pflege von René wieder erholt hat und sich wie eine Schlange in der Sonne wärmt.“

„Ah! ja, ich begreife,“ sagte Heinrich.

„Ihr begreift, gut. . . . Ihr werdet eines Tags König seyn, Sire, und wenn Ihr eine Rache nach Art der meinigen zu vollbringen habt, so werdet Ihr sie als König vollbringen. Ich bin Soldat und muß mich als Soldat rächen. Wenn also alle unsere kleinen Angelegenheiten geordnet sind, wodurch diesem Schurken noch fünf bis sechs Tage zur Erholung gegönnt bleiben, so mache ich einen Gang nach der Gegend des Arsenals und spieße ihn mit vier guten Degenstichen an den Boden, wonach ich Paris mit leichterem Herzen verlasse.“

„Mache Deine Angelegenheiten ab, mein Freund,“ sprach der Bearner. „Doch sage, Du bist mit La Mole zufrieden, nicht wahr?“

„Ah! ein trefflicher Junge, der Euch mit Leib und Seele ergeben ist, Sire, und auf den Ihr wie auf mich zählen könnt . . . brav. . . .“

„Und besonders discret; er wird uns auch nach Navarra folgen; sind wir einmal dort, so werden wir sehen, was wir thun können, um ihn zu belohnen.“

Kaum hatte Heinrich diese Worte mit seinem spöttischen Lächeln ausgesprochen, als die Thüre sich öffnete oder vielmehr einbrach, und der Mann, dessen Lob man so eben gesungen, bleich und in höchstem Maße aufgeregt erschien.

„Seyd auf Eurer Hut, Sire!" rief er. „Das Haus ist eingeschlossen."

„Eingeschlossen!" rief Heinrich aufspringend, „von wem?"

„Von den Garden des Königs."

„Oho!" sagte Mouy, seine Pistolen aus dem Gürtel ziehend, „Kampf, wie es scheint."

„Ah!" versetzte La Mole, „es handelt sich wohl um Pistolen und um einen Kampf; was wollt ihr gegen fünfzig Mann machen?"

„Er hat Recht," sprach der König. „Wenn es ein Mittel gäbe, sich zurückzuziehen."

„Es gibt eines, das mir bereits gedient hat, und wenn Eure Majestät mir folgen will. . . ."

„Und Herr von Mouy?"

„Herr von Mouy kann uns ebenfalls folgen, wenn er Lust hat; aber Ihr müßt Euch Beide beeilen."

Man hörte Tritte auf der Treppe.

„Es ist zu spät," sprach Heinrich.

„Ah! wenn man sie nur fünf Minuten lang beschäftigen könnte," rief La Mole, „ich würde für den König stehen."

„Dann steht für ihn, mein Herr," sprach Mouy; „ich übernehme es, sie zu beschäftigen. Geht, Sire, geht."

„Aber was wirst Du thun?"

„Kümmert Euch nicht darum, geht immerhin!"

Herr von Mouy ließ vor Allem den Teller, die Serviette und das Glas des Königs verschwinden, damit man glauben könnte, er wäre allein bei Tische."

„Kommt, Sire, kommt!" rief La Mole, nahm den König beim Arm und zog ihn nach der Treppe.

„Mouy, mein braver Mouy!" rief Heinrich und reichte dem jungen Mann die Hand.

Mouy küßte diese Hand, drängte den König aus dem Zimmer und verriegelte die Thüre hinter ihm.

„Ja ja, ich begreife," sagte Heinrich, „er wird sich fassen lassen, während wir uns flüchten. Doch wer Teufels kann uns verrathen haben?"

„Kommt, Sire, kommt, sie eilen herauf!"

Der Schimmer der Fackeln fing wirklich an, an den Wänden der engen Treppe sichtbar zu werden, während man unten eine Art von Degengeklirre hörte.

„Rasch, Sire, rasch!" sagte La Mole.

Und den König durch die Dunkelheit leitend, ließ er ihn zwei Stockwerke hinaufsteigen, stieß die Thüre eines Zimmers auf, das er mit dem Riegel wieder verschloß, und öffnete das Fenster eines Cabinets.

„Sire," sagte er, „fürchtet Eure Majestät die Gänge über Dächer?"

„Ich," sprach Heinrich, „ich, ein Gemsenjäger?"–

„Nun, so folgt mir, Majestät. Ich kenne den Weg und will Euch als Führer dienen."

„Geht," erwiederte Heinrich, „ich folge Euch."

La Mole schwang sich zuerst hinaus, folgte einem breiten Rande, der als Rinne diente, an dessen Ende er eine von zwei Dächern gebildete Vertiefung fand. Nach dieser Vertiefung öffnete sich eine Mansarde ohne Fenster, welche in einen unbewohnten Speicher führte.

„Sire," sprach La Mole, „Ihr seyd im Hafen."

„Ah, desto besser," erwiederte Heinrich.

Und er trocknete sich seine Stirne ab, worauf der Schweiß perlte.

„Nun machen sich die Dinge von selbst," sagte La Mole. „Der Speicher geht nach der Treppe, die Treppe mündet in einen Gang aus und dieser Gang führt nach der Straße. Sire, ich habe den Weg selbst in einer Nacht gemacht welche noch viel furchtbarer war, als diese."

„Gehen wir," sprach Heinrich, „vorwärts!"

La Mole schlüpfte zuerst durch das Fenster erreichte die schlecht geschlossene Thüre, öffnete sie, befand sich oben an einer Treppe, gab dem König den Strick

in die Hand, der als Geländer diente, und sagte: „Kommt Sire."

Mitten auf der Treppe blieb Heinrich stille stehen. Er war zu einem Fenster gelangt. Dieses Fenster ging nach dem Hofe des Gasthauses zum Schönen Gestirn.

Man sah auf der Treppe gegenüber Soldaten laufen, von denen die einen Schwerter, die andern Fackeln in der Hand hatten.

Plötzlich erblickte der König von Navarra mitten in einer Gruppe Herrn von Mouy. Er hatte seinen Degen übergeben und ging ruhig hinab.

„Armer Junge," sprach Heinrich; „braves, ergebenes Herz!"

„Meiner Treue, Sire," sagte La Mole, Eure Majestät wird bemerken, daß er sehr ruhig aussieht. Seht, er lacht sogar. Er muß einen guten Streich im Schilde führen, denn Ihr wißt, er lacht selten."

„Und der junge Mann, der bei Euch war?"

„Herr von Coconnas?" sagte La Mole.

„Ja, Herr von Coconnas, was ist aus ihm geworden?"

„Oh! Sire, über ihn bin ich durchaus nicht unruhig. Als er die Soldaten erblickte, sagte er mir nur ein Wort:

„„Wagen wir etwas?""

„„Den Kopf,"" antwortete ich ihm.

„„Wirst Du Dich retten?""

„„Ich hoffe es.""

„„Wohl ich auch.""

„Und ich schwöre Euch, daß er sich retten wird, Sire. Faßt man Coconnas, so stehe ich Euch dafür, daß es in seinen Kram taugt, sich fassen zu lassen."

„Dann geht Alles gut," versetzte Heinrich; „wir wollen den Louvre wieder zu erreichen suchen."

„Oh, mein Gott, nichts ist leichter: wir hüllen uns in unsere Mäntel und gehen hinaus. Die Straße

ist voll von Menschen, die auf den Lärm herbeigelaufen sind, und man wird uns für Neugierige halten."

Heinrich und La Mole fanden wirklich keine andere Schwierigkeit, um hinauszukommen, als das Gedränge des Volkes, das die Straße besetzt hielt.

Beiden gelang es, durch die Rue d'Averon zu entschlüpfen. Als sie aber in die Rue des Poulies gelangten, sahen sie, über die Place Saint-Germain l'Auxerrois schreitend, von Mouy und sein Geleite unter Anführung von Herrn von Nancey, dem Kapitän der Garden.

„Ah, ah!" sagte Heinrich, „man führt ihn, wie es scheint, nach dem Louvre. Teufel! die Pforten werden geschlossen. Man wird die Namen von allen Zurückkehrenden aufzeichnen, und wenn man mich nach ihm kommen sieht, so wird es zur Wahrscheinlichkeit, daß ich mit ihm gewesen bin."

„Wohl, Sire," sprach La Mole, „Ihr könnt auf einem andern Wege, als durch die Pforte, in den Louvre gelangen."

„Wie, Teufels! soll ich hineinkommen?"

„Hat Eure Majestät nicht das Fenster der Königin von Navarra?"

„Ventre-saint-gris! Herr de La Mole, Ihr habt Recht. Daran dachte ich nicht! Aber wie soll ich die Königin darauf aufmerksam machen?"

„Oh!" sprach La Mole mit achtungsvoller Dankbarkeit, „Eure Majestät versteht so gut Steine zu schleudern!..."

XXVI.

Von Mouy Saint-Phale.

Dießmal hatte Catharina ihre Maßregeln so gut getroffen, daß sie ihrer Sache sicher zu seyn glaubte.

Demzufolge schickte sie gegen zehn Uhr Margarethe weg, fest überzeugt, was übrigens auch der Wahrheit entsprach, die Königin von Navarra wüßte nichts von dem, was gegen ihren Gatten angesponnen wurde, ging zu dem König und bat ihn, sein Schlafengehen noch zu verzögern.

Neugierig gemacht durch die triumphirende Miene, die trotz ihrer gewöhnlichen Verstellungsgabe das Gesicht seiner Mutter erleuchtete, befragte Karl die Königin Catharina, diese aber antwortete ihm mit den Worten:

„Ich kann Eurer Majestät nur sagen, daß sie diesen Abend von ihren zwei grausamsten Feinden befreit werden wird.“

Karl bewegte die Augbrauen auf die Art eines Menschen, der zu sich selbst spricht: „es ist gut, wir werden sehen,“ und pfiff in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, seinem großen Windhunde, der sich schlangenartig auf dem Bauche gegen ihn fortschleppte und seinen gescheiten Kopf auf den Schooß seines Herrn legte.

Nach einigen Minuten, die Catharina mit starren Augen und gespanntem Ohre zubrachte, hörte man einen Schuß im Hofe des Louvre.

„Was bedeutet dieser Lärm?“ fragte Karl, die Stirne faltend, während sich der Hund die Ohren spitzend mit einer ungestümen Bewegung erhob.

„Nichts,“ sprach Catharina, „ein Signal, das ist das Ganze.“

„Und was bedeutet dieses Signal?“

„Es bedeutet, Sire, daß von diesem Augenblicke an Euer einziger, Euer wahrer Feind Euch zu schaden außer Standes ist.“

„Hat man einen Menschen getödtet?“ fragte Karl und schaute dabei seine Mutter mit dem Herrscherauge an, welches bezeichnet, daß Tödtung und Gnade zwei Attribute der königlichen Gewalt sind.

„Nein, Sire, man hat nur zwei verhaftet.“

„Oho!" murmelte Karl, „beständig verborgene Complotte, stets Complotte, von denen der König nichts weiß. Mord und Teufel, meine Mutter, ich bin doch ein großer Bursche, ein hinreichend großer Bursche, um selbst über mich zu wachen, und bedarf der Gängelbande und Wulste nicht mehr. Geht mit Euerem Sohne Heinrich nach Polen, wenn Ihr regieren wollt. Aber hier, sage ich Euch, habt Ihr Unrecht, ein solches Spiel zu spielen."

„Mein Sohn," erwiederte Catharina, „es ist das letzte Mal, daß ich mich in Eure Angelegenheiten mische. Aber es war eine seit geraumer Zeit begonnene Unternehmung, bei der Ihr mir stets Unrecht gegeben habt, und es lag mir Alles daran, Eurer Majestät zu beweisen, daß ich Recht hatte."

In diesem Augenblicke machten mehrere Menschen in dem Vorhause Halt, und man hörte, wie die Musketenkolben einer kleinen Truppe auf die Platten niederfielen. Beinahe gleichzeitig ließ Herr von Nancey um Erlaubniß bitten, bei dem König eintreten zu dürfen.

„Laßt ihn eintreten," sprach Karl.

Herr von Nancey erschien, verbeugte sich vor dem König, wandte sich gegen Catharina und sprach:

„Madame, die Befehle Euer Majestät sind vollstreckt. Er ist gefangen."

„Wie er!" rief Catharina sehr bestürzt. „Habt Ihr nur Einen gefaßt?"

„Er war allein, Madame."

„Und er hat sich vertheidigt?

„Nein, er speiste ganz ruhig in einem Zimmer zu Nacht und übergab seinen Degen bei der ersten Aufforderung."

„Wer dies?" fragte der König.

„Ihr werdet es sehen," sagte Catharina. „Laßt den Gefangenen eintreten, Herr von Nancey."

Fünf Minutern nachher wurde von Mouy eingeführt.

„Mouy!“ rief der König. „Was gibt es denn, mein Herr?“

„Ei, Sire,“ erwiederte Herr von Mouy mit vollkommener Ruhe, „wenn mir Euere Majestät die Erlaubniß dazu gibt, so werde ich dieselbe Frage an sie richten.“

„Statt diese Frage an den König zu thun,“ sprach Catharina, „habt die Güte, Herr von Mouy, meinem Sohne zu sagen, wer der Mensch war, der sich in einer gewissen Nacht in dem Zimmer des Königs von Navarra befand und in dieser Nacht im Widerstand gegen die Befehle Seiner Majestät zwei Garden getödtet und Herrn von Maurevel verwundet hat?“

„Wirklich,“ sprach Karl die Stirne faltend, „solltet Ihr den Namen dieses Menschen wissen, Herr von Mouy?“

„Ja, Sire. Wünscht ihn Euere Majestät zu kennen?“

„Es würde mir Vergnügen machen, ich gestehe es.“

„Wohl, Sire, er hieß Mouy von Saint-Phale.“

„Ihr also?“

„Ich selbst.“

Erstaunt über diese Kühnheit wich Catharina einen Schritt vor dem jungen Manne zurück.

„Und wie konntet Ihr es wagen, Widerstand gegen die Befehle des Königs zu leisten?“ sagte Karl IX.

„Sire, einmal wußte ich nicht, daß es ein Befehl Eurer Majestät war; dann sah ich nur ein Ding, oder vielmehr einen Menschen, Herrn von Maurevel, den Mörder meines Vaters und des Herrn Admirals. Da erinnerte ich mich, daß in dem Zimmer, in welchem wir uns befinden, vor anderthalb Jahren am Abend des 24. August Eure Majestät mir persönlich versprochen hatte, uns Gerechtigkeit gegen den Mörder widerfahren zu lassen. Da nun seit jener Zeit sehr ernste Ereignisse vorgefallen sind, so dachte ich, der König wäre unwillkührlich von seinem Verlangen wieder abgekommen. Als ich aber Herrn von Maurevel in meinem Bereiche

sah, glaubte ich, der Himmel selbst hätte ihn mir geschickt. Eure Majestät weiß das Uebrige; ich habe auf diesen Menschen eingehauen wie ein Mörder, und auf seine Leute geschossen wie auf Banditen."

Karl antwortete nichts. Seine Freundschaft für Heinrich ließ ihn viele Dinge aus einem andern Gesichtspunkte betrachten, als er sie früher betrachtet hatte und dies mehr als einmal mit Schrecken.

Die Königin Mutter hatte in Beziehung auf die Bartholomäusnacht in ihrem Gedächtnisse Worte einregistrirt, die aus dem Munde ihres Sohnes hervorgegangen waren und Gewissensbissen glichen.

„Aber was thatet Ihr zu einer solchen Stunde bei dem König von Navarra?" sprach die Königin Mutter.

„Ah!" erwiederte von Mouy, „da müßte ich eine ganze Geschichte erzählen. Doch wenn Euere Majestät die Geduld hat, sie zu hören, ..."

„Ja," sprach Karl, „sprecht, ich will es haben."

„Ich gehorche, Sire," erwiederte von Mouy sich verbeugend.

Catharina setzte sich, einen unruhigen Blick auf den jungen Parteiführer heftend.

„Wir hören," sagte Karl. „Herein, Actäon!"

Der Hund nahm den Platz wieder ein, den er vor der Einführung des Gefangenen inne hatte.

„Sire," sprach von Mouy, „ich kam zu Seiner Majestät dem König von Navarra als Abgeordneter unserer Brüder, Eurer getreuen Unterthanen von der Religion."

Catharina machte Karl IX. ein Zeichen.

„Seyd ruhig, meine Mutter," sagte dieser, „ich verliere kein Wort. Fahrt fort, Herr von Mouy, fahrt fort."

„Um den König von Navarra in Kenntniß zu setzen," fuhr Herr von Mouy fort, „daß er durch sein Abschwören das Vertrauen der hugenottischen Partei verloren hätte, daß jedoch in Erinnerung an seinen Vater, Anton von

Bourbon, und besonders an seine Mutter, die muthige Johanna d'Albret, deren Namen unter uns hoch geachtet ist, die Anhänger der Religion ihn in schuldiger Unterthänigkeit bäten, von seinen Rechten auf die Krone von Navarra abzustehen."

„Was sagt er?" rief Catharina, welche trotz ihrer Selbstbeherrschung den unerwarteten Schlag, den er führte, nicht ohne ein wenig zu schreien zu empfangen vermochte.

„Oh! oh!" sprach Karl, „diese Krone von Navarra, die man ohne meine Erlaubniß über allen Häuptern schweben läßt, gehört doch mir ein wenig, wie es mir scheint."

„Sire, die Hugenotten erkennen mehr als irgend Jemand das so eben von dem König ausgesprochene Oberhoheitsrecht. Sie hofften auch, Eure Majestät zu bewegen, diese Krone auf einem ihr angenehmen Haupte zu befestigen."

„Mir!" rief Karl, „auf einem mir angenehmen Haupte! Mord und Teufel! von welchem Haupte sprecht Ihr denn? Ich verstehe Euch nicht."

„Von dem Haupte des Herrn Herzogs von Alençon."

Catharina wurde bleich wie der Tod und verschlang Mouy mit einem flammenden Blicke.

„Und mein Bruder Alençon wußte es?"

„Ja, Sire."

„Und er nahm diese Krone an?"

„Mit Vorbehalt der Genehmigung Eurer Majestät, an die er uns verwies."

„Oh! oh!" sprach Karl, „in der That, es ist eine Krone, die unserem Bruder Alençon gut stehen wird. Und ich dachte nicht einmal daran! Ich danke, Herr von Mouy, ich danke. Wenn Ihr noch mehr solche Ideen habt, seyd Ihr im Palaste stets willkommen."

„Sire, Ihr wäret längst von diesem ganzen Vorhaben unterrichtet, ohne die unglückliche Angelegenheit

im Louvre, die mich befürchten ließ, ich wäre bei Euerer Majestät in Ungnade gefallen."

„Wohl," versetzte Catharina, „aber was sagte der König von Navarra zu diesem Plane?"

„Der König, Madame, unterwarf sich dem Wunsche seiner Bruder, und seine Verzichtleistung lag bereit."

„In diesem Falle müßt Ihr seine Verzichtleistung haben," rief Catharina.

„In der That, Madame, ich habe sie zufällig bei mir, von ihm unterzeichnet und datirt."

„Von einem früheren Datum als die Scene im Louvre?" sprach Catharina.

„Ja, vom Tage vorher, wie ich glaube."

Und hiebei zog Herr von Mouy aus seiner Tasche eine Verzichtleistung zu Gunsten des Herzogs von Alençon, von Heinrich geschrieben, von seiner Hand unterzeichnet und mit dem genannten Datum versehen.

„Meiner Treue, ja," sagte Karl, „und Alles in bester Ordnung."

„Und was verlangte Heinrich für diese Verzichtleistung?"

„Nichts, Madame; die Freundschaft von König Karl, sagte er uns, würde ihn reichlich für den Verlust einer Krone entschädigen."

Catharina biß sich vor Zorn in die Lippen und verdrehte ihre schönen Hände.

„Das ist vollkommen genau, Herr von Mouy," sprach der König.

„Doch wenn Alles unter Euch mit dem König von Navarra abgemacht war," fragte die Königin Mutter, „zu welchem Ende die Zusammenkunft, die Ihr an diesem Abend mit ihm hattet?"

„Ich, Madame, mit dem König von Navarra?" sprach Herr von Mouy. „Derjenige, welcher mich verhaftet hat, wird beglaubigen, daß ich allein war; Eure Majestät mag ihn rufen."

„Herr von Nancey!" rief der König.

Der Kapitän der Garden erschien.

„Herr von Nancey," fragte Catharina lebhaft, „war Herr von Mouy ganz allein in dem Gasthause zum Schönen Gestirn?"

„In dem Zimmer, ja, Madame; in dem Gasthause, nein."

„Ah," sagte Catharina, „wer war sein Gefährte?"

„Ich weiß nicht, ob es der Gefährte von Herrn von Mouy war, Madame; ich weiß nur, daß er durch eine Hinterthüre entflohen ist, nachdem er zwei von meinen Wachen niedergestreckt hatte."

„Und Ihr habt ihn wohl erkannt?"

„Ich nicht, aber meine Wachen."

„Und wer war es?" fragte Karl IX.

„Der Graf Annibal von Coconnas."

„Annibal von Coconnas," erwiederte der König düster und träumerisch, „derjenige, welcher eine so furchtbare Metzelei in der Bartholomäusnacht unter den Hugenotten ausgeführt hat?"

„Herr von Coconnas, Edelmann des Herrn Herzogs von Alençon," antwortete Herr von Nancey.

„Gut, gut," sprach Karl, „entfernt Euch Herr von Nancey, und ein andermal erinnert Euch eines Umstandes."

„Welches, Sire?"

„Daß Ihr in meinen Diensten seyd und nur mir gehorchen sollt."

Herr von Nancey trat mit einer ehrfurchtsvollen Verbeugung rückwärts ab.

Von Mouy sandte Catharina ein ironisches Lächeln zu.

Es trat ein kurzes Stillschweigen ein.

Catharina drehte an den Rundschnüren ihres Gürtels. Karl streichelte seinen Hund.

„Aber was war Euer Zweck, mein Herr?" fuhr Karl fort. „Wäret Ihr mit Gewalt zu Werke gegangen?"

„Gegen wen, Sire?“

„Gegen Heinrich, gegen Franz oder gegen mich?“

„Sire, wir hatten die Verzichtleistung Eures Schwagers, die Beistimmung Eures Bruders, und waren, wie ich zu bemerken die Ehre gehabt habe, auf dem Wege, Eure Majestät um ihre Einwilligung zu bitten, als die unglückliche Geschichte mit Herrn von Maurevel dazwischen kam.“

„Nun, meine Mutter,“ sagte Karl, „in Allem dem sehe ich nichts Schlimmes. Es lag in Eurem Rechte, Herr von Mouy, einen König zu verlangen. Ja, Navarra kann und muß ein getrenntes Königreich seyn. Mehr noch, dieses Königreich scheint ausdrücklich gemacht zu einer Dotation für meinen Bruder Alençon, der stets ein so großes Gelüste nach einer Krone gehabt hat, daß er, wenn wir die unserige tragen, seinen Blick nicht davon abzuwenden vermag. Das Einzige, was sich dieser Thronbesteigung widersetzte, war das Recht von Henriot; da jedoch Henriot freiwillig darauf Verzicht leistet....“

„Freiwillig, Sire.“

„So scheint es, daß es der Wille Gottes ist. Herr von Mouy, es steht Euch frei, zu Euern Brüdern zurückzukehren, die ich vielleicht etwas hart bestraft habe; aber das ist eine Angelegenheit zwischen Gott und mir, und sagt ihnen, da sie meinen Bruder, den Herzog von Alençon, zum König haben wollen, so füge sich der König von Frankreich ihren Wünschen. Von diesem Augenblick an ist Navarra ein Königreich und sein Souverain heißt Franz. Ich verlange nur acht Tage, daß mein Bruder Paris mit dem einem König gebührenden Glanze und Gepränge verlasse. Geht, Herr von Mouy, geht. Herr von Nancey, laßt Herrn von Mouy hinaus, er ist frei.“

„Sire,“ sprach von Mouy, einen Schritt vorgehend, „erlaubt Eure Majestät ....“

„Ja,“ erwiederte der König.

Und er reichte dem jungen Hugenotten die Hand.

Von Mouy setzte ein Knie auf die Erde und küßte sie ehrfurchtsvoll.

„Doch sprecht,“ sagte der König, ihn in dem Augenblicke zurückhaltend, wo er wieder aufstehen wollte, „habt Ihr nicht gegen diesen Schurken Maurevel Gerechtigkeit von mir verlangt?“

„Ja, Sire.“

„Ich weiß nicht, wo er ist, um sie Euch angedeihen zu lassen, denn er verbirgt sich, aber wenn Ihr ihn trefft, nehmt Euch selbst Euer Recht, ich bevollmächtige Euch dazu und zwar mit ganzem Herzen.“

„Ah! Sire,“ rief Herr von Mouy, „Ihr überhäuft mich mit Güte. Eure Majestät verlasse sich auf mich: ich weiß auch nicht, wo er ist, aber seyd unbesorgt, ich werde ihn finden.“

Hienach verbeugte sich Herr von Mouy ehrfurchtsvoll vor dem König Karl und der Königin Catharina und entfernte sich, ohne daß die Wachen, die ihn gebracht hatten, seinem Abgang ein Hinderniß entgegensetzten. Er durchschritt die Gänge, erreichte rasch die Pforte und machte, sobald er einmal außen war, nur einen Sprung von der Place Saint-Germain l'Auxerrois nach dem Gasthofe zum Schönen Gestirn, wo der junge Mann sein Pferd wieder fand, dem er es zu verdanken hatte, daß er drei Stunden, nachdem er Paris verlassen, in vollkommener Sicherheit hinter den Mauern von Mantes athmete.

Catharina kehrte, ihren Zorn verschluckend, in ihre Gemächer zurück und begab sich von da zu Margarethe.

Sie fand hier Heinrich im Schlafrocke und, wie es schien, bereit sich zu Bette zu legen.

„Satan,“ murmelte sie, „hilf einer armen Königin, für die Gott nichts mehr thun will.“

XXVII.

Zwei Köpfe für eine Krone.

„Man bitte Herrn von Alençon, zu mir zu kommen,“ sprach Karl, seine Mutter entlassend.

Herr von Nancey, der geneigt war, gemäß der Aufforderung des Königs, von nun an diesem allein zu gehorchen, machte nur einen Sprung von Karl zu seinem Bruder, und überbrachte ihm ohne eine Versüßung den Befehl, welchen er erhalten hatte.

Der Herzog von Alençon bebte. Er hatte von jeher vor Karl gezittert und that dies noch mehr, seitdem er sich durch sein Conspiriren Gründe gemacht hatte, ihn zu fürchten. Nichtsdestoweniger begab er sich mit berechnetem Eifer zu seinem Bruder.

Karl stand in seinem Gemache und pfiff ein Halali durch die Zähne.

Als der Herzog von Alençon eintrat, gewahrte er in dem Auge von Karl einen von den Blicken voll giftigen Hasses, die er so gut kannte.

„Eure Majestät hat mich rufen lassen; hier bin ich, Sire. Was wünscht Eure Majestät von mir?“

„Ich wünsche Euch zu sagen, mein guter Bruder, daß ich zur Belohnung für die große Freundschaft, die Ihr für mich hegt, entschlossen bin, heute etwas für Euch zu thun, wornach Ihr längst trachtet.“

„Für mich?“

„Ja, für Euch ... Sucht in Eurem Geiste etwas, wovon Ihr seit einiger Zeit am meisten träumt, und ich werde Euch dasselbe geben.“

„Sire,“ sprach Franz, „ich schwöre meinem Bruder, ich wünsche nichts Anderes, als die Fortdauer der guten Gesundheit des Königs.“

„Dann müßt Ihr befriedigt seyn, Alençon; die Unpäßlichkeit, welche mich zur Zeit der Ankunft der Polen

befiel, ist vorüber. Mit dem Beistande von Henriot bin ich einem wüthenden Eber entgangen, der mich aufschlitzen wollte, und ich befinde mich so wohl, daß ich nicht den Gesündesten meines Reiches zu beneiden habe. Ihr könnt also, ohne ein schlimmer Bruder zu seyn, etwas Anderes wünschen, als die Fortdauer meiner Gesundheit, welche vortrefflich ist."

„Ich wünsche nichts, Sire."

„Doch, doch, Franz," versetzte Karl ungeduldig; „Ihr wünscht die Krone von Navarra, da Ihr Euch mit Henriot und Mouy verständigt habt; mit dem ersten, damit er darauf Verzicht leiste, mit dem zweiten, daß er Euch dieselbe verschaffe. Nun wohl, Henriot verzichtet darauf, Herr von Mouy hat mir Eure Bitte mitgetheilt, und diese Krone, nach der Ihr strebt. . . ."

„Nun?" fragte Alençon mit zitternder Stimme.

‚Mord und Teufel! gehört Euch.'

Alençon wurde furchtbar bleich. Aber das Blut, das in sein Herz getreten war, daß es hätte bersten sollen, floß plötzlich nach den äußeren Theilen zurück und eine brennende Röthe trat auf seine Wangen; die Gunst, welche ihm der König bewilligte, brachte ihn in diesem Augenblick zur Verzweiflung.

„Aber, Sire," erwiederte er stammeld vor Aufregung und vergebens bemüht, Ruhe zu gewinnen, „ich habe nichts gewünscht und besonders nichts dergleichen verlangt."

„Das ist möglich," sprach der König, „denn Ihr seyd sehr discret, mein Bruder. Aber man hat für Euch gewünscht, für Euch verlangt."

„Sire, ich schwöre Euch, daß ich nie . . . ."

„Schwört nicht!"

„Aber, Sire, Ihr verbannt mich also?"

„Ihr nennt das eine Verbannung, Franz? Teufel, Ihr seyd häkelig. Was hofftet Ihr denn Besseres?"

Alençon biß sich vor Verzweiflung in die Lippen.

„Meiner Treue," fuhr Karl Gutmüthigkeit heu-

chelnd fort, „ich glaubte nicht, daß Ihr so populär wäret und besonders nicht bei den Hugenotten; aber sie verlangen Euch, und ich muß mir selbst gestehen, daß ich mich täuschte. Dann konnte ich mir nichts Besseres wünschen, als einen Mann, der mir gehört, einen Bruder, der mich liebt und unfähig ist, mich zu verrathen, an der Spitze einer Partei zu haben, die uns seit dreißig Jahren bekriegt. Das wird Alles wie durch einen Zauber zur Ruhe bringen, abgesehen davon, daß wir dann drei Könige in der Familie sind. Nur der arme Henriot wird nichts Anderes seyn, als mein Freund. Aber er ist nicht ehrgeizig und dieser Titel, welchen sonst Niemand anspricht, er wird ihn nehmen."

„Oh! Sire, Ihr täuscht Euch, ich fordere diesen Titel, und wer hat mehr Recht darauf, als ich. Henriot ist nur Euer Schwager durch ein Ehebündniß, ich bin Euer Bruder durch das Blut und besonders durch das Herz. Sire, ich flehe Euch an, behaltet mich bei Euch."

„Nein, nein, Franz," erwiederte Karl, „das wäre Euer Unglück."

„Wie so?"

„Aus tausend Gründen."

„Aber bedenkt doch ein wenig, Sire, werdet Ihr je einen so getreuen Gefährten finden, wie ich bin? Seit meiner Kindheit habe ich Eure Majestät nie verlassen."

„Ich weiß es wohl, ich weiß es wohl, und zuweilen hätte ich Euch sogar sehr ferne gewünscht."

„Was will der König damit sagen?"

„Nichts, nichts, .. Oh, was für schöne Jagden werdet Ihr dort haben! Franz, ich beneide Euch! Wißt Ihr, daß man in diesen Teufelsgebirgen den Bären jagt, wie hier den Eber? Ihr werdet uns Alle mit prächtigen Häuten versehen. Man jagt das mit dem Dolche, wie Ihr wißt; man hört das Thier, man treibt es auf, man reizt es; es geht auf den Jäger zu

und vier Schritte von demselben richtet es sich mit seinen Hintertatzen auf. In diesem Augenblick stößt man ihm den Stahl in das Herz, wie dieß Henriot dem Eber bei der letzten Jagd gethan hat, Ihr wißt doch? Das ist gefährlich. Aber Ihr seyd brav, Franz und diese Gefahr wird für Euch ein wahres Vergnügen seyn."

„Ah! Eure Majestät verdoppelt meinen Kummer, denn ich werde nicht mehr mit ihr jagen."

„Beim Donner! desto besser," sprach der König. „Es ist weder für den Einen noch für den Andern zweckdienlich, wenn wir mit einander jagen."

„Was will Eure Majestät damit sagen?"

„Das Jagen mit mir bereitet Euch ein solches Vergnügen und hat eine solche Aufregung bei Euch zur Folge, daß Ihr, der Ihr die Geschicklichkeit in Person seyd, Ihr, der Ihr mit der nächsten besten Büchse eine Elster auf hundert Schritte schießt, das letzte Mal, als wir in Gesellschaft jagten, mit Eurem Gewehre, mit einem Gewehre, das Ihr genau kennt, auf zwanzig Schritte einen großen Eber gefehlt, und statt dessen meinem besten Pferde das Bein zerschmettert habt. Mord und Teufel, Franz! wißt Ihr, das gibt Stoff zum Nachdenken."

„Oh! Sire, vergebt der Aufregung," sprach Alençon, welcher leichenbleich geworden war.

„Ah! ja," versetzte Karl, „die Aufregung, ich weiß wohl, und gerade wegen dieser Aufregung, die ich, glaubt mir, zu ihrem wahren Werthe anzuschlagen weiß, sage ch Euch: Franz, es ist besser, wenn wir fern von einander jagen, besonders wenn man solche Aufregungen hat. Ueberlegt Euch dieß, mein Bruder, nicht in meiner Gegenwart, meine Gegenwart beunruhigt Euch, wie ich sehe, sondern wenn Ihr allein seyd, und Ihr werdet mir zugestehen, daß ich allen Grund habe, zu befürchten, es könnte Euch bei einer neuen Jagd abermals eine Aufregung erfassen; dann würdet Ihr den Reiter statt des Pferdes, den König statt des Thieres tödten. Pest!

ob eine Kugel zu hoch oder zu tief einschlägt, das verändert das Angesicht einer Regierung ganz gewaltig, und wir haben ein Beispiel davon in unserer Familie. Als Montgommery unsern Vater Heinrich II. durch einen Zufall, durch Aufregung vielleicht, tödtete, brachte der Schuß unsern Bruder Franz II. auf den Thron und unsern Vater Heinrich nach Saint-Denis. Gott braucht so wenig, um viel zu thun."

Der Herzog fühlte während dieses eben so furchtbaren als unvorhergesehenen Stoßes den Schweiß über seine Stirne rieseln. Der König konnte seinem Bruder unmöglich ausdrücklicher sagen, er habe Alles errathen. Seinen Zorn unter einem Schatten von Scherz verbergend, war Karl vielleicht noch schrecklicher, als wenn er die gehäßige Lava, welche sein Herz verzehrte, sich hätte kochend nach Außen verbreiten lassen. Seine Rache schien ganz im Verhältniß zu seinen Grelle zu stehen, und zum ersten Male lernte Alençon den Gewissensbiß oder vielmehr das Bedauern kennen, daß er ein Verbrechen unternommen hatte, welches ihm in der Ausführung mißlungen war.

Er hatte den Kampf ausgehalten, so lange er vermochte, aber unter diesem letzten Schlage beugte er das Haupt, und Karl sah aus seinen Augen die verzehrende Flamme treten, die bei Wesen von einer zarten Natur die Furchen gräbt, durch welche die Thränen hervorspringen.

Aber Alençon gehörte zu den Menschen, welche nur vor Wuth weinen.

Karl hielt sein Geierauge starr auf ihn geheftet, und athmete gleichsam jeden von den Empfindungen, jeden von den Eindrücken ein, wie sie sich in dem Herzen des jungen Mannes folgten. Und jede dieser Empfindungen erschien ihm so bestimmt und klar, in Folge der tiefen Studien, die er in seiner Familie gemacht hatte, als ob das Herz von Alençon ein offenes Buch gewesen wäre.

Er ließ ihn so einen Augenblick niedergeschmettert,

unbeweglich, stumm. Dann sagte er mit einer Stimme, in der eine haßerfüllte Festigkeit nicht zu verkennen war:

„Mein Bruder, wir haben unsern Entschluß ausgesprochen, und dieser Entschluß ist unerschütterlich. Ihr werdet reisen."

Alençon machte eine Bewegung. Karl schien es nicht zu bemerken, und fuhr fort:

„Navarra soll stolz darauf seyn, einen Bruder des Königs Frankreich zum Fürsten zu haben. Macht, Glück, Alles sollt Ihr haben, was Eurer Geburt geziemt, wie es Euer Bruder Heinrich bekommen hat, und wie er," fügte er lächelnd bei, „werdet Ihr mich aus der Ferne segnen. Aber gleichviel die Segnungen kennen keine Entfernung." —

„Sire. . ."

„Nehmt an, oder vielmehr fügt Euch. Seyd Ihr einmal König, so wird man eine Frau würdig eines Sohnes von Frankreich für Euch finden, welche Euch vielleicht einen andern Thron bringt."

„Aber Eure Majestät vergißt ihren guten Freund Heinrich."

„Heinrich! wenn ich Euch sage, daß er den Thron von Navarra nicht will. Ich habe Euch bereits bemerkt, er trete ihn Euch ab. Heinrich ist ein lustiger Junge, und kein Bleichgesicht, wie Ihr. Er will nach Wohlgefallen lachen und sich belustigen und nicht vertrocknen, wozu wir verdammt sind, wir unter den Kronen."

Alençon stieß einen Seufzer aus.

„Eure Majestät befiehlt mir also, mich zu beschäftigen..."

„Nein, nein kümmert Euch um nichts, Franz, ich werde Alles selbst ordnen. Verlaßt Euch auf mich als auf einen guten Bruder. Und nun, da Alles abgemacht ist, geht. Theilt Euren Freunden unsere Unterredung mit, oder theilt sie nicht mit. Ich werde Maßregeln treffen, daß die Sache bald öffentlich wird. Geht, Franz."

Es war nichts zu entgegnen. Der Herzog verbeugte sich und ging Wuth im Herzen ab.

Er brannte vor Begierde, Heinrich zu finden, um mit ihm über Alles, was vorgefallen war, zu sprechen. Aber er fand nur Catharina: Heinrich wich der Unterredung aus, die Königin Mutter suchte sie.

Als der Herzog Catharina sah, unterdrückte er rasch seine Schmerzen und suchte zu lächeln. Minder glücklich als Heinrich von Anjou, suchte er keine Mutter in Catharina, sondern einfach eine Verbündete. Er fing also damit an, daß er sich vor ihr verstellte, denn um gute Bündnisse zu schließen, muß man sich gegenseitig ein wenig täuschen.

Alençon redete Catharina mit einem Gesichte an, auf dem nur noch eine leichte Spur von Unruhe übrig war.

„Nun, Madame," sagte er, „große Neuigkeiten, wißt Ihr sie?"

„Ich weiß, daß man einen König aus Euch zu machen beabsichtigt."

„Das ist sehr gut von meinem Bruder, Madame."

„Nicht wahr?"

„Und ich bin beinahe versucht, zu glauben, daß ich einen Theil meiner Dankbarkeit auf Euch zu übertragen habe; denn waret Ihr es, die ihm den Rath gegeben hat, mir einen Thron zu schenken, so habe ich diesen Thron Euch zu danken, obgleich ich im Grunde gestehe, daß es mir peinlich gewesen ist, auf diese Art den König von Navarra zu berauben."

„Ihr liebt Henriot ungemein, wie es scheint, mein Sohn?"

„Ja, seit einiger Zeit stehen wir in inniger Verbindung mit einander."

„Glaubt Ihr, daß er Euch eben so sehr liebt, als Ihr ihn liebt?"

„Ich hoffe es, Madame."

„Eine solche Freundschaft ist erbaulich, wißt Ihr, besonders unter Prinzen. Die Hoffreundschaften gelten nicht für sehr fest, mein lieber Franz."

„Meine Mutter, bedenkt, daß wir nicht nur Freunde, sondern beinahe Brüder sind.“

Catharina lächelte auf eine seltsame Weise.

„Gut!“ sagte sie. „Gibt es Brüder unter Königen?“

„Oh! was das betrifft, wir waren Beide keine Könige, als wir diese Verbindung schloßen; wir sollten es sogar nie seyn, deßhalb liebten wir uns.“

„Ja, aber die Verhältnisse haben sich zu dieser Stunde sehr verändert.“

„Wie, sehr verändert?“

„Ja, allerdings, wer sagt Euch, daß Ihr nicht Beide Könige seyn werdet?“

An dem Nervenbeben des Herzogs, an der Röthe, die seine Stirne übergoß, sah Catharina, daß ihr Streich mitten in das Herz getroffen hatte.“

„Er,“ sagte Alençon, „Heinrich, König? Und von welchem Reiche?“

„Von einem der herrlichsten der Christenheit, mein Sohn.“

„Ah!“ rief Alençon erbleichend, „was sagt Ihr da?“

„Das, was eine gute Mutter ihrem Sohne sagen muß, das, woran Ihr mehr als ein Mal gedacht habt, Franz.“

„Ich,“ sprach der Herzog, „ich habe an nichts gedacht, das schwöre ich Euch.“

„Ich will Euch wohl glauben, denn Euer Freund, Euer Bruder Heinrich, wie Ihr ihn nennt, ist unter seiner scheinbaren Offenherzigkeit ein sehr gewandter und sehr verschmiztes Herr, der seine Geheimnisse besser bewahrt, als Ihr die Eurigen, Franz. Hat er Euch zum Beispiel je gesagt, daß Herr von Mouy sein Agent ist?“

Während Catharina diese Worte sprach, tauchte sie ihren Blick wie ein Stilett in die Seele von Franz.

Dieser aber hatte nur eine Tugend, oder vielmehr ein hervorspringendes Laster: die Verstellung. Er ertrug also diesen Blick ganz gelassen.

„Von Mouy!“ sagte er erstaunt, und als würde

dieser Name zum ersten Male unter solchen Umständen in seiner Gegenwart ausgesprochen.

„Ja, der Hugenott Mouy von Saint-Phale, derselbe, welcher beinahe Herrn von Maurevel getödtet hätte, welcher heimlich in Frankreich und in der Hauptstadt unter allerlei Verkleidungen umherläuft, intriguirt und ein Heer auf die Beine bringt, um Euren Bruder Heinrich gegen Eure Familie zu unterstützen."

Catharina war es nicht bekannt, daß ihr Sohn Franz in dieser Beziehung eben so viel oder sogar mehr wußte, als sie; sie stand bei diesen Worten deßhalb auf und schickte sich an, sich einen majestätischen Abgang zu machen.

Franz hielt sie zurück.

„Meine Mutter," sprach er, „noch ein Wort, wenn es Euch gefällig ist. Da Ihr die Gnade habt, mich in Eure Politik einzuweihen, so sagt mir, wie es Heinrich, dem so wenig Bekannten, mit so geringen Mitteln gelingen soll, einen Krieg zu führen, welcher so ernst wäre, daß er unsere Familie beunruhigen könnte?"

„Kind," erwiederte die Königin lächelnd, „wißt, daß er von mehr als dreißigtausend Mann unterstützt wird, daß an dem Tage, wo er ein Wort spricht, diese dreißigtausend Mann plötzlich, als ob sie aus der Erde kämen, erscheinen werden, und diese dreißigtausend Mann sind Hugenotten, bedenkt das wohl, d. h. die tapfersten Soldaten der Welt. Und dann hat er eine Protection, die Ihr Euch nicht zu verschaffen wußtet, oder Euch nicht verschaffen wolltet, Ihr . . ."

„Welche?"

„Er hat den König, der ihn liebt, der ihn befördert, den König, der aus Eifersucht gegen Eueren Bruder in Polen und aus Trotz gegen uns in seiner Umgebung Nachfolger sucht. Nur sucht er sie anderswo als in seiner Familie, und Ihr seyd ein Blinder, wenn Ihr das nicht seht."

„Der König! . . . glaubt Ihr, meine Mutter?"

„Habt Ihr denn nicht wahrgenommen, daß er Henriot, seinen Henriot liebt?“

„Allerdings, meine Mutter.“

„Und daß er dafür belohnt wird, denn derselbe Henriot vergißt, daß sein Schwager ihn in der Bartholomäusnacht erschießen wollte, und legt sich auf den glatten Bauch, wie ein Hund, der die Hand leckt, welche ihn geschlagen hat.“

„Ja ja,“ murmelte Franz, „ich habe es bereits bemerkt Heinrich ist sehr unterthänig gegen meinen Bruder Karl.“

„Er ist wahrhaft erfindungsreich, um ihm in allen Stücken zu gefallen.“

„So sehr, daß er ärgerlich, von dem König über seine Unwissenheit in der Falknerei verspottet zu werden, nun die Beize studiren will. Gestern noch fragte er mich, ob ich nicht einige gute Bücher hätte, welche diese Kunst behandelten.“

„Halt,“ sprach Catharina, deren Augen funkelten, als durchzuckte ein rascher Gedanke ihren Geist; „halt!... Und was habt Ihr ihm geantwortet!“

„Ich würde in meiner Bibliothek suchen.“

„Gut,“ versetzte Catharina, „gut, er soll dieses Buch haben.“

„Aber ich suchte, Madame, und fand nichts.“

„Ich werde finden, und Ihr gebt ihm das Buch, als ob es von Euch käme.“

„Und was wird daraus erfolgen?“

„Habt Ihr Vertrauen zu mir, Alençon?“

„Ja, Mutter.“

„Wollt Ihr mir blindlings in Beziehung auf Heinrich gehorchen, den Ihr nicht liebt, was Ihr auch sagen möget.“

Alençon lächelte.

„Und den ich meines Theils hasse,“ fuhr Catharina fort.

„Ja, ich werde gehorchen.“

„Am Morgen der nächsten Jagd holt das Buch hier. Ich gebe es Euch, Ihr bringt es Heinrich . . . und . . .“

„Und . . .“

„Laßt Gott, die Vorsehung oder den Zufall das Uebrige thun.“

Franz kannte seine Mutter hinreichend, um zu wissen, daß es nicht ihre Gewohnheit war, Gott, der Vorsehung oder dem Zufall die Sorge zu überlassen, ihre Freundschaft oder ihren Haß zu unterstützen. Aber er hütete sich wohl, ein Wort beizufügen, verbeugte sich wie ein Mensch, der den Auftrag den man ihm gibt, übernimmt, und zog sich in seine Gemächer zurück.

„Was will sie damit sagen?“ dachte der junge Mann, die Treppe hinaufsteigend, „ich weiß es nicht. Das ist mir aber ganz klar, daß sie gegen einen gemeinschaftlichen Feind handelt. Wir wollen sie machen lassen.“

Während dieser Zeit erhielt Margarethe durch Vermittlung von La Mole einen Brief von Herrn von Mouy mit der Adresse des Königs von Navarra. Da diese zwei erhabenen Eheleute in der Politik kein Geheimniß vor einander hatten, so entsiegelte sie diesen Brief und las ihn. Ohne Zweifel kam ihr derselbe interessant vor, denn die Dunkelheit benützend, welche bereits an den Mauern des Louvre herabzufallen anfing, schlüpfte Margarethe in den geheimen Gang, stieg die Wendeltreppe hinauf und eilte, nachdem sie aufmerksam überall umher geschaut hatte, rasch wie ein Schatten vorwärts und verschwand in dem Vorzimmer des Känigs von Navarra.

Dieses Vorzimmer wurde seit der Entfernung von Orthon von Niemand mehr bewacht.

Diese Entfernung, welche wir seit dem Augenblicke, wo sie der Leser auf eine so tragische Weise für den armen Orthon vor sich gehen sah, nicht mehr berührten, hatte Heinrich ungemein beunruhigt. Er sprach darüber mit Frau von Sauve und mit seiner Gemahlin, aber weder die Eine noch die Andere war besser unterrichtet als er. Frau von Sauve gab ihm nur einige Auskunft, der zu Folge es dem Geiste von Heinrich ganz klar wurde, daß

das arme Kind ein Opfer irgend einer Machination der Königin Mutter geworden war, und daß er in Folge dieser Machination mit Herrn von Mouy beinahe in dem Gasthause zum Schönen Gestirne verhaftet worden wäre.

Ein Anderer als Heinrich hätte geschwiegen, denn er würde es nicht gewagt haben etwas zu sagen; aber Heinrich berechnete Alles; er begriff, daß sein Stillschweigen ihn verrathen würde. Gewöhnlich verliert man auf diese Art nicht einen seiner Diener, einen seiner Vertrauten, ohne sich nach ihm zu erkundigen, ohne nach ihm zu forschen. Heinrich erkundigte sich also, forschte also in Gegenwart des Königs und sogar der Königin Mutter. Er fragte bei Jedermann nach Orthon, von der Schildwache, welche vor der Pforte des Louvre auf und abging, bis zum Kapitän der Garden, der seinen Posten im Vorzimmer des Königs hatte; aber alle seine Fragen und alle seine Schritte waren vergeblich. Heinrich schien jedoch so sehr von diesem Ereignisse ergriffen und seinem armen abwesenden Diener dergestalt zugethan, daß er erklärte, er würde ihn nicht eher ersetzen, als bis er die Gewißheit erlangt hätte, er wäre für immer verschwunden.

Das Vorzimmer war also leer, als sich Margarethe bei Heinrich einfand.

So leicht auch die Tritte der Königin waren, so hörte sie Heinrich dennoch, und er rief, sich umwendend:

„Ihr, Madame!"

„Ja," erwiederte Margarethe, „lest geschwinde."

Und sie reichte ihm das Papier offen.

Es enthielt folgende Zeilen.

„Sire, der Augenblick, unsern Fluchtplan in Ausführung zu bringen, ist gekommen. In fünf bis sechs Tagen ist Beize die Seine entlang, von Saint-Germain bis Maisons, d. h. in der ganzen Ausdehnung des Waldes.

„Geht auf diese Jagd, obgleich es eine Beize ist. Zieht unter Eurem Kleide ein gutes Panzerhemd an, gürtet Euer bestes Schwert um, reitet das flinkste Pferd Eures Stalles.

Gegen Mittag, wenn die Jagd am stärksten ist und der König dem Falken nachgeeilt seyn wird, entzieht Euch allein, wenn Ihr allein kommt, mit der Königin von Navarra, wenn sie Euch folgt. Fünfzig der Unseren werden in dem Pavillon von Franz I. verborgen seyn, wozu wir den Schlüssel haben; kein Mensch soll erfahren, daß sie dort sind, denn sie kommen bei Nacht und die Läden werden geschlossen.

„Ihr reitet durch die Allee des Violettes, an deren Ende ich wachen werde; rechts von dieser Allee, in einer kleinen Lichtung, sind die Herren de La Mole und Coconnas mit zwei Handpferden. Diese frischen Pferde sind bestimmt, die Eurigen zu ersetzen, sollten sie zufällig müde seyn."

„Gott befohlen, Sire; seyd bereit, wir sind es."

Und Margarethe sprach nach sechzehnhundert Jahren dieselben Worte aus, welche Cäsar an den Ufern des Rubicon ausgesprochen hatte.

„Es sey, Madame," antwortete Heinrich, „ich werde mich Euch nicht widersetzen."

„Vorwärts, Sire, werdet ein Held, das ist nicht schwierig; Ihr habt nur Euren Weg zu verfolgen; und macht mir einen schönen Thron," sprach die Königin von Navarra.

Ein unmerkliches Lächeln schwebte über die feine Lippe des Bearners hin. Er küßte Margarethe die Hand und ging, ein Liedchen trällernd, zuerst hinaus, um den Gang zu erforschen.

Diese Vorsicht war nicht schlecht: in dem Augenblick, wo er die Thüre seines Schlafzimmers öffnete, öffnete Alençon die seines Vorzimmers. Heinrich machte Margarethe ein Zeichen mit der Hand und sagte dann ganz laut:

„Ah! Ihr seyd es, mein Bruder, ich nenne Euch willkommen."

Bei dem Zeichen ihres Gemahls begriff die Königin Alles und warf sich rasch in ein Ankleidecabinet, dessen Thüre ein dicker Vorhang bedeckte.

Der Herzog von Alençon trat mit schüchternem Schritte und rings umher schauend ein.

„Sind wir allein, mein Bruder?" fragte er halblaut.

„Vollkommen allein; was gibt es denn? Ihr seht ganz verstört aus."

„Wir sind entdeckt, Heinrich."

„Wie! entdeckt?"

„Ja, man hat Mouy verhaftet."

„Ich weiß es."

„Er hat dem König Alles gesagt."

„Was hat er gesagt?"

„Ich strebe nach dem Throne von Navarra und conspirire, um ihn zu erhalten."

„Ah, der Teufel," sprach Heinrich, „Ihr seyd also compromittirt, mein armer Bruder! Warum hat man Euch nicht auch verhaftet?"

„Ich weiß es nicht. Der König hat sich über mich lustig gemacht, indem er sich stellte, als böte er mir den Thron von Navarra an. Ohne Zweifel hoffte er mir ein Geständniß zu entlocken, aber ich habe ihm nichts gesagt."

„Und daran habt Ihr wohl gethan, Ventre-saint-gris!" rief der Bearner. „Wir wollen fest halten, unser Leben hängt davon ab."

„Ja," versetzte Franz, „der Fall ist sehr schwierig, und ich bin deßhalb gekommen, um Euch um Rath zu fragen, mein Bruder. Was glaubt Ihr, daß ich thun soll: fliehen oder bleiben?"

„Ihr habt den König gesehen, da er mit Euch sprach?"

„Allerdings."

„Nun wohl, so mußtet Ihr in seinem Geiste lesen! Folgt Eurer Eingebung."

„Ich würde lieber bleiben," erwiederte Franz.

So sehr auch Heinrich Herr über sich selbst war, so entschlüpfte ihm doch eine Bewegung der Freude, die, obgleich fast unmerklich, Franz nicht entging.

„Bleibt also," sprach Heinrich.

„Aber Ihr?"

„Bei Gott! wenn Ihr bleibt, habe ich keinen Grund zu gehen. Ich wollte nur von hier fort, um Euch zu folgen, . . . aus Ergebenheit, um meinen Bruder, den ich liebe, nicht zu verlassen."

„Es ist also aus mit allen unsern Plänen," sprach Alençon, „Ihr laßt Euch ohne Widerstreben von dem ersten Zuge des Mißgeschicks hinreißen?"

„Ich?" versetzte Heinrich, „ich betrachte es nicht als ein Mißgeschick, hier zu bleiben. Bei meinem sorglosen Charakter befinde ich mich überall wohl."

„Gut, es sey," sagte Alençon, „sprechen wir nicht mehr davon. Laßt es mich nur wissen, wenn Ihr irgend einen neuen Entschluß faßt."

„Ventre-saint-gris! ich werde nicht verfehlen, dieß zu thun," erwiederte Heinrich. „Ist es nicht abgemacht, daß wir keine Geheimnisse unter uns haben?"

Alençon wollte das Gespräch nicht weiter fortsetzen. Er entfernte sich ganz nachdenkend; denn einen Augenblick hatte er den Vorhang des Ankleidezimmers zittern zu sehen geglaubt.

Kaum war Alençon weggegangen, als wirklich dieser Vorhang aufgehoben wurde und Margarethe wieder erschien.

„Was denkt Ihr von diesem Besuche?" fragte Heinrich.

„Daß etwas Neues, Wichtiges vorgeht."

„Und was glaubt Ihr, daß dies seyn mag?"

„Ich weiß es noch nicht; aber ich werde es erfahren."

„Mittlerweile? . . ."

„Mittlerweile verfehlt nicht, morgen Abend zu mir zu kommen."

„Ich werde nicht ermangeln Madame," sprach Heinrich auf eine artige Weise seiner Gemahlin die Hand küssend.

Und Margarethe kehrte mit derselben Vorsicht, mit der sie ihre Wohnung verlassen solle, wieder in dieselbe zurück.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dumas, Alexandre,

Königin Margot

Bd.: 5-8

Stuttgart 1845

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.fr.o.27-km(5#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11718568-2